ATLANTA-FULTON PUBLIC LIBRARY
R0020486420

andlung-Antiquariat
UTTGART
rstr. 25 Gegr. 1840

Richard Burdon Haldane

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/richardburdonhal0000unse_y2m9

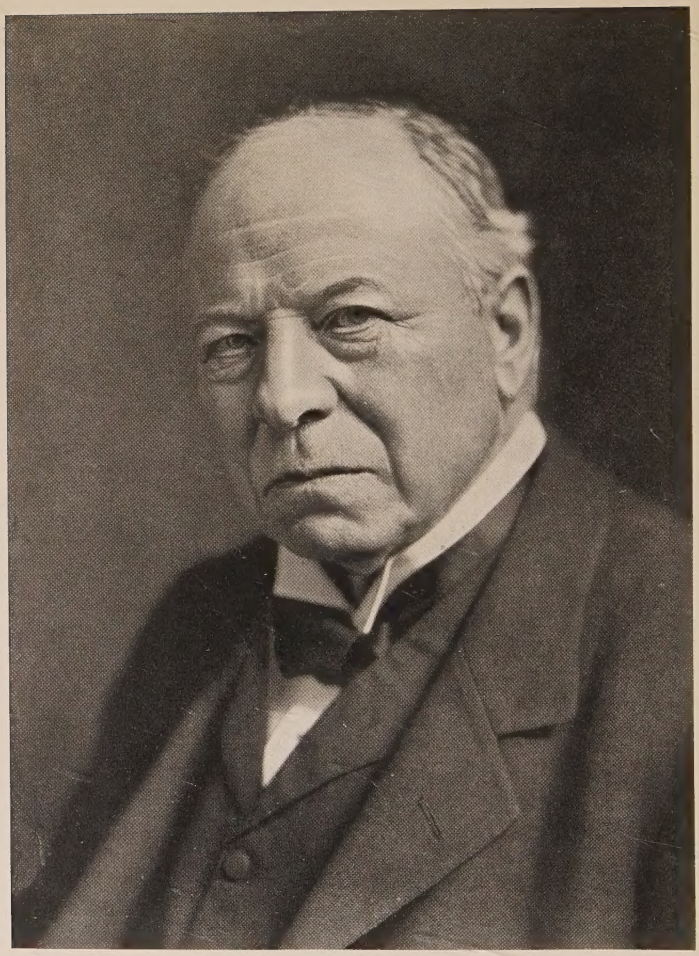

PHOTO ELLIOT & FRY

Richard Burdon, Viscount Haldane

Richard Burdon Haldane

Erinnerungen aus meinem Leben

Übersetzt und herausgegeben von
Herbert von Hindenburg
Gesandter z. D.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart
Berlin und Leipzig
1930

Mit einem Porträt des Verfassers

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Inhalt

Vorwort zur deutschen Ausgabe 7
Vorwort der Schwester des Verfassers 12
1. Jugend (1856—1885) 15
2. Mein Advokatenleben (1885—1905) 48
3. Eintritt in das öffentliche Leben (1880—1895) 78
4. Personen und Probleme (1895—1898) 108
5. Öffentliche Tätigkeit vor meinem Amtsantritt (1898—1905). 123
6. Die liberale Regierung und die Armee (1905—1910) 150
7. Die liberale Regierung (1905—1912) 185
8. Meine Amtszeit als Lord-Großkanzler (1912—1915) 219
9. Im Ruhestand (1915—1923) 252
10. Während und nach der Arbeiter-Regierung (1923—1828) ... 274
11. Rückblick 294
Register 303

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Richard Burdon Viscount Haldane of Cloan steht einzig in seiner Art unter den britischen Staatsmännern da. Als Sohn eines mittleren schottischen Anwalts schwang er sich zu einer geachteten Stellung im Parlament und zu höchsten Staatsämtern empor. Er wurde, wie es ihm Feldmarschall Haig nach dem Siege bescheinigte, „der größte Staatssekretär des Krieges, den England je gehabt hat", und er war zweimal Lord-Großkanzler, jener uns mittelalterlich anmutende hohe Würdenträger, der unter seiner Allongeperücke Justiz und Verwaltung vereinigt. Dieses Amt ist wohl die größte Anomalie in dem an Anomalien so reichen England. Auf dem steilen Pfade zum Erfolge half Haldane nicht die Hand der damals so mächtigen „Gesellschaft". Er mußte kostbare Zeit opfern, um ein „Weltmann" zu werden und in Häuser einzudringen, die zum Beispiel seinem vornehmen Parteikollegen Sir Edward Grey ohne weiteres offen standen und sich auch von dem gewandten Asquith rasch erobern ließen. Haldane unterzog sich dieser Aufgabe, für die er sich schlecht eignete, mit schottischer Zähigkeit und verfehlte selbst in Zeiten höchster öffentlicher und privater Arbeitsleistung keine irgendwie wichtige Einladung. Doch hat es zahlreiche britische Staatsmänner gegeben, die von kleinen Anfängen zu großen amtlichen und gesellschaftlichen Leistungen gelangt sind, und sich auch auf literarischem Gebiet ausgezeichnet haben. So bestimmen diese Leistungen nicht Haldanes Sonderstellung.

Charakteristisch für ihn war, daß er sich durch das Studium der deutschen und schottischen Philosophen und durch eigenes Nachdenken eine idealistische und doch reale Weltanschauung erworben hatte, der er seinen inneren Halt in allen Lebenslagen verdankte. Für

seine öffentliche Tätigkeit fast noch wichtiger war die Methode, die ihn zu der Weltanschauung geführt hatte. Seine philosophischen und naturwissenschaftlichen Forschungen hatten ihn immer wieder auf jene „Grundprinzipien" alles Denkens und Handelns hingewiesen, die ihm so wichtig erscheinen und die man seiner Ansicht nach erkannt und durchdacht haben muß, ehe man etwas unternimmt. Das war, wie es sich im Laufe seiner Selbstbiographie ergibt, nicht abstrakt, sondern durchaus konkret gemeint, besonders wenn es sich um die Sache handelte, die ihm als liberalen Imperialisten am meisten am Herzen lag: die Erhaltung und Fortentwicklung des britischen Reiches.

Deutschland war, wie er zum Schaden seiner Popularität verkündete, seine „geistige Heimat", aber er verzichtete deshalb nicht auf seinen britischen common sense. Was er von den Göttinger Tagen und von seinen Wanderungen auf Goethes Spuren erzählt, beweist uns, daß seine Verbundenheit mit der deutschen Seele keine bloße Redensart war. Allerdings fühlte er sich mehr in Weimar als in Potsdam zu Hause: das Preußen-Deutschland der wilhelminischen Epoche zeigte viele dem Lotze-Schüler unsympathische Züge. Vielleicht sah er in dem Selbsterhaltungstrieb unseres geopolitisch so ungünstig situierten Landes nur Eroberungslust, gegen die England sich sichern müßte.

Jedenfalls gelangte er 1906, als Staatssekretär des Krieges im Kabinett Campbell-Bannerman, mit seiner tiefschürfenden Methode zu dem Ergebnis, daß für Frankreich eine deutsche Gefahr bestände, die später, von der französischen Küste aus, auch Englands Inselstellung bedrohen könnte. Um den linken Flügel des französischen Heeres zu unterstützen, und England gleichzeitig im Falle einer Invasion zu sichern, schuf Haldane die Expeditionsarmee von 160000 Mann und die Territorialstreitkräfte. Der Zivilist und Philosoph befahl den Generalen im Kriegsamt und schmiedete die Waffe, die der französische Generalstab neben seiner eigenen brauchte. Die Expeditionsarmee nannte er humorvoll eine „Hegelsche" Armee und

legte so die sichere Grundlage, auf der die als harmlos und unverbindlich bezeichneten Unterhaltungen zwischen den englischen, französischen und belgischen Militärs weitergeführt werden konnten. Wenn Haldane Tirpitz vorwirft, das Kriegsschwert des Kaisers geschärft zu haben, so vergißt er, daß er selbst Britannias Dreizack erneuert und für den Wurf über den Kanal beschwingt hat.

Es ist gut, wenn die Wehrmacht der Zivilgewalt gehorcht. Wir wissen, wohin es führt, wenn Generale und Admirale sich mit Politik befassen. Aber wer befiehlt, ist verantwortlich. Von der Verantwortung, die französischen Revancheideen und den russischen Eroberungsdrang ermuntert zu haben, wird die Geschichte das Kabinett Asquith und das so einflußreiche „Komitee für die Reichsverteidigung", das Haldane oft erwähnt, nicht freisprechen.

Man fragt sich, wie es möglich war, daß einem Manne, der nach reiflicher Überlegung eine solche Bahn beschritt, und seinem rührigen militärischen Sekretär, Oberst Ellison, im Sommer 1906 wochenlang Einblick in den Betrieb unserer Wehrbehörden gegeben werden konnte. Die Erklärung liegt hauptsächlich darin, daß man in Berlin die englische Flotte, aber nicht die englische Armee ernst nahm. Der „Zivilist" Lord Haldane hat zwar loyalerweise keine Geheimnisse in Berlin ausspioniert, aber wichtiges Material heimgetragen, das ihm bei seiner Reorganisierung der „contemptible little army"[1] zustatten kam. Ein beispielloser Vorgang! Man stelle sich vor, daß Tirpitz damals den Wunsch geäußert hätte, unter ähnlichen Umständen das englische Marinewesen zu studieren. Sicherlich wäre die Genehmigung in London verweigert worden.

Denn nach den Flottennovellen von 1900 und 1905 zum Flottengesetz von 1898 wuchs das von der Harmsworthpresse und den alldeutschen Publikationen genährte Mißtrauen in England immer stärker empor. 1904 wurde der Schwerpunkt der englischen Flotte

[1] Der „verächtlichen kleinen Armee". So hatte man in Deutschland das britische Heer genannt, und die Angehörigen der Expeditionsarmee nannten sich danach selbst ironisch die „old contemptibles".

in die Nordsee verlegt und 1905 kam der erste Dreadnought. „Hätte man," schreibt Graf Reventlow, „den Dreadnoughtschritt nicht nachgetan oder nicht sofort, oder hätte man der Kostenerhöhung pro Schiff entsprechend die Sollstärke der deutschen Schiffzahl eingeschränkt, so wäre ein Umschwung der Politik Großbritanniens zu uns eingetreten. Wir hätten ‚gute Beziehungen' erlangt und viel Geld gespart. Aber es wäre ein deutsches Faschoda gewesen." Wäre es doch! fühlt man sich versucht, im heutigen „Rumpfdeutschland" auszurufen! Die Überschätzung unserer Machtstellung war zu groß, wir taten den Dreadnoughtschritt, und dann kam die Flottennovelle von 1912, die Haldane, „den einzigen Briten, der Deutschland kannte", auf Cassels und Ballins Betreiben am 8. Februar 1912 wieder nach Berlin brachte. Es war ein schwerer Gang für Haldane, vielleicht der schwerste und wichtigste seines Lebens, und er blieb erfolglos. Deutschland konnte nicht mehr darauf verzichten, seine Flotte in dem von den maßgebenden Marinefachleuten als erforderlich bezeichneten Umfang auszubauen, und England war schon zu fest mit Frankreich verbunden, um sich auf eine Neutralitätsformel festzulegen. Der Abgrund klaffte und konnte durch Verhandlungen über die Bagdadbahn und den afrikanischen Kolonialbesitz wohl zeitweilig verdeckt, aber nicht ausgefüllt werden. In Paris und St. Petersburg war man zufrieden. Haldane aber war mit ehrlichem Verständigungswillen nach Berlin gekommen, und hatte uns weder übertölpeln wollen noch sich von Tirpitz übertölpeln lassen, wie später behauptet wurde.

Lord Haldane war ein Vielwisser und ein Vielkönner. Sein Lebenslauf interessiert nicht nur den Politiker, sondern auch den Juristen, den Militär, den Theologen und alle die, die sich mit dem Schulwesen, den Universitäten und den sozialen Fragen beschäftigen. Sport lehnte er, sehr unenglisch, als Zeitvergeudung ab und leistete nur als Spaziergänger gelegentlich Außerordentliches. Als er bereits im 67. Lebensjahr stand, zog ihn der ethische Inhalt der sozialistischen Theorie zur Arbeiterpartei hin, aber er wurde enttäuscht.

Für die Förderung des Fortbildungswesens, das ihm besonders am Herzen lag, vermochte er nur wenig bei seinen neuen Parteigenossen zu erreichen. Und er hatte ihnen doch, wie sein Brief an Ramsay Macdonald und die Ausführungen über das Kohlenproblem zeigen, große Konzessionen gemacht. Auf bürgerlicher Seite warf man ihm vor, daß er die Probleme der Vermögensabgabe und der Verstaatlichung der Kohlengruben zu leicht genommen und ihre gefährliche finanzielle Tragweite nicht erkannt habe. Haldane war kein Finanzmann, was in der kapitalistischen Ära gewiß ein Mangel ist. Und, obgleich er als Advokat durch angestrengte Arbeit viel verdient hatte, hing er persönlich nicht am Gelde. Es war ein schöner Zug von ihm, daß er von den 10000 £, die ihm als Lord-Großkanzler zustanden, nur 6000 £ annahm,[1] weil so hohe Gehälter seiner Ansicht nach nicht mit dem Geist einer Arbeiterregierung in Einklang ständen. Es ist nicht bekannt geworden, ob andere Mitglieder des ersten Kabinetts Macdonald seinem Beispiel gefolgt sind.

Lord Haldane war ein Menschenfreund, ein großer Arbeiter und ein guter Patriot. Es ist tragisch, daß er dazu ausersehen war, den Krieg gegen ein Volk mit vorzubereiten, das er nach seinem eigenen am tiefsten liebte, und dem er sein geistiges Rüstzeug verdankte.

[1] Zirka 120000 Mark; die 80000 Mark, auf die Haldane verzichtete, standen ihm als „Sprecher" im Oberhause zu.

Vorwort der Schwester des Verfassers

Dieses Buch ist vielleicht weniger eine Selbstbiographie[1] als ein Bericht über ein Lebenswerk. Der Verfasser erzählt von seinen Zielen, von Erfolgen und Niederlagen, und geht auch auf den Sinn seines Lebens ein, das jedenfalls von andauerndem und starkem Streben erfüllt war. So gibt das Buch zweifellos die Ansichten des Verfassers über die Ereignisse, an denen er beteiligt war, richtig wieder, was natürlich nicht ausschließt, daß diese Ereignisse von anderer Seite eine abweichende Beurteilung erfahren. Daß es Zeiten gab, in denen die herzliche Hochachtung der Welt vorhanden war, und andere, in denen sie fehlte, erhöht das Interesse der Darstellung. Denen, die die Verhältnisse genau kannten, kam es vor, daß die Charaktereigenschaften des Verfassers sich am deutlichsten während der zweiten Periode offenbarten.

Die Entstehung des Buches soll hier kurz geschildert werden. Vor drei Jahren, nach dem Tode der Mutter, die eine wichtige Stellung in unserem Familienkreise eingenommen hatte, war ich häufiger bei meinem Bruder. Er pflegte an den Sonntagen, wenn er Zeit hatte, gewisse wichtige Briefe und andere Schriftstücke mit mir durchzugehen, die ich nach seinem Tode verwahren sollte. Ich wies darauf hin, daß meine Aufgabe erleichtert würde, wenn er eine zeitlich geordnete Darstellung seines so viele Gebiete berührenden Lebens niederschriebe. Nach langem Zögern entschloß er sich, meinem Wunsch während der verhältnismäßig ruhigen Zeit der Sommer- und Weihnachtsferien zu willfahren. Wie man sieht, wurde das letzte Kapitel kurz

[1] Der Titel der Originalausgabe lautet: R. B. Haldane. An Autobiographie.

vor dem Tode verfaßt. In mancher Hinsicht ist die Erzählung unvollständig, aber ich habe die Empfindung, daß sie der Welt so übergeben werden müsse, wie er sie hinterlassen hat. Wahrscheinlich würde mein Bruder, wenn er länger gelebt hätte, manche Zusätze gemacht haben, besonders über die Einflüsse in seinem Elternhause und unter seinen Freunden, die so viel für ihn bedeuteten. Gesprochen hat er mit mir davon.

Über die letzten Lebenswochen meines Bruders ist nicht viel zu sagen. Er starb, wie er gelebt hatte, im Geiste des letzten Kapitels seines Buches. Er war vor dem Ende der Tagung nach Cloan gefahren, weil er sich immer schwächer werden fühlte und von der Ruhe Besserung erhoffte. Kurz vor der Abreise hatte er in Upham einen Vortrag vor den Mitgliedern des Arbeiterbildungsbundes von Swindon gehalten. Es war eine eindrucksvolle Ansprache. Er forderte seine Zuhörer auf, vor allem zwei Bücher zu lesen: Das Johannesevangelium und Platos Verteidigung des Sokrates. Darin würden sie den Geist der Liebe und der Duldsamkeit finden, der ihr Führer im Leben werden könnte. Jedenfalls hätte er sich stets von diesem Geiste leiten lassen. Dieser Vortrag und ein anderer, den er vor der Vereinigung der Hauptlehrerinnen über die Relativität des Wissens hielt, waren seine letzten öffentlichen Ansprachen.

Es erfreute ihn sehr, vor der Abreise aus London zu vernehmen, daß er einstimmig zum Kanzler der Universität St. Andrews gewählt worden sei, die er liebte und in der er seine Gifford-Vorlesungen gehalten hatte. Obgleich ihm die sorgsamste Pflege zuteil wurde, vermochte er sich nicht zu erholen, und das Ende kam schnell und sanft am Nachmittag des 19. August, eines Sonntags.

Wir legten ihn in der Grabstätte von Gleneagles zur Ruhe. Sie dient seit vielen Jahrhunderten unserem Geschlecht, und die kleine Kapelle ist vor kurzem wieder hergestellt worden, zur Erinnerung an die Haldanes, die im Kriege gefallen sind. Unter den zahlreichen

Trauergästen befanden sich geziemenderweise viele Angehörige der regulären Armee und der Territorialtruppen. Dudelsackpfeifer der Black Watch[1] gingen an der Spitze des Trauerzuges durch Auchterarder den Glen[2] hinauf. Und in den Bergen, die er so liebte, sangen wir die schottische Lesart des 121. Psalms: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt."

Cloan, Perthshire, im Oktober 1928.

Elisabeth Haldane

[1] Bekanntes schottisches Regiment.
[2] Bergtal im Hochland.

Erstes Kapitel

Jugend

(1856—1885)

Die Vergangenheit so darzustellen, wie sie wirklich war, ist keine leichte Aufgabe. Während das Leben sich abrollt, verändert sich der Gesichtspunkt und mit ihm der Ausblick. Mein Ausblick hat sich allmählich und andauernd verändert, daher muß ich bei dem Versuch, meine Erlebnisse zu schildern, meine Erinnerung an Hand der Dokumente und Briefe nachprüfen, die ich aufbewahrt habe, und kann nicht umhin, auf manche Dinge einzugehen, die meinen Lesern recht unbedeutend erscheinen mögen. Und dennoch wird meine Beschreibung Stückwerk bleiben.

Mein Leben war insofern interessant, als es mich mit bedeutenden Menschen verschiedenster Art zusammen gebracht hat. Viel habe ich mit Philosophen und Staatsmännern verkehrt, also mit kontemplativen und auch eminent praktischen Geistern. Ich glaube, sagen zu dürfen, daß mich die Erforschung des Lebens als Ganzen stets mehr gefesselt hat als die Beschäftigung mit den Vorkommnissen des Tages. Doch zwang mich eine ironische Fügung lange dazu, praktische Aufgaben im öffentlichen Leben zu erfüllen. Obgleich ich mich durchaus nicht immer zum Staatsdienst hingezogen fühlte, habe ich es als meine Pflicht betrachtet, ihm mehr Zeit und Können, soweit ich solches besaß, zu opfern als meinen persönlichen Interessen. Einmal erging an mich der Ruf zu einer Professur der Philosophie, und ich hielt Vorlesungen für die Gifford-Stiftung[1] ab. Die Um-

[1] Stiftung des Lordrichters Gifford für die schottische Universität St. Andrews.

stände haben es mit sich gebracht, daß ich Mitglied vieler Akademien und gelehrter Gesellschaften wurde und von ungefähr zwölf Universitäten den Doktortitel erhielt. Auch war ich ein vielbeschäftigter Advokat[1] und 40 Jahre Parlamentarier. Zehn Jahre lang war ich Mitglied verschiedener Kabinette, und ich möchte nicht aus Eitelkeit, sondern der Vollständigkeit halber bemerken, daß ich, soweit mir bekannt, länger als irgend jemand sonst Staatssekretär des Krieges, und zweimal Lord-Großkanzler gewesen bin. Außerdem habe ich viele Jahre dem Komitee für die Verteidigung des britischen Reichs angehört, sowohl als Vorsitzender, wie als gewöhnliches, aber sehr tätiges Mitglied, und wurde auch häufig zur interimistischen Leitung anderer Regierungsressorts berufen. Meine richterliche Tätigkeit bei den höchsten Gerichten, dem Hause der Lords und der Rechtsabteilung des Kronrates,[2] hat mich viel Zeit gekostet, und dazu bin ich neuerdings Führer der Opposition im Oberhause geworden, was nicht so schwierig ist, wie es aussieht. Ich erwähne das alles bloß, um zu zeigen, daß ich nicht übertreibe, wenn ich auf die Verschiedenartigkeit der von mir ausgeübten Berufe hinweise. Ich habe mich nicht dazu gedrängt, und kann ehrlich behaupten, daß ich, im Unterschied zu anderen Leuten in ähnlicher Lage, das fortwährende Auf und Ab meines Lebenslaufes nie besonders tragisch genommen habe.

[1] Der englische Ausdruck ist „barrister", d. h. ein Anwalt, der vor der bar, den Gerichtsschranken, eine Sache vertritt. Der barrister ist zunächst ein jüngerer Advokat, ein „Junior", bis er „silk" nimmt, d. h. bis er die seidene Robe als Queens (heute Kings) counsel, als königlicher Rat erhält. Der Auftraggeber des „barrister" ist der „sollicitor", der ihm die „briefs" (Aufträge, Sachen) übergibt. Das Honorar ist auf dem „brief" verzeichnet. Der barrister heißt in Schottland „advocate" und der „sollicitor" „writer to the signet". Somit zerfällt die Tätigkeit der Anwälte in England und Schottland in die der plädierenden und der nichtplädierenden Anwälte. Zum besseren Verständnis bezeichne ich erstere als Advokaten und letztere als Anwälte.

[2] Privy Council, eigentlich Geheimer Rat des Königs oder der Königin.

Über dieses „Auf und Ab" muß ich noch etwas sagen. An und für sich war es merkwürdig, daß Höhepunkte sich einstellten. Denn von Natur aus besaß ich nicht die Eigenschaften, durch die Höhepunkte hervorgebracht werden. Ich war kein Redner, und mein Äußeres war nicht besonders bestechend. Was ich besaß, war Arbeitsfreudigkeit, die mit den Jahren wuchs, und auch heute noch nicht nachgelassen zu haben scheint. Große Energie besaß ich nicht, wenigstens nicht jene Energie, die persönliche Wünsche aufstellt und verwirklicht. Diese Eigenschaft ist von großem und eigentümlichem Wert für den, der sie besitzt, denn ich habe bemerkt, daß solche hartnäckige Leute viel von den guten Dingen dieser Welt erraffen. Das ist mir nur selten gelungen. Aber ich habe wenigstens die Gelegenheiten erkannt, die sich im Laufe meiner Arbeit zeigten, und sie mit Mut ergriffen, so oft dies möglich war. Ich glaube nicht, daß ich jemals vor einer geistigen oder körperlichen Leistung zurückgeschreckt bin. Vielleicht mutete ich mir sogar zuviel zu. Jedenfalls habe ich heute diesen Eindruck. Doch will ich mich, da dies unwesentlich geworden ist, nicht länger dabei aufhalten.

Geboren bin ich 1856[1] in Edinburg, aber meine Eltern und wir Kinder verbrachten einen großen Teil des Jahres in Cloan, einem kleinen Landsitz, den mein Vater in Perthshire besaß. Ich lebe dort auch jetzt, wenn ich nicht in London sein muß. Nach dem Tode meines Vaters[2] habe ich Cloan von seinen Treuhändern erworben und das Haus vergrößert. Mein Vater war ein schottischer Anwalt, dessen Tätigkeit sich in gewisser Hinsicht von der seiner englischen Kollegen unterscheidet. Denn Mitte des 19. Jahrhunderts war die schottische Grundstücksgesetzgebung noch verwickelter als selbst die englische. Unsere Anwälte nahmen eine besondere Stellung bei dem obersten Gericht ein. Sie waren, wie die Grundstücksanwälte in England, Hüter der Überlieferung bei Grundstückszessionen, und rangierten daher hoch in der juristischen Hierarchie. Außerdem fun-

[1] Am 30. Juli.

[2] Robert Haldane, † 1877.

gierten sie als Vermögensverwalter ihrer Kunden, mit denen sie oft auch Bande der Verwandtschaft verknüpften. So hatte mein Vater viele Vettern unter den schottischen Grundbesitzern und wurde von ihnen, der damaligen Sitte entsprechend, häufig zu Rate gezogen. Als Knabe kam ich oft mit unseren Verwandten zusammen, und lernte bei ihnen viele andere Leute kennen.

Meine Mutter war eine Burdon, aus der angesehenen Familie in Northumberland. Ihr Vater, Neffe von Lord Eldon und Lord Storell, war in Northumberland begütert, und ich bin als Knabe oft in einem seiner Landhäuser, Jesmond, gewesen. Unser Familienleben war harmonisch. Mein Vater war zweimal verheiratet, und ich hatte Stiefbrüder und -schwestern aus seiner ersten Ehe. Der Altersunterschied brachte es mit sich, daß sie sich vermählten und einen eigenen Hausstand gründeten, während wir Jüngeren bei den Eltern blieben. So kam es, daß wir mit unseren Stiefgeschwistern, trotz gegenseitiger Zuneigung, nur selten zusammentrafen. Ich habe noch zwei Brüder und eine Schwester. Zuweilen lebten wir in Edinburg, wo mein Vater ein Haus, in dem sich auch sein Büro befand, am Charlottenplatz besaß. Aber wir waren lieber in Cloan, das damals Cloanden hieß. Im Herbst hatten wir gewöhnlich einen Hauslehrer, der uns unterrichtete. Im Winter siedelten wir nach Edinburg über. Dort kam ich zuerst in eine Vorbereitungsschule, die von einem unserer früheren Hauslehrer geleitet wurde. Es war eine etwas primitive und demokratische Schule, in der es oft mit der Organisation haperte. Zwei Jahre später trat ich in die Edinburgische Akademie über, ein wohlbekanntes Externat, in dem es zwar ordentlicher herging, das aber, wenn man einen modernen Maßstab anlegt, noch viel zu wünschen übrig ließ. Ein eifriger Schüler war ich nie. Starken Einfluß übte auf mich nur der erste Direktor der Akademie aus, Dr. Clyde, ein bedeutender Mann, Vater des jetzigen Lord-Präsidenten des obersten schottischen Gerichtshofes für Zivilsachen. Von ihm habe ich viel gelernt, besonders die stoische Weltanschauung, die er stets zur Geltung brachte. Er stand zum Leben wie ein alter

Römer und beherrschte die klassische Literatur, allerdings ohne die Fähigkeit, seinen Schülern ihre tiefere Bedeutung zu übermitteln. Aber er lehrte uns wenigstens vor allem die Wahrheit suchen. Zu seinen Aufgaben gehörte es, uns in das Alte Testament einzuführen. Er bemühte sich, unseren Bibelglauben nicht zu erschüttern, aber wir merkten, daß er nicht alles für wahr hielt, was da geschrieben stand. Die Folge war, daß ich diesen Bibellektionen keinen Geschmack abgewinnen konnte. Die Erfahrung, die ich damals und später machte, hat mich bezweifeln lassen, ob es weise ist, Leute als Religionslehrer zu verwenden, die nicht wirklich religiös sind.

Im Herbst war ich regelmäßig in Cloan, wo ich von Duncan Macdonald, dem jüngeren Bruder eines früheren Hauslehrers, unterrichtet wurde. Er war ein sehr gewissenhafter, aber oberflächlicher Lehrer und Begleiter für uns. Gegen Ende meiner Schulzeit in der Akademie erhielt ich lateinische und griechische Nachhilfestunden von Hugh Wilson, dem Assistenten des Universitätsprofessors für Latein, Sellar, mit dem ich später näher bekannt werden sollte. Mit 16 Jahren kam ich an die Universität Edinburg und trat in die philosophische Fakultät ein. Ich trieb Lateinisch unter Sellar, Griechisch unter Blackie[1] und englische Literatur bei Masson. Sellar[2] und Masson waren Professoren wie sie sein sollen, wirkliche Erwecker; aber Blackie, obgleich immer fesselnd, war zu exzentrisch, um ein guter Lehrer zu sein. In der Schule war ich nicht hinreichend vorbereitet worden, um alles auszunutzen, was Sellar bot, aber er war ein großer Gelehrter und ließ mich Lucretius erkennen, wie er erkannt werden sollte. Masson war auch ein guter Führer und übte einen starken persönlichen Einfluß aus.

Ich nahm aktiven Anteil an den Sitzungen der studentischen philosophischen Gesellschaft und schloß Freundschaft mit Andrew Seth, später Professor Seth Pringle-Pattison, mit Robert Barbour,

[1] John Stuart (1809—1895), schottischer Gelehrter, übertrug 1834 Goethes Faust in englische Verse.

[2] William Young (1825—1890), bedeutender schottischer Humanist.

W. R. Sorley und William A. Haswell, einem hochbegabten Studenten, der Professor der Biologie in Neu-Süd-Wales wurde. Diese waren alle ungewöhnliche junge Leute. Mit Seth sollte ich später, 1883, an einer Sammlung von Aufsätzen über die Kritik der Philosophie zusammenarbeiten, die dem Andenken von T. H. Green gewidmet war. Diese Aufsätze, die von uns und anderen geschrieben waren, erregten einiges Aufsehen. Während meines ersten Studienjahres wurde ich auch an der Universität London immatrikuliert, und die nachhaltige und systematische Arbeit, die erforderlich war, um das Aufnahmeexamen zu bestehen, bekam mir ausgezeichnet. Ich schlüpfte knapp durch und hatte zum erstenmal gelernt, was es heißt, sich geistig zu sammeln.

Nebenbei las ich viel. Auch wurde ich sehr intim mit Hutchison Stirling, dem Verfasser von „Hegels Geheimnis". T. H. Green und Eduard Caird zogen mich durch ihre Schriften zum „Idealismus" hin. Unter dem bedeutenden Professor P. G. Tait arbeitete ich auch naturwissenschaftlich. Aber am stärksten beeinflußte mich Sellar. Er hatte mich gern und pflegte mich mit Männern wie Jowett[1] und Matthew Arnold[2] bei sich einzuladen. So lernte ich in seinem Sinne etwas von dem tieferen Einblick in das Leben kennen, den die Literatur vermittelt.

Am meisten begeisterten mich Sellars Vorlesungen über De Rerum Natura von Lucretius. Über fünfzig Jahre ist es her, als ich Sellar seine Lieblingsstellen deklamieren hörte. Die Verse am Anfang des zweiten Buches bleiben in meinem Gedächtnis eingegraben, und ich sage sie mir oft vor, wenn ich allein bin:

„Sed nil dulcius, bene quam munita tenere
Edita doctrina sapientum templa serena,
Despicere unde quaeas alios passimque videre

[1] Master des Balliol College in Oxford, Platoübersetzer (1817 bis 1893).

[2] Berühmter, etwas dunkler Dichter und Pädagoge (1822—1888).

Errare atque viam palantis quaerere vitae,
Certare ingenio, contendere nobilitate,
Noctes atque dies niti praestante labore
Ad summas emergere opes rerumque potiri.“ [1]

Das war Sellars Glaubensbekenntnis, und ich habe es von ihm übernommen. Im großen und ganzen bin ich Leonardo da Vincis Überzeugung gefolgt, daß Wissen besser sei als Erleben.

In Cloan, um dahin zurückzukehren, lasen wir Kinder viel und waren auch oft im Freien, um uns sportlich zu betätigen. Ich besaß eine Flinte und pflegte vor Morgengrauen aufzustehen und auf den Stoppelfeldern den Waldhühnern und dem Birkwilde nachzustellen. Auch Schwimmen übten wir fleißig. Nicht weit vom Hause war ein tiefer, düster aussehender Teich, zu dem wir uns oft mit einem großen, schwarzen, sehr anhänglichen Neufundländer begaben. Er war sehr klug und billigte nicht, daß wir ins Wasser sprangen. Er folgte uns dann und versuchte uns ans Land zu ziehen. Er liebte uns zärtlich, und nichts machte ihm mehr Spaß, als wenn wir vier Kleinen in seine Hütte krochen. Dann kam er uns nach und bewachte den Eingang.

Mein Vater stand mit allen Tieren auf vertrautem Fuß. Die Tauben setzten sich auf seine Schultern, wenn er sie nach dem Morgenfrühstück fütterte, und Pferde und Ponys suchten in seinen Taschen nach Brot. Er war altmodisch und liebte das einfache Leben auf

[1] „Aber süßer ist nichts, als die wohlbefestigten heitern
Tempel inne zu haben, erbaut durch die Lehre der Weisen:
Wo Du hinab kannst sehn auf andere, wie sie im Irrtum
Schweifen, immer den Weg des Lebens suchen und fehlen
Streitend um Geist und Witz, um Ansehn, Würde und Adel,
Tag und Nacht arbeitend mit niemals rastendem Streben,
Sich zu dem Gipfel der Macht, empor sich zu drängen zur Herrschaft.“

Lucrez, Von der Natur der Dinge. II. Buch, 7—13. Übersetzt von Karl Ludwig von Knebel.

dem Lande. Auch war er fromm und predigte alle vierzehn Tage in einer für diesen Zweck hergerichteten Scheune vor einer zahlreichen Zuhörerschaft von schottischen Landsleuten, die Gottes Wort in strenger Einfachheit vernehmen wollten. An den anderen Sonntagen pflegte er weit hinaus zu verschiedenen Dörfern zu reiten und dort zu predigen. Bei diesen Ritten begleitete ich ihn auf einem Pony, den mir einer unserer Verwandten geschenkt hatte und der „King Cole“[1] hieß.

Meine Mutter war auch tief religiös, aber weniger dogmatisch als mein Vater. Sie las mit uns die Bibel, die sie gut kannte, und war sehr besorgt um unsere Gesundheit. So hatten wir ein einfaches aber glückliches Heim. Viel Taschengeld erhielten wir nicht, aber Entbehrungen brauchten wir uns nicht aufzulegen, auch nicht als Schüler und Studenten in Edinburg. Unsere Mutter ging sehr zart mit uns um. Stets hatte sie unser Bestes im Auge, und wir beteten sie an. Mit zunehmendem Alter wuchs unsere körperliche Leistungsfähigkeit. Wir machten große Fußtouren. Mehrmals habe ich von Cloan aus den Ben Lawers erklommen, einen 4000 Fuß hohen Gipfel der Grampians und unserem in den Ochilshügeln gelegenen Hause gerade gegenüber. Ich erinnere mich, daß ich mit meinen jüngeren Brüdern um 2 Uhr morgens aufgebrochen bin, und wir die Strecke auf den Ben und zurück, 73 Meilen[2], in 23 Stunden zurückgelegt haben. Am Fuße des Ben stießen wir auf eine andere Gesellschaft, welche die Nacht in dem Gasthofe verbracht hatte und einen Rekordanstieg vollbringen wollte. Aber wir hatten mehr Puste als sie, weil wir schon nächtlicherweile über Berg und Tal gewandert waren, und schlugen sie leicht. Meine beiden Brüder gingen bald darauf von Ballater nach Cloan, quer durch die Grampians, 101 Meile in 30 Stunden und 50 Minuten, ohne sich zu überanstrengen.[3] Später, als ich „Barrister“ war, legte ich ohne vorheriges

[1] „König Kohle“ nach dem bekannten Volksliede.
[2] Eine Meile = zirka 1600 Meter.
[3] Das klingt etwas phantastisch.

Training die Strecke von Brighton nach London leicht in etwa 14 Stunden zurück. Als Kriegsminister begab ich mich einmal nach Lewes,[1] um Truppen zu besichtigen, die von dem General der Division vorgeführt wurden. Der Kraftwagen, der uns nach der Besichtigung abholen sollte, erschien nicht und der General fragte mich besorgt, ob ich imstande sein würde, einen kleinen Teil des Weges nach London zu Fuß zurückzulegen. Ich lächelte und marschierte dem General auf und davon.

In den Schluchten um Cloan lernten wir klettern. Als ich in Göttingen studierte, ging der Professor für Geologie mit mir und anderen Studenten in den Harz, um Versteinerungen zu suchen. Vor einem steilen und hohen Felsen bemerkte der Professor, daß an einer Stelle ziemlich hoch oben wahrscheinlich interessante Exemplare zu finden sein würden. Aber leider sei es nicht möglich, dort hinauf zu gelangen. Ich sagte nichts, sondern steckte meinen Hammer in die Tasche und kletterte los. Damals waren die Deutschen nicht so athletisch veranlagt wie heutzutage. Angstvoll bat man mich, wieder herunter zu kommen, aber schon hatte ich die Stelle erreicht und schlug mit dem Hammer einen mir interessant erscheinenden Klumpen ab. Als ich nach dieser nicht einmal übermäßig schwierigen Kletterpartie unten angelangt war, holten wir aus dem Klumpen eine ziemlich wertvolle Versteinerung hervor. Man machte mir Vorwürfe wegen der angeblichen Gefahr, der ich mich und die Untenstehenden ausgesetzt hätte, aber dann wurde die Versteinerung gereinigt und in dem Universitätsmuseum unter der Bezeichnung „Petrefactum Nomine Haldane“ aufgestellt.

Vieles, was ich mit 16 und 17 Jahren las, hatte meinen Glauben an die Überlieferungen erschüttert, in denen ich damals die wichtigste Grundlage des Christentums zu erkennen glaubte. Ich war von einer starken, mehr gefühlsmäßigen Religiosität erfüllt, die in jener Zeit ganz Schottland ergriff. Aber nun bestürmten mich Fragen. Hielt der Ursprung dieser Gefühle der Kritik stand? Ich vertiefte mich in

[1] Stadt in Sussex (Südengland).

die Literatur. Solche Bände wie „Der alte und der neue Glaube“ von Strauß und Renans „Leben Jesu“ stellten mich vor neue Fragen. Die Theologen, an die ich mich wandte, konnten mir nicht helfen, da sie selber zu sehr an der Oberfläche geblieben waren. Blieb die Philosophie, und ich begann Metaphysik zu studieren. Meine Eltern wollten mich nach Balliol College[1] schicken, aber sie fürchteten sich vor den anglikanischen Einflüssen, die sie in Oxford vermuteten. Blackie, der Professor für Griechisch in Edinburg, sah weiter und hatte einen anderen Plan für mich. Ich hatte ihn und andere um Rat gefragt. Einige von diesen zeichneten sich auf theologischem Gebiet aus, aber auch sie rieten mir nur Sir William Hamilton[2] und andere Autoren der schottischen Schule zu lesen, die über die Philosophie des Unendlichen geschrieben hatten.

Schließlich sagte Blackie: „Einer kann Ihnen gut tun und Ihnen helfen, und obgleich er weit von hier wohnt, müssen Sie zu ihm gehen, und ich werde dafür sorgen, daß man Sie freundlich aufnimmt.“ Er überredete meine Eltern, mich nach Göttingen zu schicken, wo damals Lotze, einer der größten und durchgeistigtsten deutschen Denker, auf der Höhe seines Ruhmes stand. Ich war siebzehn und konnte nur wenig deutsch, aber am Sonnabend Nachmittag im April 1874 fuhr ich auf einem Dampfer von Leith nach Hamburg ab. Meine Mutter und meine alte Kinderfrau sagten mir in Leith Lebewohl. Es war ein nicht gerade luxuriös eingerichteter Erzdampfer, und ich befand mich zuerst in recht gedrückter Stimmung. Doch traf ich an Bord einen schottischen Studenten der Chemie, Rogers, der schon in Göttingen gewesen war und nach den Ferien dorthin zurückkehrte. Wir befreundeten uns, und als wir in Hamburg eintrafen, blieben wir dort einen Tag und reisten abends mit einem Zuge weiter, der um 4 Uhr morgens in Göttingen ankommen sollte. Dort lud Rogers mich in seine Wohnung in der Gronerstraße ein, wo ich mich zwei Stunden auf dem Sofa ausruhte. Aber ehe ich

[1] Ein bekanntes Studentenhaus in Oxford.

[2] Metaphysiker (1788—1856), war 1817 und 1820 in Deutschland.

einschlief, sah ich aus dem Fenster, und alles in dieser fremden Universitätsstadt erschien mir so ungewohnt, daß ich Heimweh bekam. Im Morgengrauen betrübte mich besonders der Anblick einer Frau und eines Hundes, die einen Mann und ein Kalb auf einem Karren zogen. Ich verstand, daß ich unter merkwürdigen und schwer verständlichen Leuten leben sollte. An jenem Tage fand ich Zimmer, richtete mich ein und machte einige Bekanntschaften. Deutsche Stunden nahm ich bei einer Dame, mit der ich mich wirklich anfreundete und die ich später fast in jedem Jahr in Göttingen besuchte, bis ich Lord-Großkanzler wurde und daher nicht mehr ins Ausland reisen durfte. Fräulein Schlote, auf die ich zurückkommen werde, lebt nicht mehr. Die Trauer um den Krieg — es war eine großer Trauer für sie — und Altersschwäche führten ihren Tod herbei. Sie war eine treue Freundin für mich und half mir viel bei meinen Studien. Nach meinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst besuchte ich sie wieder, und wir standen bis zu ihrem Tode in Briefwechsel. Lotze, zu dem ich mit einem Einführungsbrief von Blackie kam, empfing mich sehr freundlich. Der ruhige und zurückhaltende alte Gelehrte erkannte die geistige Krisis, in der ich mich befand und veranlaßte mich, Fichtes volkstümliche Schriften zu lesen, vor allem „Die Bestimmung des Menschen". Mit Hilfe von Fichtes und Berkeleys[1] Schriften und unter dem Einfluß von Lotzes Vorlesungen gelang es mir, mich durchzukämpfen und größere Einsicht zu gewinnen.

Die Studenten stammten aus sehr verschiedenartigen Kreisen, und obgleich einige, die ich kennenlernte, recht anständig waren, so weiß ich doch nicht genau, ob ich mit den besten zusammengekommen bin. Ich wurde bald Mitglied der Hildesia, einer studentischen Verbindung zweiten Ranges. Wir hatten in jeder Woche einmal Kneipe, und mehrere Mitglieder, darunter ich, speisten regelmäßig zusammen. Deutsch lernte ich rasch und lebte mich gut ein. Göttingen war damals recht rückständig mit nur halb soviel Einwohnern als heute, es war noch nicht das großartige geistige Zentrum mit der Wechsel-

[1] Idealistischer englischer Philosoph 1684—1753.

wirkung zwischen Universität und Gesellschaft, wie in der Zeit kurz vor dem Weltkriege. Interessant war das Leben aber doch, wenn man, wie ich, in nähere Berührung mit bedeutenden Professoren kam. Als Nebenfach trieb ich Geologie unter Professor von Seebachs Leitung. Ich machte lange Ausflüge zu Fuß und war bei Mensuren zugegen, die von Mitgliedern meiner Verbindung ausgefochten wurden. Diese Kämpfe waren kein Kinderspiel, die Wunden waren zuweilen schwer, und ich habe das Blut zentimeterhoch aus den Adern spritzen sehen. Bei den Kneipabenden ging es oft wild zu. Auch erinnere ich mich, daß wir einen Pudel besaßen, den einzigen unverbesserlichen Trunkenbold, dem ich jemals in der Hundewelt begegnet bin. Er schlappte gierig das Bier auf, das aus dem Spundloch in eine vor dem Faß aufgestellte Schale überfloß, und pflegte sich derartig zu betrinken, daß er nicht mehr auf die Beine kam, wenn man ihn rief. Es wurde viel bei den wöchentlichen Kneipabenden geredet, so daß ich die deutsche Umgangssprache schnell erlernte.

Das Leben der Studenten in Göttingen um 1874 war nicht gerade fein zu nennen. Ich war erstaunt, daß ich bei der Immatrikulation versprechen mußte, mich nicht in Schlafrock und Pantoffeln auf der Straße zu zeigen, aber ich merkte bald, daß diese Vorschrift, deren Beobachtung die Universitätspedelle erzwangen, durchaus nicht überflüssig war. Die Gewohnheiten der Studenten waren eigentümlich. Ich lebte in der Zindelstraße, beim Ratskeller, in einem Hause, dessen Erdgeschoß von einem Kürschner namens Nöhden bewohnt war. Wie alle Studenten erhielt auch ich einen riesigen Hausschlüssel, den man „Hausbar" nannte, hinten an der Weste befestigte und hervorholte, wenn man ihn brauchte. Diese Schlüssel paßten zu vielen Türen, so daß es schwer war, zurückgezogen zu leben, da die Studenten gewöhnt waren, in alle Häuser einzudringen. In einer Nacht erwachte ich in meinem Zimmer, in dem, obgleich ich es allein bewohnte, zwei Betten standen und merkte, daß sich etwas unter mir bewegte. Als ich unter meinem Bett nachsah, starrten mir zwei rote

Augen entgegen, was mich beunruhigte. Dann hörte ich von dem anderen Bett her, das leer sein sollte, ein Geräusch, das zweifellos Schnarchen war. Ich machte Licht und entdeckte einen betrunkenen Studenten, der mit Hilfe seines großen Schlüssels in unser Haus eingedrungen war, seinen Pudel unter mein Bett und sich selbst auf das andere geworfen hatte. Ich erwies meine Gastfreiheit, indem ich wieder in mein Bett stieg und friedlich weiter schlief.

Die Studentenbuden waren sehr schmutzig und die Waschgelegenheiten mangelhaft. Daher badeten wir morgens in der Leine, die dadurch berühmt geworden sein soll, daß Bismarck als Student hineinsprang, um sich vor seinen Gläubigern zu retten. Andere Möglichkeiten, ein Bad zu nehmen, gab es nicht, und die Leine war kein besonders sauberer Fluß. Die Stadt, in der viel gewöhnliches Leder hergestellt wurde, roch nach Gerbstoffen, aber das tat der Universität und ihrem Stamm von berühmten Professoren keinen Abbruch. Ein Jahr verbrachte ich in Göttingen, dann ging ich nach Dresden, um ungestört Philosophie zu studieren. Mein einziger Umgang war der Professor der Philosophie am Dresdener Polytechnikum. In späterer Zeit kehrte ich oft nach Göttingen zurück und schloß Freundschaft mit vielen Professoren. Als ich in Deutschland bekannt geworden war und Bücher geschrieben hatte, wollten die Theologen, daß ich Dr. h. c. der Theologie würde, aber die philosophische Fakultät bestand auf den Doktor der Philosophie, verbunden mit dem Ehrentitel eines Magisters Artium. Diese Würde wurde dann mir und gleichzeitig einer anderen Persönlichkeit verliehen, die in Göttingen in hohem Ansehen stand, nämlich dem Admiral Tirpitz. Das Diplom, das ich bei diesem Anlaß erhielt, habe ich aufbewahrt, und mein Name wurde auch während des Krieges nicht gestrichen. Ein Beispiel, das auch manche Körperschaften bei uns hätten befolgen sollen. Trotz der Zerstreuungen, die das studentische Leben mit sich brachte, verfolgte ich das Ziel, das ich mir gesetzt hatte, weiter. Meine Hauptbeschäftigung bildeten philosophische und bis zu einem gewissen Grade theologische Studien. Die damit verbundene An-

strengung führte mich zu größerer Klarheit. Mit dem heimischen Kirchenglauben hatte ich gebrochen, und es eröffneten sich mir weitere Horizonte, vor denen jener Bruch an Bedeutung verlor. Ich kehrte in viel besserer Verfassung nach Schottland zurück, weil ich die Grundlage für eine feste Weltanschauung gelegt hatte, was später von großem Wert für mich werden sollte.

Die Auswüchse des deutschen Studentenlebens hinderten meine Gefährten nicht daran, viel und systematisch zu arbeiten. Einige von ihnen suchten, wie ich, die Wahrheit. Jedenfalls herrschte in Universitätskreisen keine Neigung für Kirchenwesen. Überhaupt war von Religion wenig die Rede, aber einige Professoren brachten uns dem letzten Grund der Dinge näher. Man schrieb mir vor, nicht nur Fichte und Bischof Berkeley, sondern auch Kant zu lesen und lehrte mich denken. Ich kam aus Göttingen mit neuen Ideen zurück und verdankte vor allem Berkeley viel. Von meinen religiösen Schwierigkeiten war ich befreit, und ich versuchte, den Sinn der Begriffe Gott, Freiheit, Unsterblichkeit zu erforschen. Lotze hatte mich veranlaßt, diese Forschung in einem neuen Geiste zu betreiben und sie aus dem theoretischen Dunkel herauszuheben, das diese Begriffe umgab.

Man empfand Ehrfurcht vor den vielen großen Lehrern, die Schüler aus allen Teilen Deutschlands nach Göttingen zogen. Man fühlte, daß, wenn irgendwo, so in dieser Universität eine Lösung für die Probleme des Daseins gefunden werden könnte. Diese sich oft so närrisch gebärdende Gemeinschaft war innerlich ernst gestimmt. Wer einige Zeit in ihr verbrachte, merkte das, erkannte aber auch, daß der glücklich verlaufene Feldzug gegen Frankreich das geistige Niveau hinabgedrückt hatte. Das Geld spielte eine größere Rolle als zur Zeit von Herbart, Gauß und Ewald. Meine bereits von mir erwähnte Literaturlehrerin, Fräulein Schlote, erzählte mir manches aus Göttingens alten Tagen. Sie hatte mehrere Jahre eine höhere Töchterschule geleitet. Sie war eine der gebildetsten Frauen, die ich je kennengelernt habe. In ihrem Goethe war sie zu Hause wie ein

Philologe und besaß eine umfassende Kenntnis der englischen Literatur. Später habe ich sie oft wieder in Göttingen aufgesucht. Durch den Krieg verlor sie ihre Ersparnisse und litt Not, die ich bis zu ihrem 1925 erfolgten Tode ein wenig zu lindern vermochte. In ihren Briefen hielt sie mich stets auf dem laufenden über alle neuen Bewegungen der deutschen öffentlichen Meinung, Literatur und Theologie. Sie war ebenso fromm wie gelehrt, und die Erinnerung an das, was sie mir gegeben hat, erfüllt mich mit warmer Dankbarkeit.

Ich kehrte im August 1874 aus Göttingen nach Cloan zurück, so verändert in meinem Äußeren, daß meine Familie mich kaum erkannte, als ich aus dem Zuge stieg. Ich hatte mein Haar lang wachsen lassen, trug einen Schnurrbart und war sehr mager geworden. Göttingen, das jetzt eine ausgedehnte und glänzend eingerichtete Stadt ist, ließ damals in hygienischer Hinsicht viel zu wünschen übrig. Aber was mein Körper zeitweilig eingebüßt hatte, wurde auf anderen Gebieten wieder gut gemacht. Ich hatte gelernt, folgerichtig zu arbeiten und eine Leidenschaft für das Studium der Philosophie war in mir erwacht. Ich hatte gelernt, daß man wertvolle Bücher sorgfältig bis zu Ende lesen muß, wenn man ihren Sinn erfassen will. Das hat allerdings auch die Wirkung, daß man weniger Bücher liest. Aber mein einst so starkes Verlangen nach Sport und Vergnügungen war schon durch einen kurzen Aufenthalt in der Atmosphäre einer deutschen Universität sehr verringert worden. Ich hatte jetzt mehr Zeit und Lust für literarische Studien, zumal mir eine zweite Sprache zur Verfügung stand. Ich vertiefte mich in Kant und las auch weiter Fichte. Bald trieben mich Hutcheson, Stirling und Green zu Hegel hin.

Eine große Veränderung war in mir vorgegangen. Bedrückt und unsicher, wohin ich mich wenden sollte, war ich nach Göttingen gegangen. Ich verließ es mit der Überzeugung, daß Idealismus zur Wahrheit führt. Berkeley und Fichte hatten mich auf Regionen hingewiesen, in die auch ihre Weisheit nicht drang. So begann ich zu ahnen, daß eine weitere Entwicklung möglich war, und daß ich bei

den großen Denkern der Antike und der Jetztzeit, zu denen auch Dichter wie Shakespeare, Wordsworth und Goethe gehören, Anregungen finden würde, mit deren Hilfe ich auf einem beschwerlichen aber sicheren Wege vorwärtsschreiten könnte. Oxford hätte mir vielleicht dasselbe, wenn auch auf ganz andere Weise, geben können wie Göttingen, aber sicher nicht mehr von dem, was ich damals brauchte.

Als ich nach Schottland zurückkehrte, blieb ich dieser Methode treu. Ich studierte in Edinburg weiter, hauptsächlich unter der anregenden Leitung des Professors der Philosophie Fraser. Auch arbeitete ich wieder mit meinen alten Freunden und Kommilitonen Pringle-Pattison, Barbour, Sorley, Haswell und anderen. Wir hatten alle mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und ich war gut vorbereitet aus Deutschland zurückgekommen. Ich hatte gelernt, beharrlich zu arbeiten. Es wurde mir nicht schwer, Auszeichnungen, Stipendien und die Bruce of Grangehill-Medaille der Philosophie zu erringen. Aber ich erlebte eine Niederlage. Ich hielt mich für verpflichtet, philosophischer Doktor der Wissenschaft zu werden und sandte meine These ein. Als These hatte ich „Unsterblichkeit" gewählt. Die Professoren der Philosophie billigten die These, aber auch der Professor der Botanik als Dekan der Fakultät der Wissenschaften mußte befragt werden. Er war ein orthodoxer Anhänger der alten Schule und weigerte sich, eine These zuzulassen, hinter der er eine gefährliche Lehre vermutete. So bin ich nie Doctor Scientiae geworden, und meine Erfahrung machte einen so tiefen Eindruck auf meinen Freund Pringle-Pattison, daß er seine eigene These nicht einreichte. Aber darüber kamen wir bald hinweg. Wir erkannten klar, daß Leute, die, wie jener Professor der Botanik, nicht selber Philosophen waren, sich für solche Entscheidungen nicht eigneten.

Ich habe bereits erwähnt, daß ich mich an der Universität Göttingen immatrikulieren ließ, um Lotze zu hören. Ich will ihn und die Wirkung, die seine Vorlesungen auf mich ausübten, hier nicht

beschreiben, weil ich dies schon recht ausführlich in einem besonderen Buche[1] besorgt habe. Auch andere Große, wie Ritschl und von Ihering, dessen Bücher über Jurisprudenz ich später las, habe ich gehört. Wöhler, der Entdecker des synthetischen Harnstoffs, las nicht mehr, aber man traf ihn oft auf der Straße. Gauß und Riemann waren tot, aber Göttingen blieb ein Sammelpunkt für Mathematiker, und die Bronzegruppe von Gauß, wie er sich über die gebeugte Gestalt des Physikers Weber neigt und ihm aus gewissen dunkeln Stellen seiner Experimente heraushilft, war an der Stadtmauer errichtet worden, die damals die Stadt umgab.

Sorgen anderer Art kamen jetzt über mich. Meine Eltern liebten mich innig und ließen mir jede erdenkliche Freiheit. Aber vor allem mein Vater gehörte zur alten theologischen Richtung. Er war ein überzeugter Baptist und hatte uns daher als Kinder nicht taufen lassen. Obgleich er zu glauben vorgab und wohl auch wirklich glaubte, daß man auch ohne Taufe erlöst werden könne, war es ihm dennoch sehr peinlich, daß sein Sohn ungetauft aufwachsen sollte. So flehten er und meine Mutter mich an, diesem Zustand ein Ende zu bereiten. Obgleich ich der Zeremonie gern aus dem Wege gegangen wäre, sagte ich mir, daß ihr in einer Gemeinschaft, wo die Taufe allgemeine Regel war, keine große Bedeutung zukam, wenn ich mich auf keine Formel verpflichtete und kein Versprechen abgab. Die Besorgnis meiner Eltern wog schwerer für mich als meine Abneigung, und wenn diese Besorgnis wirklich auf eine Weise beseitigt werden konnte, die mich geistig nicht schädigte, so war ich bereit, mich der Taufhandlung zu unterwerfen. Ich glaube, daß mein Vater sich nicht im geringsten darüber klar war, wie weit wir in den Grundfragen auseinandergeraten waren. Er schlug vor, den Taufakt ganz

[1] Universities and National Life (Universitäten und nationales Leben), Murray 1912, S. 22ff. Übersetzt von Dr. W. Henkel unter dem Titel: „Die idealistische Lebensarbeit von Lord Haldane, früherem Kriegsminister, jetzigem Großkanzler von England", Dresden 1912, Verlag von G. Kühtmann.

still in einer Kirche vorzunehmen, in die unsere Familie ging, wenn sie in Edinburg war. Außer den Nächststehenden sollte niemand zugegen sein, aber anscheinend nahm er die Angelegenheit leichter als ich. Jedenfalls hatte er nicht reinen Mund gehalten, und als ich in die Kirche kam, war nicht nur der Geistliche, sondern eine Menge von Diakonen und anderen Zuschauern erschienen. Mein Entschluß war sofort gefaßt. Ich sagte, daß ich mich taufen lassen, aber hinterher eine Erklärung abgeben würde. Wassertriefend entstieg ich dem Taufbecken, stellte mich vor der Gemeinde auf und verkündete, daß ich mich nur meinen Eltern zuliebe der Handlung unterzogen hätte, und daß ich, um Mißverständnissen vorzubeugen, einige Worte an die Gemeinde richten müßte. Ich fühlte mich verpflichtet zu erklären, daß ich ihre Lehren nicht annehmen könnte, und daß ich das, was sich ereignet habe, als einen rein äußerlichen Vorgang ansähe. Ich trennte mich daher ein für allemal von dieser Kirche und ihren Lehrern und von jeder anderen kirchlichen Gemeinschaft. Dann zog ich mich um und entfernte mich. Es herrschte große Bestürzung, aber niemand sagte etwas, wahrscheinlich, weil nichts zu sagen war. Mein Vetter, der später verstorbene Bischof von Argyll, der zugegen war, ging mir nach und war sehr freundlich und verständnisvoll. Der Zwischenfall war damit erledigt, er wurde nie wieder, selbst im Schoße meiner Familie nicht, erwähnt, aber ich gewann durch ihn einen neuen Freund, George Makgill of Kemback, Schwager meines Vaters aus erster Ehe. Er hatte ein interessantes Äußere und war weitdenkend. Und war doch ein Tory von der alten Sorte, mit Christoph North[1] und der Blackwoodgruppe vertraut, die sich von Sir Walter Scott her erhalten hatte. Deutsche Philosophie und Literatur kannte er gut und, da er Mittel und Muße besaß, hatte er eine beträchtliche Anzahl deutscher philosophischer Werke gesammelt. Er nahm Anteil an den Schwierigkeiten, die ich in meiner Familie zu überwinden hatte, und ich habe verständnisvolle Briefe darüber

[1] Pseudonym des John Wilson, Schriftstellers und Professors der Moralphilosophie in Edinburg (1785—1854).

von ihm aufbewahrt. Bald darauf starb er und hinterließ mir seine Bibliothek. Ich halte sein Gedächtnis in hohen Ehren.

Nur noch einmal kam es beinahe zu einem Zusammenstoß zwischen meinem Vater und mir über theologische Fragen. Ich hatte an einer Sitzung der philosophischen Gesellschaft teilgenommen und als ich nach Hause kam, ging ich ins Eßzimmer, um drei Bücher zu suchen, die ich dort gelassen hatte. Es waren Neanders „Leben Christi", Renans „Leben Jesu" und George Eliots Übersetzung von Straußens „Leben Jesu". Neanders Buch war durchaus orthodox, und doch kam ich dazu, als mein Vater gerade dieses Buch wegen einer kleinen Häresie, auf die er zufällig gestoßen war, in den brennenden Kamin werfen wollte. Nur dadurch gelang es mir, das Buch zu retten, daß ich auf seine Zugehörigkeit zur Stadtbibliothek hinwies. Renan und Strauß beachtete er nicht. Diese Namen bedeuteten nichts für ihn, und er fragte auch nicht, ob diese Autoren die Lehre der „Eingebung durch das Wort" erschütterten, an die er von Jugend auf fest glaubte.

Mein guter Vater ließ mich jetzt frei und mischte sich nicht mehr ein. Ich wählte mir selbst meine Laufbahn, und er hinderte mich nicht, sondern half mir, wo er konnte. Ebenso ergeben war meine Mutter. Sie wachte über uns und lebte für uns. Nie werde ich ihre zärtliche Fürsorge vergessen. Später entwickelte sie sich geistig sehr stark und wurde im Alter eine bemerkenswerte Persönlichkeit.

Von ihren Kindern war das anziehendste wohl mein jüngerer Bruder Georg, der mit 16 Jahren an Diphtherie starb. Er war tief religiös und von Zweifeln nicht angekränkelt. Er wäre ein guter Mensch geworden, wenn er am Leben geblieben wäre. Beim Klavierspiel hatte er einen schönen Anschlag und vermochte die beste Musik in gefühlvoller Weise zum Ausdruck zu bringen. Er hatte ein liebenswürdiges, sehr empfindliches Naturell, das, wenn er nicht gestorben wäre, wohl schwer unter der Härte des Daseins gelitten hätte. Sein Tod traf meine Eltern sehr hart, und blieb auch für uns ein tiefer und dauernder Schmerz. Als das Ende nahte, sandte mich

der Arzt zu meinem Vater, um ihn zu rufen. Er empfing die Nachricht mit sehr trauriger, aber gefaßter Miene. „Ehe die Welt geschaffen war, war dieses bestimmt," sprach er in feierlichem Ton. Als auch er, zwei Jahre später, sterben mußte, war seine Haltung die gleiche. Es war Gottes Wille, daß er sterben sollte, und so fand er Frieden in diesem Willen und empfahl ihm sein Weib und seine Kinder.

Georgs Tod warf meine Mutter nieder, und ohne daß wir es wußten, hatte sie sich die gleiche Krankheit zugezogen, an der ihr Sohn gestorben war. Wir gingen nach Lowwood an den Ufern des Windermeresees, und dort, nahe bei Gegenden, die Wordsworth liebte, erholte sie sich zu unserer Freude. In diesem Sommer 1875 gingen wir dann vor Cloan noch nach Edinburg. Unsere alte Kinderfrau, Betsy Ferguson, die uns alle großgezogen hatte, pflegte meine Mutter. Eine bessere Kinderfrau kann ich mir nicht vorstellen, und mir war sie besonders zugetan. In unserer Familie war es sozusagen abgemacht, daß ich in die englische Advokatur eintreten sollte. Einer meiner Urgroßonkel, John Scott, Lord Eldon, war Lord-Großkanzler und sein Bruder William Scott, Lord Stowell, war ein bedeutender Jurist und Richter gewesen. Als ich 6 Jahre alt und mit meiner Kinderfrau auf Besuch in Montague Grove in Hamptstead, dem Londoner Hause meines Großvaters mütterlicherseits, Richard Burdon Sanderson, war, führte mich Mrs. Ferguson in das Haus der Lords, das gerade nicht tagte. Sie überredete den Führer, ihr zu erlauben, daß sie mich auf den Wollsack[1] setzte und rief dann aus: „Dies Kind wird eines Tages das Recht haben, hier zu sitzen!" — „Vielleicht sprechen Sie die Wahrheit," sagte unser hochländischer Hausmeister, der auch dabei war, „aber wenn es soweit ist, Mrs. Ferguson, wird Ihr Kopf tief in der Erde ruhen." Jedenfalls war ich durch Familienbeschluß für die englische Advokatur bestimmt, und begann bald, mich darauf vorzubereiten.

Als wir von Lowwood nach Edinburg übergesiedelt waren, las ich weiter Philosophie und dehnte dieses Studium bis zu der philo-

[1] Sitz des Lord-Großkanzlers.

sophischen Grundlage der Jurisprudenz aus. Edinburg wirkte damals sehr anregend. Berühmte Professoren zierten die Universität und ihr Einfluß wurde auch in der Gesellschaft der Stadt fühlbar. Es gab bedeutende Richter wie Inglis, und in den Kirchen stattliche und beredte Prediger. An der Spitze des ärztlichen Berufs standen Joseph Lister und andere weltberühmte Männer. Ebenso hatte die Advokatur viele Vertreter, die sich nicht nur in der Praxis, sondern auch durch Gelehrsamkeit auszeichneten. Auch jüngere Männer tauchte nauf, wie Robert Louis Stevenson,[1] dem man häufig begegnete. Von allen Seiten wurde ich ermutigt, als ich aus Göttingen zurückkehrte. Der Einfluß Lotzes und Göttingens auf mich erregte Aufmerksamkeit. Meine Eltern verkehrten hauptsächlich in kirchlichen und religiösen Kreisen, aber ich durfte gehen, wohin ich wollte, und mir eigene Freunde machen. Ich begann Jura zu studieren und nahm in London an den juristischen Diners in Lincolns Inn[2] teil. Ich arbeitete in Edinburg bei den bekannten Anwaltsfirmen Tods, Murray & Jamieson und Drummond & Reid. Bei der einen Firma informierte ich mich über Grundstücksabtretungen und Feudalrecht, bei der anderen über die kaufmännische Seite des Anwaltsgeschäfts. Die Inhaber waren sympathisch und hilfreich, und ich nahm vieles in mir auf, was mir sonst unzugänglich geblieben wäre.

1877 starb mein Vater im Alter von 72 Jahren. Er starb, wie er gelebt hatte, in festem Glauben an das, was er für ewig wahr hielt. Von den Dingen, die seinen jüngeren Kindern wichtig erschienen, war er stets zu weit entfernt gewesen, um innerlich mit uns zusammenzuwachsen. Aber er liebte uns, und wenn wir Erfolg hatten, war er stolz darauf. Er führte ein schlichtes Leben in Edinburg und Cloan und reiste nur selten außer Landes mit meiner Mutter. Er

[1] Bekannter Romanschriftsteller, dessen Werke auch ins Deutsche übersetzt worden sind.

[2] Die älteste und vornehmste Rechtsschule, jedes Mitglied muß vierundzwanzigmal im Jahr an den gemeinsamen Mahlzeiten teilnehmen.

war ein eifriger Calvinist, wie sein Vater und sein Onkel, der große Opfer gebracht hatte, um für seinen Glauben öffentlich zu zeugen. Sie hatten eine Schule für religiöse Gedankenarbeit gegründet, die noch lange weiter bestand, besonders in Genf. In Süddeutschland pflegten mich Leute zu fragen, ob ich ein „Haldaneschüler" wäre. In den siebziger Jahren besuchten uns zuweilen hervorragende Mitglieder der Schule in Schottland.

Nach dem Tode meines Vaters fiel es mir ob, als Ältester der zweiten Kindergruppe die Angelegenheiten zu ordnen. Die erste Gruppe nahm keinen Anteil daran. Mein Bruder Georg war zwei Jahre vorher gestorben. Mein anderer Bruder, John, hegte eine starke Neigung für biologische Forschungen, die ihn dann auch in Oxford und später beschäftigten. Von neuen Gesichtspunkten aus trat er an die Physiologie heran. Auch Philosophie interessierte ihn, und er schrieb mit mir einen Aufsatz über die Beziehungen zwischen Philosophie und Naturwissenschaft, der 1883 in dem von mir bereits erwähnten Bande „Versuche zur Kritik der Philosophie" erschien. In diesem Aufsatz versuchten wir, jeder von seinem Standpunkt aus, zu beweisen, daß die Erscheinungen unverständlich bleiben müßten, wenn die biologischen Experimente nicht auf ganz anderen Beziehungen als den rein mechanischen aufgebaut würden. Dieser Auffassung ist mein Bruder in Zusammenhang mit der Experimentalwissenschaft treu geblieben, während ich ihr auf erkenntnistheoretischem Gebiete gefolgt bin. Meine Schwester Elisabeth studierte Philosophie und schrieb auch Bücher der verschiedensten Art, wie „Das Leben Descartes", „Die Geschichte der Krankenpflege", „Das Leben George Eliots"[1], und hat sich auch im öffentlichen Erziehungswesen Verdienste erworben. Mein jüngster Bruder, William, wurde ein erfolgreicher Anwalt und war lange Vertreter der Krone in Schottland. Ich schulde ihm Dank für die liebevolle Mühewaltung, durch die er mich von der Sorge um meine Privatgeschäfte

[1] Marian Croß, berühmte Romanschriftstellerin (1819—1880), war 1854 in Berlin, hat Werke von Strauß und Feuerbach übersetzt.

entlastete. Er ist Großgrundbesitzer geworden und hat viel Zeit auf die Verwaltung seiner Ländereien und auf das Studium der Methoden verwendet, die man kennen muß, um Erfolge auf landwirtschaftlichem Gebiete zu erzielen. Er und mein Bruder John sind verheiratet und haben Kinder. Meine Schwester und ich sind unvermählt geblieben. Sie lebt mit mir in Cloan und in London in Queen Annes Gate.

In vorstehendem habe ich in Umrissen die Geschichte meiner Jugend aufgezeichnet. Diese Periode endete mit meiner Übersiedelung nach London und meinen ersten Erfahrungen bei der Advokatur. Es war eine interessante Zeitspanne, aber wohl nicht ganz ohne Nachteile für mich. Ich hatte viel an den Universitäten gelernt, aber es war doch eine andere Art von Vorbereitung als die meiner Mitbewerber in der Advokatur und für das Parlament. Auch hatte ich zu reichlich mit viel älteren Männern verkehrt. Ich hatte einige intime, gleichartige Freunde — einer der letzten von ihnen war John Kemp. Ich habe Schopenhauer mit ihm übersetzt und stand ihm bis zu seinem vor einigen Jahren erfolgten Tode nahe. Wir unterhielten uns viel, aber nur über überweltliche Dinge. Meine anderen Freunde waren auch sehr ernste junge Leute. Mit Sport und Gesellschaft kam ich zuerst in London nur wenig in Berührung und blieb recht unbeholfen. Über ein angenehmes Äußere, das andere Mängel hätte aufwiegen können, verfügte ich nicht, und ich hatte eine schwache Stimme. Das waren, wenn ich es in der Advokatur zu etwas bringen wollte, ernstliche Nachteile. Andererseits war ich imstande, folgerichtig zu denken und besaß ein gutes Gedächtnis, das alles, was ich las, genau registrierte. Auch war ich sehr unternehmend und beharrlich und vertraute, wahrscheinlich in übertriebenem Maße, auf meine Fähigkeit, durchzusetzen, was ich mir vorgenommen hatte.

Dann hatte ich, was selten ist, eine wirkliche Weltanschauung. Vom Materialismus hatte ich mich abgewendet, und es bestand für mich kein Zwiespalt mehr zwischen der wissenschaftlichen und der religiösen Auffassung, zu der ich mich durchgerungen hatte. Orthodox

war meine Auffassung allerdings nicht. Zum Kirchenwesen fühlte ich mich nicht hingezogen, obgleich Männer wie Henry Drummond[1] und George Adam Smith zu meinen Freunden zählten. Meine Beziehung zu religiösen Dingen war echt. Sie ging von der tiefen Überzeugung aus, daß eine Erfahrung um so mehr an Wert gewinnt, je geistiger sie ist. Zu dieser Überzeugung hatten mich mein alter Lehrer Lotze und auch Hegel gebracht, den ich so eingehend studiert hatte, wie der Umfang meiner Kenntnisse es mir damals ermöglicht hatte. Weiter ergab sich daraus für mich, daß systematisches Wissen sowohl in der Philosophie als auch in der Wissenschaft nur dann seine Aufgabe erfüllen kann, wenn es zu den Grundprinzipien hinleitet. Diese Feststellung war mir später bei meiner Advokatentätigkeit von großem Nutzen. Nicht beim Kreuzverhör, in dem ich es nie weit brachte, und nicht bei Schwurgerichtsfällen. Aber sie war von hohem Wert bei der Einführung wichtiger Streitfragen vor den obersten Gerichten, wo die Richter auf Prinzipien Wert legten und vom Advokaten Verständnis dafür erwarteten.

In diesem Vorbereitungsstadium siedelte ich 1877, bald nach meines Vaters Tode, nach London über und lebte seitdem abwechselnd dort und in Cloan. Zuerst wohnte ich in St. Petersburg Place, nahe beim Bayswater Road. Geld hatte ich nicht viel, aber da mir ein gutes Auftreten wichtig erschien, machte ich auf die Hinterlassenschaft meiner Mutter Schulden. Es war kein hoher Betrag, und ich zahlte ihn später leicht aus meinem Verdienst als Advokat zurück.

Ich fing bei William Barber mit Billigkeits-[2] und Grundstücksverkehrssachen an. Er war ein „Junior"[3], der in hohem Ansehen

[1] 1851—1897 naturwissenschaftlicher Theologe.

[2] Um die Härten des common law (gemeines Recht, Gewohnheitsrecht) und des durch Parlamentsakte geschaffenen statute law zu mildern, hat sich als drittes Recht Equity (Billigkeit) entwickelt, das Inhalt und Geist des Gesetzes mehr berücksichtigt, als Form und Buchstaben.

[3] Jüngerer Advokat, der noch nicht Königlicher Rat ist.

beim Kanzleigericht stand, und ich kam gut mit ihm aus. Während des Jahres, das ich in seinem Büro in Old Square, Lincolns Inn verbrachte, arbeitete ich eifrig an der Aufstellung von Gutachten und Entwürfen für Streitschriften und Urkunden. In dieser Hinsicht erschien mir nichts schwer, wenn ich es mit den Büchern der deutschen Metaphysiker verglich. Ich arbeitete den ganzen Tag, außer wenn ich Prozessen beiwohnte, und beobachtete, wie große Advokaten ihre Sachen vor berühmten Richtern wie James und Jessel[1] vertraten. Wenn ich nicht arbeitete, las ich Bücher über Jurisprudenz, für die mich eine Leidenschaft gepackt hatte, während die Philosophie zurücktrat.

Barber hatte eine große Kundschaft — von Anwälten in der Provinz und auch in London liefen immerfort Anfragen für Gutachten und Weisungen für Entwürfe ein. Barber hatte einen recht geschickten Vertreter in Ingham, einen sehr klugen und erfahrenen Mann. Ingham war ziemlich verschlossen und unnahbar, und wir Lehrlinge empfanden großen Respekt vor ihm. Als ich in Amt und Würden war, gelang es mir, Barber und Ingham Landrichterstellen zu verschaffen.

Nachts in meiner Wohnung und oft im Bett las ich juristische Bücher. Am meisten fesselten mich Erstausgaben, die noch nicht von Kommentatoren entstellt und modernisiert worden waren. Ich las John William Smiths[2] erste Ausgabe, wie andere Leute einen Roman lesen. Ich war auch viel in der Bibliothek von Lincoln's Inn. Mein gutes Gedächtnis ermöglichte es mir, die Sachen, die ich studiert hatte, und sogar die Bücher, in denen sie behandelt waren, genauer als die meisten meiner Kollegen gegenwärtig zu haben. Die Folge war, daß Barber mir komplizierte Fälle, über die er um ein Gutachten ersucht worden war, anvertraute und mir auftrug, Ent-

[1] Sir George Jessel (1824—1883), Master of the Rolls. S. S. 46 Anm.

[2] Rechtsschriftsteller (1809—1845). Sein bekanntestes, hier gemeintes Buch ist „Leading Cases" (Prozeßführung), das 1896 die zehnte Auflage erreichte.

würfe für ihn zu machen. Das war eine sehr gute Übung für mich. Noch jetzt erinnere ich mich an viele Texte der juristischen Autoritäten, die ich damals in mich aufgenommen habe.

Viele meiner Gefährten in Barbers Büro trieben Sport und waren nicht sehr fleißig, so daß mir die interessanteste Arbeit zufiel. Barber lud uns in sein Haus in Pinner ein, wo ich hauptsächlich Juristen begegnete. Dies war sehr nützlich, da ich auf diese Weise viele beim Kanzleigericht zugelassene Advokaten kennen lernte. Sonst traf ich in London noch die wissenschaftlichen Freunde meines Onkels, Professors John Burdon Sanderson, der später geadelt wurde. Er und seine Frau waren sehr gastfreundlich zu mir. Aber allmählich erwuchs in mir der Wunsch, auch ein gesellschaftliches Leben anderer Art kennenzulernen, und ich nahm sogar Tanzstunden mit einer sehr ernsten und hervorragenden Ärztin, Frau Elisabeth Garrett Anderson, welche, wie ich, die Mängel einer etwas engen Erziehung gutmachen wollte. Ich tanzte zum erstenmal in ihrem Hause, und ich wurde auch zu Tanzereien eingeladen, was eine ganz neue Erfahrung für mich war. Aber lange gab ich mich diesen Eindrücken nicht hin.

Meine Leidenschaft für Jurisprudenz nahm weiter zu. Ich zog nach Bruton Street um und studierte weiter. Die Philosophie war nicht vergessen, aber Minerva triumphierte, und ich wandte mich auch der Nationalökonomie zu. Ich lernte Chapmann kennen, der damals noch die Westminster Revue herausgab, und rezensierte Bücher für seine Monatsschrift, die aber damals schon zurückging und sich dem Ende ihrer glänzenden Laufbahn näherte.

Nach meinem Jahr bei Barber wollte ich Gemeines Recht studieren und wurde durch den späteren Lord-Kanzler Farrer Herschell, Bruder der Mrs. Burdon Sanderson, bei Lumley Smith, einem bekannten „Junior" des „Temple"[1] eingeführt. Dort lernte ich gründlich Gemeines Recht. Lumley Smith hatte von meiner Tätigkeit bei Barber gehört und schätzte meine Kenntnis des Billigkeitsverfah-

[1] Ebenfalls ein Büro- und Wohnhaus für Juristen.

rens. Wie Barber ließ er mich bei seinen schwierigen Sachen mitarbeiten und half mir auf jede Weise. Ich blieb bei ihm, bis ich Ende 1879 als Advokat zugelassen wurde.

Ich richtete mein Büro in einer Mansarde in New Square 5, Lincoln's Inn, ein. Meine nächtliche Muße benutzte ich, um Quellen und Gesetzsammlungen zu lesen. Aber Barber hatte mich nicht vergessen. Er war der Herausgeber eines berühmten Buches, Darts „Verkäufer und Käufer", gewesen und vertraute mir, mit Darts Zustimmung, die Vorbereitung einer neuen Auflage an, für die Nachfrage bestand. Diese Arbeit nahm einige Zeit in Anspruch. Ehe sie beendigt war, bekam ich auch als Advokat etwas zu tun. Mit Barbers Einwilligung gewann ich Sheldon, der mein Schüler gewesen war, für meine Arbeiten. Schließlich brachten wir die neue Auflage heraus. Ich glaube nicht, daß man mehr in ihr fand als eine sorgfältige Leistung, und doch hatten wir uns große Mühe gegeben und auch gesetzliche Bestimmungen hinzugefügt über die Nachteile von Käufern, die in verschiedener Hinsicht Betraute der Verkäufer sind.

Ein Blick in meine alten Honorarbücher zeigt mir, daß ich in dem ersten Jahr nur 31 £ 10 s verdiente, ausschließlich aus Schottland, denn ich kannte fast gar keine Londoner Anwälte. Das nächste Jahr, 1880, war nur wenig besser mit 109 £. Auch das dritte brachte nicht viel, nur 160 £. Aber im vierten Jahre (1883—1884) nach meiner Zulassung stiegen die Einnahmen plötzlich. Ich verdiente 1100 £ und wurde als ein energischer und selten um einen Ausweg verlegener „Junior" bekannt, und da ich auch während der Sommerferien in London blieb, begannen Anwälte sich an mich zu wenden. Ich saß oft bis Mitternacht in meinem Büro und studierte Quellen, wenn ich keine andere Arbeit hatte. Ein Kotelett in der alten „Cocks Tavern" (Gasthof zum Hahn) in der Fleetstreet ersetzte mir das Abendessen. Ich zog nach Down Street, Piccadilly, neben den Jüngeren Athenaeum Club, dessen Mitglied ich geworden war. Zwar wußte ich viel von Billigkeit und Recht, aber ein wirklich

guter „Junior" war ich damals noch nicht. Meine Vorbereitung war zu theoretisch gewesen, und ich war zu weltfremd, um mich leicht in einer Welt der Geschäfte und Temperamente zurechtzufinden. Aber ich war belesen und fleißig und verteidigte meinen Standpunkt hartnäckig vor Gericht. Ein bedeutender Kronanwalt beim Kanzleigericht hat mir erzählt, daß eine Verhandlung mit mir anstrengender für ihn gewesen sei als die mit irgendeinem anderen Advokaten.

Hier muß ich von einem neuen Einfluß auf meine Entwicklung erzählen. Horace Davey war damals am Anfang seiner großen Karriere als Advokat für besondere Sachen.[1] Barber, der wußte, daß Davey mit Arbeit überhäuft war und einen jüngeren Kollegen brauchen konnte, der seine Schriftsätze und Zitate vorbereitete, empfahl mich. Freudig griff ich zu, denn ich hatte wenig zu tun und war darauf angewiesen, juristische Erfahrung auf sonderbare Weise zu erlangen, zum Beispiel als Berater einer weiblichen Wohltätigkeitsvereinigung. Nunmehr vertiefte ich mich in Daveys Sachen. Ich las sie durch, notierte die wichtigsten Punkte und schlug die Quellen nach. Vom rein juristischen Standpunkt aus betrachtet war Davey der geschickteste Advokat, dem ich je begegnet bin. In Rechtssachen arbeitete sein Verstand haarscharf und bis in die letzten Einzelheiten genau. Es war schwer, ihn in die Enge zu treiben, da er schwache Positionen instinktiv erkannte und vermied. Im Kreuzverhör und bei Ansprachen an die Geschworenen zeichnete er sich nicht aus. Aber das wurde ihm auch nicht zugemutet. Im Hause der Lords und in der Rechtsabteilung des Kronrates erwies er seine Fähigkeiten. Sogar ein großer Advokat wie Charles Russel[2] der ein vorzüglicher Jurist war, kam nicht gegen ihn auf. Herschell[3] kam

[1] Sogenannter „Special", dessen Honorare höher sind.

[2] Lord-Oberrichter, vertrat Parnell vor der Parnell-Kommission (1832—1900).

[3] Liberaler Abgeordneter, erster Kronanwalt, zweimal Lord-Großkanzler (1837—1899).

ihm vielleicht am nächsten, aber Daveys Wissen war umfassender als Herschells. Ich entsprach Daveys Anforderungen, wenn ich tief genug in eine Sache hineingestiegen war, denn auch mir kam es, wie ihm, auf die rechtlichen Grundprinzipien an. Ich ging oft zu ihm in sein Haus in Queen's Gate Gardens früh am Sonnabend morgen, blieb den Tag über bei ihm und kehrte auch am Sonntag zurück. Wir besprachen die einzelnen Fälle, besonders die Ersuchen um Gutachten, die ihm stets in großer Zahl zugingen. Im Sommer besuchte ich ihn auch in seinem Landhause in Haslemere, wo wir das Wochenende in derselben Weise ausnutzten. Seine Frau und Töchter waren reizend, und er lebte sehr luxuriös, da sein berufliches Einkommen den für jene Zeit erstaunlichen Betrag von 25000 £ jährlich erreichte. Er war ein eifriger Liberaler, aber ein ebenso schlechter Politiker und Parlamentarier, wie er ein guter Jurist war. Später wurde er Abgeordneter für Christchurch, und ich fuhr zuweilen hin, ihn bei Versammlungen vor seinen Wählern zu vertreten. Zwei Verfahren, die ich mit Davey bearbeitete, begründeten meinen Ruf in der Advokatur. Davey hatte von der kanadischen Regierung den Auftrag erhalten, um die Genehmigung für die Einlegung einer Revision einzukommen. Die Summe, um die es sich handelte, war klein, und es war zweifelhaft, ob der Kronrat die Genehmigung zur Revision gegen die kanadischen Gerichte erteilen würde. Aber die Sache war sehr wichtig, da sie die Gültigkeit einer Satzung betraf, durch die die Politik der Quebecker Regierung festgelegt worden war. Um das Urteil, wenn irgend möglich, umzustoßen, war der Quebecker Generalanwalt zum Zwecke der Revision beim Kronrat nach London entsandt worden. Doch sollte nicht er, sondern Davey sprechen.

Spät am Abend vor dem Verhandlungstage wurde Davey geladen, eine Revision vor dem Hause der Lords zu vertreten. Diese Ladung ging der vor den Kronrat vor, und Davey war verpflichtet, ihr zu folgen. Kein anderer bedeutender Advokat fand sich bereit, mit so kurzer Frist eine Sache zu übernehmen, die eine komplizierte

Frage des kanadischen Verfassungsrechtes betraf und außerdem eine große Verantwortung in sich schloß. In seiner Verzweiflung schickte Davey seinen ersten Schreiber um 8 Uhr abends zu mir und trug mir auf, mich am nächsten Morgen um 10 Uhr im Staatsrat zu einer Beratung einzufinden. Ich pflegte nicht vor Umständen zurückzuweichen, mit denen man sich abfinden mußte, und sagte dem Schreiber, daß alles in Ordnung sein werde. Ich verbrachte einen großen Teil der Nacht damit, den Kernpunkt der Sache zu meistern. Zur festgesetzten Stunde eröffnete Davey dem erregten Generalanwalt und den ihn begleitenden angesehenen Anwälten Freshfield, daß er sich sofort in das Haus der Lords begeben müsse. Er schlug vor, daß der Generalanwalt den Antrag begründen solle. Dieser erklärte energisch, daß seine Instruktion ihm ein solches Auftreten untersagte. Wenn er es täte und der Antrag dann nicht durchginge, so würde eine Lage entstehen, die den Sturz der kanadischen Regierung zur Folge haben könnte. Davey erwiderte, daß er glücklicherweise zu der Beratung seinen „gelehrten Freund" Mr. Haldane mitgebracht habe, der die Sache gründlich kennen und durchführen werde. Dann ergriff er seinen Hut und verschwand. Unsere unglücklichen Klienten fühlten sich durch diese Mitteilung nicht getröstet. Der alte Mr. Wiseman, der bekannte Kronratsschreiber der Firma Freshfield, erhob sich und sagte: „Die Firma Freshfield hat Sir Richard Bethel, Sir Hugh Cairus, Sir Roundell Palmer und andere große Advokaten beschäftigt, aber keiner von ihnen hat sich je so benommen wie Mr. Davey heute." Es blieben nur noch fünf Minuten bis zum Beginn der Verhandlung. Ich schlug vor, unsere Aufmerksamkeit darauf zu richten, und nicht auf nutzlose Klagen, und legte Robe und Perücke an. Die Verhandlung begann und die Rechtsabteilung schien überrascht, daß sie von einem jungen Mann eröffnet wurde, der noch nie vor ihr erschienen war. Ich trug den Fall so kurz und maßvoll wie möglich vor und wies auf die Beziehung zur kanadischen Verfassung hin. Es grenze an Ungerechtigkeit, unterstellte ich, wenn es uns nicht gestattet würde, eine Frage von weitreichender

öffentlicher Bedeutung vor das höchste Gericht des Reiches zu bringen. Der in Frage stehende Betrag sei gering, und wir würden es begreiflich finden, wenn wir auch bei einer für uns günstigen Entscheidung verurteilt würden, die Kosten des Verfahrens zu tragen. Die Rechtsabteilung zögerte lange, dann zog sie sich zur Beratung zurück, um bald darauf zu verkünden, daß meine Ausführungen, obgleich mein Name ihr nicht bekannt sei, befriedigend wären und daß sie die Genehmigung zur Einlegung der Revision erteile. So weit hatten wir also gesiegt.

Weder der Generalanwalt noch die Vertreter der Firma Freshfield sagten mir ein Wort des Dankes. Sie entfernten sich in beleidigter Stimmung. Aber ein paar Tage später kletterte der alte Wiseman, der ehrwürdige Vertreter der Firma Freshfield, die enge Treppe zu meiner Dachstube in Lincoln's Inn hinauf. Er erzählte mir, daß die Inhaber die Niederschrift meiner kurzen Rede vor dem Kronrat gelesen hätten und mir durch ihn eine wichtige Sache der Provinz Ontario übergäben. Wiseman meinte, daß dieses nur ein Anfang wäre, und so kam es auch. Die Sache brachte mir 150 Guineen und verschaffte mir viele andere kanadische Streitfälle.

Die zweite Sache, die mein Ansehen vermehrte, war anders geartet. Es war der schottische Erdölprozeß, der in extenso in den Kanzleigerichtsrapporten für 1883 abgedruckt ist. Die Frage war, ob der Berufende berechtigt gewesen war, seinen Namen als Teilhaber einer Gesellschaft streichen zu lassen, ohne vor Gericht vorstellig zu werden, und ehe der Antrag, die Gesellschaft zu liquidieren, dem Gerichte zugegangen war. Richter Kay, vor den die Sache zuerst kam, wies sie ziemlich schnöde ab. Wir gingen vor die Berufungsinstanz. Davey sollte mich einführen. Er bezeichnete den Fall als hoffnungslos und sagte, daß er durch Quellennachweis entschieden werden würde. Er behielt recht, aber es währte lange, bis es so weit kam. Wegen Arbeitsüberlastung bei der Berufungskammer wurde meine Sache mehrere Wochen vertagt. Da ich keine andere hatte, ging ich sie immer wieder durch. An jedem Montagmorgen

trug ich Davey ein neues Ergebnis meiner Quellenforschung vor. Er beachtete meine Anregungen nicht und sagte, daß er mir wahrscheinlich an dem Termin die Berufung überlassen werde, da nichts aus ihr herauszuholen sei. Endlich kam es zur Verhandlung vor dem großen Sir George Jessel, Master of the Rolls,[1] und zwei Lords Berufungsrichtern. Sie kannten mich nicht, da ich nie vor ihnen gesprochen hatte.

Als Jessel heraus hatte, worauf es ankam, begann er mit mir zu spielen wie eine Katze mit einer Maus. Aber infolge meiner gewaltigen Anstrengungen beherrschte ich die Vorgänge noch besser als er. Er konnte mich nicht überwältigen, denn ich wich keinen Zoll. Er wurde aufgeregt und ließ die volle Kraft seiner Persönlichkeit auf mich wirken, während seine beiden Kollegen nur zuhörten. Es schlug 4 Uhr, und er sah sehr elend aus. Er litt an der Brightschen Krankheit, aber er war so tapfer, daß er seine Tätigkeit nicht eingestellt hatte. Am nächsten Tage war die Berufungskammer wegen der Erkrankung des Master of the Rolls nicht besetzt. Tags darauf erfuhren wir, daß er gestorben wäre. Die Berufung wurde vertagt, und wir wurden benachrichtigt, daß sie an dem neuen Termin noch einmal von Anfang an vorgetragen werden müsse. Meine Kollegen gaben vor, daran zu glauben, daß ich Jessel umgebracht hätte. Wenn dies der Fall war, so hatte ich es wahrhaftig nicht gewollt, denn ich empfand die größte Bewunderung und Achtung vor diesem großen Richter.

Einige Wochen später begann das Berufungsverfahren von neuem vor den Lords Berufungsrichtern Baggallay, Lindley und Fry. Davey überließ mir die Sache wieder. Diesmal hatte ich auf Grund der Eindrücke des ersten Termins noch größere Massen von rechtlichem Material durchgearbeitet. Es gelang mir, die meisten Schlüsse zu zerstören, auf die Richter Kay seine Entscheidung gegen uns begründet hatte. Dann kam der Hauptpunkt, ob der Berufende

[1] Berufungsrichter, der gleichzeitig Oberarchivar der Gerichtsakten ist.

durch bloße Streichung seine Eigenschaft als Teilhaber vor der Einreichung des Liquidierungsantrages aufgeben könne. Dafür kämpfte ich durch dick und dünn und stützte mich, wie der amtliche Bericht zeigt, auf den überwiegenden Teil des Quellenmaterials. Die Lords Berufungsrichter waren mehr unter dem Eindruck meiner Ausführungen als Jessel. Sie erteilten das Wort der Gegenpartei, die es nicht leicht mit ihrer Replik hatte. Dann duplizierte ich und gab meinem Bedauern darüber Ausdruck, daß Davey nicht an meiner Stelle stände. Aber, wie der Bericht hervorhebt, antwortete die Berufungskammer, sie hege nicht die Ansicht, daß meine Klienten durch Daveys Abwesenheit benachteiligt worden seien. Erst nach längerer Zeit erging das Urteil und fiel, wie Davey vorausgesagt hatte, gegen uns aus. Aber drei Anwaltsfirmen, deren Vertreter auf das Vorkommen ihrer Termine gewartet und daher den Kampf um meine Berufung mit angehört hatten, bedachten mich mit Aufträgen.

Meine Tätigkeit, die ich eifrig betrieb, begann zu wachsen. Im folgenden Jahr brachte sie 2000 £, und um die Zeit, als ich Königlicher Rat wurde, fast 2500 £. Und mein Einkommen wäre weiter gestiegen, wenn die Politik nicht dazwischen gekommen wäre.

Hier endigt der erste Abschnitt meiner Lebensgeschichte. Öffentliche Pflichten traten bald an mich heran. Aber ehe ich darauf eingehe, muß ich noch über meine weiteren Erlebnisse als Advokat berichten.

Zweites Kapitel

Mein Advokatenleben

(1885—1905)

Ende 1905 gab ich endgültig meine Tätigkeit als Advokat auf. Vorher war ich gleichzeitig 20 Jahre lang Mitglied des Hauses der Gemeinen gewesen. Ich werde mich in der jetzt folgenden Darstellung auf die Geschichte meiner juristischen Tätigkeit beschränken und die gleichzeitig erfolgende politische Entwicklung gesondert behandeln. Dies tue ich ausschließlich im Interesse größerer Klarheit, denn natürlich waren die beiden Hauptströmungen meines Lebens während dieser 20 Jahre gründlich vermischt.

Ich wurde ein erfolgreicher Advokat und erhielt eine immer wachsende Anzahl von Aufträgen, besonders beim Hause der Lords und beim Kronrat. Während meiner letzten Advokatenjahre trat ich vermutlich häufiger vor diesen besonderen Gerichten auf als irgendein anderer meiner Zeitgenossen, denn ich wurde nicht nur mit einer Menge von englischen, irischen und auch sehr vielen schottischen Revisionen befaßt, sondern mußte auch vor dem Kronrat eine große Anzahl von Sachen aus dem ganzen Reiche, einschließlich Indiens, vertreten. Meine Aufgabe vor dem Kronrat bestand darin, die Tatsachen festzustellen und zu ordnen, sie unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zu bringen und sie dann im Lichte der verschiedenen Rechtssysteme zu zeigen, die in den einzelnen von der britischen Krone beherrschten Ländern auf sie angewandt wurden. Darauf war ich gut vorbereitet. Es fiel mir leicht, von einem System zu einem ganz anders gearteten überzugehen, und das, was an jedem von ihnen charakteristisch war, herauszustellen. Mit wachsender Erfah-

rung wurde ich auf diesem Gebiet immer gewandter. Zum Beispiel entsinne ich mich, daß ich in 14 Tagen hintereinander Revisionen zu vertreten hatte, bei denen das buddhistische Recht von Burmah, das Maorirecht von Neuseeland, das alte französische Recht von Quebec, das römisch-holländische Rechtssystem von Südafrika, das mohammedanische und das Hindurecht von Indien, das Gewohnheitsrecht der Normandie in einer Berufung von der Insel Jersey, und das schottische Recht in Frage kamen. Das waren Arbeiten, die mir am leichtesten von der Hand gingen. Lange Erfahrung hatte mich Genauigkeit bei der Formulierung von Tatsachen gelehrt und ein zähes Gedächtnis versorgte mich mit den erforderlichen Vorgängen und Quellenzitaten. So wurde es immer schwieriger, mich zu überrumpeln oder in die Enge zu treiben, und Anwälte, die herausgefunden hatten, daß ich das Vertrauen des Kronrates besaß, überhäuften mich mit Sicherungshonoraren und Aufträgen für Fälle aus allen Teilen des britischen Reiches.

Trotz dieses Erfolges war ich mir gewisser natürlicher Mängel bewußt und beneidete die großen Advokaten der Vergangenheit um die ausdrucksvolle Kraft, mit der sie ihre Ausführungen vorbrachten. Nach meiner Erfahrung offenbart sich die Advokatenkunst bei solchen Berufungsverhandlungen besonders in dem offenen und freimütigen Eingeständnis der Schwierigkeiten des Falles, den man vertritt. Ein Advokat muß sich stets bemühen, das Wohlwollen der Richter zu gewinnen. Auch muß er selbst mit Sympathie die Eigenheiten ihres Denkprozesses studieren und sie sich stets gegenwärtig halten.

Mit der Zeit entwickelte sich in mir eine besondere Art von Gedächtnis für alle Einzelheiten selbst der schwierigsten Streitfälle, während mein Gedächtnis für Zitate und Verse unter dem Durchschnitt blieb. Noch heute fällt es mir nicht schwer, alte und neue in den Berichten abgedruckte Fälle wiederzugeben, die ich seit Jahren nicht mehr gelesen habe. In dieser Fähigkeit liegt viel Tröstliches und Erfreuliches bei der juristischen Arbeit.

Ich habe einiges darüber gesagt, wie eine einseitige Begabung für den Advokatenberuf vorbereitet und in ihn eingespannt werden kann, glaube aber nicht, daß meine Vorbereitung die bestdenkbare gewesen ist. Im ganzen neige ich zu der Überzeugung, daß eine erstklassige humanistische Erziehung in Oxford oder Cambridge die beste Vorbereitung für diesen Beruf darstellt. Die meinige war ganz anders geartet: die klassische Ausbildung blieb der philosophischen durchaus untergeordnet. Der einzige Vorteil, der mir daraus für den Advokatenberuf erwuchs, lag in der dadurch erworbenen Übung, hinter noch so verschleierten und verwickelten Tatsachen den Grundprinzipien nachzuspüren.

Von Anfang an beobachtete ich scharf, wie meine Kollegen vor Gericht auftraten und erkannte, wie wichtig es war, Vertrauen zu erwecken. Erfolg als Advokat war mir unentbehrlich, wenn ich mich später in öffentlichen Ämtern betätigen wollte, was stets mein Ziel blieb. Ich sah ein, daß es notwendig war, auf andere Leute zu achten, und sie zu verstehen. Auch mußte ich versuchen, soweit es möglich war, ein Weltmann zu werden. Es erscheint mir jetzt im Alter merkwürdig, wie stark mein Wunsch danach damals war.

Ich beabsichtige nicht, mein Advokatenleben ausführlich zu schildern, aber einige Anekdoten sollen zeigen, was ich alles zu lernen hatte.

Einen meiner ersten Aufträge erhielt ich auf sonderbare Weise. Der Vorfall ereignete sich, als ich noch ein ganz junger Barrister war, und ich erzähle ihn nur, weil er zeigt, daß auch Lagen, in denen das menschliche Moment das rechtliche überwiegt, Vorteil bringen können. Ich war im nördlichen Schottland auf Jagd bei einem Freunde, dessen Frau ein bedeutendes Vermögen besaß. Unter den anderen Gästen war ein distinguiert aussehender alter Herr, der eine goldene Brille trug und mir, da ich ihm wohl gefiel, anvertraute, daß er stark unter dem Mangel der Champagnermarke litte, an die er beim Abendessen gewohnt wäre. Als ich ihn tröstete, bat er mich, in London bei ihm zu speisen, und sowohl seinen Champagner als auch seinen Rotwein, auf den er sehr stolz war, kennenzulernen. Ich

erkundigte mich bei meinem Gastgeber und erfuhr, daß der alte Herr einer der Inhaber einer großen Anwaltsfirma in der City war, der das Vermögen der Frau des Hauses verwaltete. In London erhielt ich die versprochene Einladung und ging hin. Es war eine Anzahl hervorragender Juristen zugegen, denen ich gern begegnete. Beim Diner gab es den Champagner und hinterher tranken wir einige berühmte Château Margaux, Jahrgang 1864, und dann kam das Hauptstück, ein noch berühmterer Château-Lafitte von 1858, der damals gerade seine Reife erreicht hatte. Zum Entsetzen unseres Gastgebers erklärten die anwesenden alten Herren, die sämtlich mehr oder weniger an Gicht oder Rheumatismus litten, daß sie nichts mehr trinken dürften, und auch dem Gastgeber befahl sein ebenfalls anwesender Arzt das gleiche. Um den Schmerz meines Gastgebers zu lindern, blieb mir nichts weiter übrig, als die Flasche allein zu trinken und die Vorzüge jedes Glases verdientermaßen zu preisen. Schließlich nahmen auch alle Anwesendeen ein Schlückchen, und der großartige Wein erntete einen berechtigten Erfolg. Ich ging ohne zu schwanken und mit dem Gefühl nach Hause, daß ich eine Freundestat vollbracht hatte.

Drei Tage später öffnete der Schreiber, den ich mit anderen teilte, die Tür meiner Dachstube in Lincoln's Inn und ließ einen mir unbekannten jungen Herrn ein, der eine Aktentasche trug. Er stellte sich als der Sohn meines Gastgebers vor, der, wie er sagte, immer wieder mein taktvolles Benehmen als Gast rühme. „Mit diesem jungen Mann," habe er gesagt, „sollte unsere Firma zusammenarbeiten, denn ich bin überzeugt, daß er es durch seine Begabung weit in seinem Beruf bringen wird." Dann entnahm der Besucher seiner Mappe einen umfangreichen Auftrag. Aber mein Gastgeber tat noch mehr: er sandte mir nicht nur weitere Aufträge, sondern gab auch anderen bekannten Anwälten den Rat, mich zu beschäftigen, was sie auch in reichlichem Maße taten.

Zehn Jahre war ich Junior, dann wurde ich Königlicher Rat. Als fünf von diesen zehn Jahren vorüber waren, kam mir der Ge-

danke, Abgeordneter zu werden. Man bat mich, mich als liberalen Wahlkandidaten für West-Perthshire aufstellen zu lassen, wo meine Heimat war, weil man annahm, daß Sir Donald Currie, der bis jetzt liberales Mitglied für die ganze Grafschaft gewesen war, nach der Trennung sich bei den bevorstehenden Wahlen für die östliche, mehr liberal gesinnte Hälfte von Perthshire entscheiden würde. Aber er nahm die westliche Hälfte und ich wurde nunmehr für Ost-Lothian aufgestellt, das seit vielen Jahren von einem Mitglied der Familie des Lord Wemyß vertreten wurde. Ich nahm den langwierigen Wahlkampf mit aller Energie auf und verdrängte im Dezember 1885 den bisherigen Abgeordneten, Lord Elcho[1], mit einer starken Mehrheit. Diesen Sitz, von dem ich ihn vertrieben hatte, und der lange ein konservativer gewesen war, mußte natürlich immer wieder von mir verteidigt werden. Ost-Lothian wurde ein liberaler Musterſitz. Durch häufige Anwesenheit gelang es mir, die durch die Erweiterung des Wahlrechts neu hinzugekommenen Wähler kennenzulernen, und durch Vorträge, die die alten Wähler, unabhängig von jeder politischen Einstellung, interessierten, auch mit diesen Fühlung zu nehmen. Als ein mir treu ergebener Wahlleiter fungierte Mr. Lawrie of Monkrigg, ein tüchtiger Geschäftsmann und lauterer Charakter, in dessen Haus ich bei meinen Besuchen in der Grafschaft stets abzusteigen pflegte. 25 Jahre lang war ich ununterbrochen Abgeordneter für Ost-Lothian, und erlebte während dieser Zeit nicht weniger als acht hart umstrittene Wahlkampagnen. Es war nicht leicht, als Parlamentsmitglied auch noch meine recht reichliche Advokatenarbeit zu erledigen. Wenn ich einmal abends nicht im Hause der Gemeinen anwesend zu sein brauchte, schrieb ich bis Mitternacht in Lincoln's Inn und verspeiste dann mein Hammelkotelett in dem alten „Gasthof zum Hahn" in der Fleetstreet. Vorläufig arbeitete ich für Davey weiter, von dem ich noch immer viel lernte. Ich hatte nicht so viele Fälle und eine so große Kundschaft wie einige der jüngeren Modeadvokaten, aber schließlich wurde ich mit gerade so wichtigen und

[1] Name des ältesten Sohnes des jeweiligen Lord Wemyß.

verwickelten Sachen befaßt wie irgendein anderer meiner Kollegen. Zum Beispiel trat ich von Anfang bis zu Ende in dem großen peruanischen Guanofall und in solchen Streitfällen auf wie dem zwischen der London, Chatham und Dover und der Süd-Östlichen Eisenbahngesellschaft. 1890, nach 10 Jahren, überreichte mir Lord Halsbury, der damals Lord-Großkanzler war, und vor dem ich oft plädiert hatte, den seidenen Mantel eines Königlichen Rates, und flüsterte mir zu, während er mir das Patent aushändigte: „Ich glaube, daß dies ein großer Erfolg sein wird."

Wie üblich, blieb ich einer bestimmten Kammer des Kanzleigerichts treu. Sie wurde zuerst von dem Richter Kay und später, als dieser zur Berufungskammer übertrat, vom Richter Romer geleitet. Bei diesem hatte ich viel zu tun, aber es waren meistens kleine, uninteressante Sachen. Eigentlich lag mir diese Tätigkeit nicht, zumal Romer und ich ganz verschieden dachten und uns daher nie wirklich verstanden, obgleich unsere persönlichen Beziehungen freundschaftliche waren. Er war immer schnell entschlossen und neigte zu voreiligen Schlüssen, und es gelang mir nicht so leicht, seinen Gedankengängen zu folgen, wie meinem Hauptrivalen in dieser Kammer, dem Königlichen Rat[1] Neville. Aber wenn wir Berufung einlegten, wofür ich mich viel besser eignete, zeichnete ich mich aus und erreichte oft, daß seine Urteile umgestoßen wurden. Ich glaube, daß Romer sich ein wenig darüber ärgerte, denn er pflegte zu bemerken: „Diese Punkte haben Sie vor mir nicht erwähnt," worauf ich gewöhnlich erwiderte: „Sie haben nicht zugehört, als ich sie vortrug." Aber Romer war ein guter Richter und hat mich viel gelehrt.

Um 1897 machte ich mich frei und nahm nur noch „besondere" Aufträge an. Dies ließ sich kaum vermeiden, denn ich war mit politischer Arbeit für das liberale Kabinett überhäuft, im Zusammenhang mit der Homerulevorlage im Hause der Gemeinen und mit

[1] Damals natürlich Queens Counsel, jetzt Kings Counsel. Es gibt keine deutsche Bezeichnung, die diesen Begriff ganz deckt. Etwa Justizrat.

dem Gesetzentwurf für die Erbschaftssteuer. Jedenfalls empfand ich damals, daß ich das Risiko auf mich nehmen mußte, ein „besonderer" Advokat zu werden, was bedeutete, daß ich fernerhin vor keinem Gericht erster Instanz ohne ein Zusatzhonorar von 50 Guineen auftreten würde. Ich faßte diesen Entschluß hauptsächlich auf den Rat eines jetzt verstorbenen Anwalts, den ich — ich glaube mit Recht — für eine Zierde seines Standes hielt, den Mr. Hill der Firma Collyer-Bristow & Co. Als ich nur noch besondere Aufträge annahm, begann er mich viel zu beschäftigen. Er wählte mich für die Revision in dem großen Grundstücksprozeß von Foxwell gegen van Grutten vor dem Hause der Lords, in der ich glänzend für ihn siegte. Ich bekam jetzt auch viele kanadische Sachen vor dem Staatsrat und indische, sowie andere Revisionen. Ebenso nahm die Zahl meiner schottischen Revisionen vor dem Hause der Lords von Anfang an stetig zu.

Mein Verstand, der für alle die Fälle in den Gerichten erster Instanz nicht gut geeignet war, paßte sich viel leichter den Richtern oberster Gerichte und vor allem den Lords Halsbury, Watson, Lindley und Macnaghten an. Ich erreichte viele günstige Urteile von ihnen als Ergebnis von Ausführungen, die mir große Mühe verursacht hatten. Es ist nicht möglich, bei diesen obersten Gerichten das höchste Advokateneinkommen zu erreichen und auch mir gelang es nicht. Aber ich hatte außerdem eine große Anzahl von wichtigen Spezialaufträgen vor den Gerichten erster Instanz und dem Apellgericht. Obgleich ich nicht glaube, daß ich jemals in einem Gerichtsjahr mehr als 15000 Guineen verdient habe, geht es doch deutlich aus meinem Honorarbuch hervor, daß mein Einkommen noch viel höher geworden wäre, wenn ich die Advokatenlaufbahn nicht aufgegeben hätte. Mein letztes Jahr riß ab durch meine Ernennung zum Staatssekretär, aber mein Buch zeigt, auf das ganze Jahr berechnet, einen Verdienst von mindestens 20000 £ und nur deshalb nicht mehr, weil meine politischen und andere Arbeiten mich verhinderten, alle Aufträge zu übernehmen, die mir angeboten wurden. Denn ich ar-

beitete nicht nur fleißig im Hause der Gemeinen mit, sondern war auch Mitglied des Sprengstoffkomitees, mußte den Vorsitz verschiedener anderer Ausschüsse führen und außerdem Giffordvorlesungen verfassen und halten. Gerade damals wurde mir der Lehrstuhl für Moralphilosophie an der Universität von St. Andrews angeboten. Es war eine Aufforderung, der ich gern gefolgt wäre, die ich jedoch ablehnen mußte. Denn die Philosophie ist eine ebenso eifersüchtige Herrin wie die Rechtswissenschaft.

Es ist schwer, den Umfang der Tätigkeit führender Advokaten in einer Zeitspanne mit dem in einer anderen zu vergleichen. Sir Roundell Palmer[1] erhielt eine ungeheure Anzahl von Aufträgen. Aber damals waren die Gebühren viel kleiner als in der nächsten Generation, als Davey in rein juristischen Sachen an der Spitze stand. Zu Palmers Zeit war es üblich, für eine Sache Aufträge an mehrere führende Advokaten zu vergeben, von denen einer dann stets zur Stelle war. Lord Selborne (Sir Roundell Palmer) erzählte mir einmal, daß er es als seine Pflicht betrachtet habe, zu jeder beliebigen Tageszeit bei einer Sache zu erscheinen, für die er einen Auftrag angenommen hatte. Aber als Davey wirkte, nahmen die Klienten die Zeit ihrer Advokaten mehr in Anspruch und die Honorare stiegen stark. Später fingen die Klienten an, Vorrechte in der Zeiteinteilung auszumachen, und das Ergebnis war, daß die Honorare der ersten Advokaten ungeheuer wuchsen, höher selbst als die, welche ein Advokat von Daveys Rang erhielt. Nach meiner Berechnung sind diese Honorare heute mehr als doppelt so hoch als die Daveys, der bereits durchschnittlich zweimal soviel einnahm als Palmer. Daraus ergibt sich, daß ein bedeutender Advokat zu Palmers Zeit viel mehr arbeiten mußte, um ein hohes Einkommen zu erzielen, als heutzutage.

[1] Erster Eard of Selborne, berühmter Advokat, zuerst konservatives, dann liberales Parlamentsmitglied, Lord-Großkanzler, weigerte sich 1886 in Gladstones drittes Kabinett einzutreten, weil er Gegner von Homerule war (1812—1895).

Eine solche Riesenpraxis habe ich nie gehabt, vor allem wegen Zeitmangel. Doch bot mein Büro während meiner letzten Advokatenzeit einen merkwürdigen Anblick. Der Fußboden war mit Aufträgen bedeckt. In Frage kam nur, welche Aufträge ich annehmen, und welche ich zurückweisen sollte. Bedeutende Beträge erhielt ich in Gestalt von allgemeinen oder besonderen Sicherungshonoraren. Indem ich den Anfangsbuchstaben meines Namens auf einem Zettel unterschrieb, verdiente ich von einer bis fünf Guineen, je nach der Wichtigkeit der Sache, und stand zur Verfügung, sobald sie vorkam. Auch viele Gutachten hatte ich anzufertigen. Es wird irrigerweise angenommen, daß jeder Advokat, der um ein Gutachten ersucht wird, den Eintritt in ein Streitverfahren zu empfehlen pflege. Bei jüngeren Advokaten und bei solchen, die nur selten einen Klienten finden, mag das zutreffen. Bei mir aber traf das Gegenteil zu, denn jede Versuchung, neue Sachen in Gang zu setzen, wurde bei mir durch den Wunsch gedämpft, mich nicht mit Verfahren zu belasten, deren Ausgang ich nicht sicher voraussagen konnte. Und es gibt verhältnismäßig wenige Rechtsfälle, über die es möglich wäre, schon beim Entstehen zu prophezeien, wie sie sich gestalten werden.

Ich kannte die Richter im Hause der Lords und im Kronrat so genau, daß ich ihre Gedankengänge zu berechnen vermochte. Wenn z. B. Lord Watson, der ein kraftvoller und durchaus nicht schweigsamer Richter war, sich anfangs gegen mich stellte, richtete ich meine Ausführungen an einen seiner Kollegen, auf dessen Ansicht er, wie ich wußte, nicht viel gab, und der sich damit begnügen würde, zu wiederholen, was Lord Watson gerade gesagt hatte. Indem ich mich ganz auf diesen Richter konzentrierte, der nur ein Echo Lord Watsons war, gelang es mir, den Lord von seiner zuerst verkündeten Meinung fort und zu mir hinüber zu ziehen. So kommt es im Advokatenleben viel auf Psychologie an, besonders vor den obersten Gerichten. Wenn ich in eine Revisionsverhandlung im Hause der Lords oder im Kronrat eintrat, wußte ich, daß dies mit großem Freimut erfolgen mußte, und daß sehr viel darauf ankam, welchen Eindruck

der Gerichtshof während der ersten 20 oder 30 Minuten empfing. Ich habe zuweilen die Gründe der von dem niedrigeren Gerichte gegen uns gefällten Entscheidung so dargelegt, daß die Revisionsinstanz sich nicht klar darüber wurde, welchen Standpunkt ich einnahm. Ich tat dies ganz offen, wenn es mir vorkam, daß die Richter sich in starrsinniger Verfassung befänden und erreichte dadurch, daß sie sich aus purem Eigensinn gegen die Rechtsauffassung wandten, die ich umstürzen wollte. Allmählich ließ ich dann durchblicken, daß ich zu diesem Zwecke vor ihnen stand und erzielte zuweilen ein gutes Ergebnis durch diese Taktik.

Ehe ich weitergehe, will ich über einige meiner Rechtsfälle berichten, die erwähnenswert sein dürften.

Folgender Fall schwebt mir besonders deutlich vor, da er einer meiner letzten war. Ein bekannter alter General, der den Krimkrieg mitgemacht hatte, konnte es sich nicht verkneifen, Direktor von Handelsgesellschaften zu werden, obgleich er ohnehin recht wohlhabend war. Whittaker Wright, der wohlbekannte Gründer, war damals obenauf und gab dem General eine Direktorstelle in einer seiner Unternehmungen, die zwar auf spekulativer Basis errichtet war, aber einwandfrei geleitet wurde. Whittaker Whrigt war, wie ich durch die Prozesse, die ich für ihn zu führen hatte, weiß, nicht nur ein bedeutender, sondern auch ein durchaus ehrlicher Geschäftsmann. Später gab er, wie man sich erinnert, unter dem Zwang der Umstände diese lobenswerte Haltung auf.

Der General, von dem die Rede ist, war also Direktor und hatte seinen Namen unter einen von Whittaker Wrights glänzenden Prospekten gesetzt. Um alle Verträge in dem Prospekt aufzuführen, wie es das Gesellschaftsrecht vorschreibt, hatten der General und die anderen Direktoren eine Cityfirma mit der genauen Prüfung der Dokumente gegen ein hohes Honorar beauftragt. Doch die Anwälte hatten flüchtig gearbeitet und einen Vertrag ganz übersehen, der an und für sich unwichtig war, aber ausreichte, um die Direktoren auf Grund eines hochtechnischen Abschnitts des Gesellschaftsrechtes

haftbar zu machen. So kam es, daß, als die neue Gesellschaft zusammenbrach, und in Liquidation trat, in den großen Krach, der Whittaker Wright mitriß, auch die Direktoren hineingezogen wurden. Eine spekulativ veranlagte Anwaltsfirma versandte an die Teilhaber Rundschreiben, in denen sie aufgefordert wurden, einen kleinen Betrag zu zeichnen. Nach Ansicht der Firma bestehe für sie die Möglichkeit, ihr Geld von den Direktoren persönlich zurückzufordern, weil jener von mir erwähnte unwichtige Vertrag verschwiegen worden sei.

Eine angesehene Anwaltsfirma der City beauftragte mich mit der Verteidigung des Generals, der Gefahr lief, sein ganzes Vermögen zu verlieren. Ich sagte seinen Anwälten, daß sie den Prozeß vor dem Richter erster Instanz verlieren würden. Gegen gewisse Entscheidungen der Berufungskammer in ähnlichen Fällen sei nicht aufzukommen. Einen Erfolg verspräche ich mir nur, wenn die Sache vor das Haus der Lords gebracht werden könne, welches allein imstande sei, sich über die früheren Entscheidungen der Berufungskammer zu dem betreffenden Abschnitt des Gesellschaftsrechtes hinwegzusetzen. Sie folgten meinem Rat, und ich brachte die Sache zuerst in das Gericht erster Instanz vor einen schlauen und freundlichen Kanzleirichter.

Ich begann damit, sein Mitgefühl für die Lage eines Direktors zu erregen, der, obgleich er besser getan hätte, überhaupt nicht Direktor zu werden, sich bemüht hatte, ein ehrlicher Mann zu bleiben und Maßnahmen, die ich im einzelnen darlegte, ergriffen hatte, um alle Verträge in dem Prospekt aufführen zu lassen. Meine einzige Chance lag darin, meinen Klienten in eine gute moralische Position zu bringen, und ich setzte ihn absichtlich auf die Zeugenbank, weil ich wußte, daß er dort seine klägliche Unfähigkeit für Geschäfte enthüllen würde. Er vermochte nicht einmal zu sagen, in welchem Erdteil sich einige der Bergwerke befanden, die zu der Interessensphäre der Gesellschaft gehörten. Nach drei Tagen sagte mir der Richter, daß er gegen uns entscheiden müsse. „Sie können Berufung einlegen," meinte er, „und ich werde alle für Sie günstigen Punkte zu-

sammenstellen, weil ich mich davon überzeugt habe, daß Ihr Klient zwar ganz unfähig als Direktor, aber ein Ehrenmann ist, der getan hat, was in seinen Kräften stand." In der Berufungskammer waren die Äußerungen nicht so freundlich. Aber die Nachlässigkeit der Anwälte, die bei Aufstellung des Prospektes befragt worden waren, wurde scharf kritisiert, und es belustigte mich, von der Firma während der Verhandlung ein allgemeines Sicherungshonorar zu erhalten, um sie zu verteidigen, wenn die Berufung abgewiesen und eine Klage wegen Fahrlässigkeit gegen sie erhoben werden sollte. Unsere Berufung wurde mit Kosten abgewiesen. Nun gingen wir, was von Anfang an meine Absicht gewesen war, vor das Haus der Lords. Ich begann meine Ansprache vorsichtig, stellte den ehrenhaften Charakter meines Klienten ins beste Licht, verschwieg nicht seine Unfähigkeit, und wies darauf hin, daß es sich bei der ganzen Sache darum handele, ob der General aus rein technischen Gründen haftbar gemacht werden sollte wegen der Entscheidungen des Apellgerichts, an die dieses Gericht, aber nicht das Haus der Lords, gebunden sei.

Wie ich vorausgesehen hatte, wurden der Lord-Großkanzler und die Rechtslords aufmerksam, zögerten und neigten sich langsam auf meine Seite. Ich sprach einige Stunden weiter, indem ich die Hauptpunkte betonte, flüsterte dann meinem Nebenadvokaten zu, daß er weise handeln würde, wenn er nichts hinzufügte, und die Lords nunmehr die Gegenseite aufrufen ließe. Dieser erging es nicht gut, hauptsächlich, weil der Streitfall durch die von mir erwähnte spekulativ veranlagte Anwaltsfirma angeregt worden war, die daraufhin schon 144 Klagen laufen hatte. Ich erwiderte eindrücklich und hatte am Schluß die Empfindung, daß die Lords bereit wären, von einem menschlichen und weniger technischen Standpunkt aus Recht zu sprechen als das Berufungsgericht, und daß der alte General auf diese Weise gerettet werden würde. Aber das Urteil wurde vertagt, und ehe es verkündet werden konnte, war ich zum Staatssekretär des Krieges[1] ernannt worden.

[1] 1905.

Eines Tages erschien der General in meinem Büro im Kriegsministerium, um mir mitzuteilen, daß das Urteil gerade gefällt worden sei. Es sei günstig für ihn ausgefallen, und er komme, um mir für seine Rettung zu danken. Ich beglückwünschte ihn und entließ ihn. Bald darauf hatte ich, als neuer Kriegsminister, Audienz beim König wegen der Kommandeurkreuze des Bathordens, die zu Neujahr an aktive und an Generale außer Dienst verliehen werden sollten. König Eduard sagte zu mir: „Sie kennen die Armee noch nicht, und obgleich Sie mir Vorschläge machen müssen, kann ich Ihnen vielleicht behilflich sein. Es gibt da einen General außer Dienst, einen Veteranen des Krimkrieges, er hat mit großer Auszeichnung gedient, aber Sie wissen nichts von ihm." Ich erkannte sofort meinen Klienten und sagte dem König, daß ich nicht ganz so unwissend wäre, wie Seine Majestät annehme. Ich erzählte ihm von dem Rechtsstreit und sagte: „Der General steht untadelhaft da, und wenn er sich nicht als Direktor einer Gesellschaft ausgezeichnet hat, so hat er dies um so mehr als Militär getan." Der König fand das sehr amüsant, und wir beschlossen, den Namen in die Liste der Kommandeurkreuze des Bathordens für Generale außer Dienst aufzunehmen.

Ungefähr gleichzeitig mit dem Prozeß des Generals mußte ich im Auftrage der Firma Freshfield eine merkwürdige Sache für die Deutsche Bank führen. Die Bank hatte unvorsichtige Geschäfte mit einem Cityſyndikat gemacht, und es war ein ernster Streit darüber entstanden, wie weit sie auf Grund eines Abkommens haftete. Das Syndikat ging vor das Kanzleigericht, und Dr. Siemens, der Präsident der Bank, sowie die wichtigsten Direktoren mußten wegen dieses Prozesses nach London kommen und die Bücher der Bank aus Berlin mitbringen, wofür sie täglich eine Strafe zahlen mußten.[1] Der Aufenthalt in England dauerte lange, was die Deutschen sehr bedrückte. Es war, wie gesagt, ein sehr merkwürdiger Fall, denn in dem Auftrage befanden sich auch Abschriften von Briefen des Kaisers an den Sultan, die Konzessionen der Bank in Anatolien

[1] ?

betrafen. Es war sehr zweifelhaft, wer von den streitenden Parteien im Rechte wäre. Endlich wurden die Deutschen vernommen und ihre Akten beim Gericht zurückbehalten. Sie konnten nicht begreifen, daß es nach englischer Sitte nicht üblich war, einen Termin festzusetzen, sondern ihn zufällig aus der Liste herauszugreifen. Während des Kreuzverhörs glaubten sie, daß der Advokat der Gegenpartei sich über sie lustig mache, und wollten, da sie sehr empfindlich waren, die Verhandlung abbrechen und nach Hause reisen. Ich forderte sie auf, nicht töricht zu sein, und sagte, daß Deutsche und Engländer sich nicht verständen, weil ihre Anschauungen differierten. Ich hielt nicht mit meinem Erstaunen darüber zurück, daß die Deutsche Bank sich in eine solche Geschäftsbeziehung eingelassen hatte, während sie sich einer großen Firma, wie z. B. des Hauses Rothschild, hätte bedienen können, aber Dr. Siemens erzählte mir, daß die Deutsche Bank zwar sehr groß, aber ganz anders organisiert sei als die englischen Banken, und daß sie viel bei Unternehmungen verdiene, die eine englische Bank nicht anrühren würde.

Schließlich gelang es mir, sie zu beruhigen, und ich eröffnete die Verteidigung. Der Richter ließ sich nicht, wie sie fürchteten, durch Vorurteile beeinflussen, weil sie Deutsche waren, sondern kam ihnen selbstverständlich mit der größten Unparteilichkeit entgegen, und nach einer dreitägigen Verhandlung gelang mir ein knapper Sieg. Die Klage wurde abgewiesen, und die Gegenpartei zur Tragung der Kosten verurteilt. Die Deutschen waren entzückt, und Dr. Siemens, der ein kluger Mann war, meinte, daß englische und deutsche Geschäftsleute sich nie verstehen könnten, wenn sie nicht in nahe persönliche Beziehungen gebracht würden, wie sie durch mich mit Richter Byrne.

Ein anderer wichtiger Fall, mit dem ich etwas früher befaßt worden war, betraf eine Berufung auf Grund der Verfassung der Insel Jersey. Es handelte sich um die verfassungsmäßige Gültigkeit einer auf Empfehlung des Ministeriums des Innern[1] von Königin Vik-

[1] Home office.

toria erlassenen Kabinettsorder. Die Sache kam vor das Kanalinselkomitee, ein halbrichterliches Gremium, das die Aufgabe hatte, die Krone bei Angelegenheiten der Kanalinseln über die Anwendung verfassungsrechtlicher Bestimmungen zu erleuchten.

Der Streitfall hatte einen sonderbaren Ursprung. Eine auf Jersey lebende Französin war eines Verstoßes gegen die öffentliche Moral überführt und auf Grund des veralteten Strafrechts der Inselbewohner zum Tode verurteilt worden. Die französische Regierung wandte sich an das Auswärtige Amt in London. „Unsere Untertanin," schrieb sie, „hat eine Straftat begangen, die bei uns mit einer von der Polizei auferlegten Buße erledigt sein würde, aber Euere Insel hat sie zum Tode verurteilt." Das Auswärtige Amt ermahnte die Behörden von Jersey durch das Ministerium des Innern, aber diese wollten nicht nachgeben. Die Königin verfügte die Aufhebung der Strafe, aber nach dem Gewohnheitsrecht, das angeblich einen Teil der Verfassung der Insel bildete, konnte die Aufhebung, wie die dortigen Behörden behaupteten, erst Wirksamkeit durch die Eintragung bei den „Staaten", dem Parlament von Jersey, erlangen. Nun sollten die „Staaten" aber erst an einem Tage wieder zusammenkommen, der später lag als die Hinrichtung. Glücklicherweise fand die britische Flotte einen Ausweg. Die Dame war in dem Gefängnis der Insel, dem Schlosse von Mont St. Orgueil. Ein Landungskommando eines Kanonenbootes bemächtigte sich der Gefangenen und brachte sie in Sicherheit.

Das Ministerium des Innern begnügte sich nicht damit, sondern erwirkte eine Kabinettsorder, die ihm die Mehrheit in dem Gefängnisvorstand sicherte, damit dieser in Zukunft angehalten werden könnte, eine Strafaufhebung oder einen anderen königlichen Befehl auszuführen. Darauf legte Jersey Verwahrung gegen die Wirksamkeit der Kabinettsorder ein, und über diese Verwahrung sollte vor dem Kanalinselnkomitee verhandelt werden. Die Verwahrung stützte sich auf die Behauptung, daß die Insel eine historisch begründete Verfassung besitze. Diese sei ein Ergebnis der Gnadenbriefe, die der

Insel nach und nach wegen der England in Kriegszeiten geleisteten Hilfe verliehen worden seien. Daher könne eine Kabinettsorder ohne die Beteiligung der „Staaten" nicht wirksam werden. Selbstverständlich wurde für die Aufstellung dieser Behauptung und für ihre Zurückweisung eine ungeheure Arbeit von den Behörden der Insel und den Rechtsgelehrten der Krone geleistet. Die Rechtsurkunden der Insel umfaßten mehrere dicke Bände von Gnadenbriefen und anderen Urkunden und die der Krone waren fast ebenso umfangreich. Zuerst sollte Sir Henry James leitender Advokat für die Insel sein und dann wurde es Sir Horace Davey. Ich, der ich am Anfang des Prozesses Junior gewesen war, rückte nunmehr durch ihren Übergang auf die Richterbank an die erste Stelle. Die wegen seines Kanalinselnkomitees erfolgende Sitzung des Kronratsgerichtes war sehr eindrucksvoll. Ich erinnere mich, daß der Ministerpräsident und Präsident des Kronrates, Lord Rosebery, den Vorsitz führte, und daß mehrere Rechtslords und hervorragende Laienkronräte zugegen waren, etwa acht Richter im ganzen. Ich begann meinen Vortrag und war darauf vorbereitet, die Verfassungsgeschichte im einzelnen durchzugehen. Aber nach einigen Tagen entschied das über die Länge meiner Ausführungen etwas bestürzte Gericht, daß ich nur den Bruch des Abkommens zu beweisen brauchte, das von Lord John Russell, als Staatssekretär des Innern, bald nach der Reformbill[1] mit den Behörden der Insel abgeschlossen worden war. In Anbetracht dieses Bruchs war der Kronrat bereit, die Aufhebung der Kabinettsorder zu empfehlen, wobei er der Hoffnung Ausdruck gab, daß es niemals nötig sein werde, über die Verfassungsfrage zu entscheiden. Die Rechtsgelehrten der Krone, Sir Charles Russell und Sir Robert Reid, wurden aufgerufen. Sie kämpften stark, hatten es aber sehr schwer und vermochten nicht die Überzeugung des Gerichtes zu erschüttern. Das Ergebnis war, daß die Insel obsiegte. Ich hatte eine Aufzeichnung der Ausführungen gemacht, die ich über die Verfassungsfrage hatte halten wollen, und überreichte diese mit

[1] 1831—1832.

allen dazugehörigen Büchern der Bibliothek von All Souls.[1] Dort wartet sie auf irgendeinen zukünftigen Verfassungshistoriker, der darin eine riesige Masse von wertvollem, sorgfältig geordnetem Material finden wird.

Nach dem Ende des Verfahrens sprach mir das Parlament der Insel in feierlicher Sitzung seinen Dank aus, und ich wurde aufgefordert, mich auf Staatskosten nach Jersey zu begeben. Eine Feier wurde für mich veranstaltet und am Schluß derselben wurde ich in einem triumphartigen Zuge rings um die Insel geleitet.

Einen anderen bemerkenswerten Fall erwähne ich, weil er Sir Charles Russell im Kreuzverhör zeigt, in dem er Außerordentliches leistete. Der verstorbene Samuel Morley hatte einem seiner Söhne, der religiöse Neigungen besaß, aber etwas geistesschwach war, ein großes Vermögen hinterlassen. Er hatte einen Vormund, der zum inneren Kreise der Brüder von Plymouth[2] gehörte. Dieser war ein Mann von angenehmem, beherrschendem Wesen, und es war ihm gelungen, den jungen Morley zu überreden, Mitglied der Sekte zu werden und mit ihm nach einem Ort in Cornwall überzusiedeln, ein paar Meilen von Launceston, wo die Brüder ihn als Leiter einer kleinen Niederlassung ausersehen hatten. Nach einiger Zeit scheint die Geisteskrankheit des jungen Morley zum Ausbruch gekommen zu sein, er entfloh nach Launceston und beging Selbstmord in einem Gasthof.

Die Verwandten untersuchten natürlich den Tatbestand und entdeckten, daß ein großer Teil des Vermögens von 140000 £ in die Hände des geistigen Leiters des jungen Morley übergegangen war. Es waren Beweise dafür vorhanden, daß die Niederlassung bei Launceston auf verschwenderische Weise eingerichtet und unterhalten worden war. Die Verwandten klagten im Billigkeitsverfahren auf Herausgabe der Geldbeträge wegen Mißbrauchs eines Vertrauensverhältnisses.

[1] College der Universität Oxford.
[2] Religiöse, 1830 gegründete Sekte.

Die Sache kam vor Richter Wright. Sir Charles Russell vertrat die Familie, und ich, der ich bereits Königlicher Rat war, wurde als Nebenadvokat für die vorkommenden Billigkeitsfragen verpflichtet. Der ganze Prozeß drehte sich darum, ob der Beklagte seinen geistigen Einfluß aufgeboten hätte, um die Geldübertragungen von dem jungen Morley zu erlangen oder ob die Übertragungen freiwillig und ohne Einmischung des Beklagten erfolgt wären. Diesem stand anscheinend die ausschließliche Verfügung über das Geld zu, und er erklärte, daß die Summen ohne irgendwelchen Zwang von dem jungen Morley „auf den Altar gelegt" und ihm als Vertreter der religiösen Vereinigung, der der junge Morley angehörte, anvertraut worden seien, um zur Ehre Gottes ausgegeben zu werden. Der Beklagte war anscheinend ein sehr kluger Mann. In seinem Äußeren und Auftreten glich er ein wenig dem verstorbenen Mr. Parnell. Einen ganzen Tag kämpfte Sir Charles Russell vergeblich mit ihm. Ich saß neben Russell und sah, daß er müde wurde: je schärfer er den Beklagten ins Kreuzverhör nahm, um so ruhiger antwortete dieser. „Sie können es ein Geschenk an mich nennen," sagte er, „aber nach unserer Auffassung wurde das Geschenk durch mich als demütigen Vermittler auf den Altar gelegt." Russell konnte nicht mit ihm fertig werden, obgleich er alle seine Künste spielen ließ. Aber am Ende der Mittagspause, gerade als das Gericht nach dem zweiten Frühstück wieder zusammentrat, kam eine kleine, sonderbare, betagte Dame zu mir und sagte: „Ich gehöre der Vereinigung an und weiß, daß der Beklagte ein schlechter Mensch ist. Er hat Morley das Geld abgenommen, um es zu verschwenden, und ich bin hierher gekommen, um dem Gericht zu helfen, ihn zur Rechenschaft zu ziehen." Ich fragte sie, ob sie seine Handschrift kenne, und sie sagte: „Ganz genau". Als das Gericht wieder tagte, nahm ich einen Brief, der sich bei den Akten befand und in dem Morley, dem Anschein nach freiwillig, eine Maklerfirma beauftragt hatte, die Überschreibung gewisser Wertpapiere an den Beklagten vorzubereiten. Auf gut Glück bat ich den gegnerischen Advokaten um den Entwurf dieses

Briefes. Ich wußte nicht, ob es einen Entwurf gab, aber ich war sicher, daß der Stil des Briefes nicht Morleys Stil war. Zu meiner Überraschung entdeckte mein Gegner den Entwurf in seinen Akten und überreichte ihn mir. Es war tatsächlich der Entwurf, aber nicht in Morleys Handschrift. Ich winkte die alte Dame heran und fragte sie: „Wer hat das geschrieben?" — „Der Beklagte!", sagte sie. „Sind Sie davon fest überzeugt?" — „Ja." Ich berührte Sir Charles Russells Ellbogen, als er im Kreuzverhör am Ende seiner Fragen anzulangen schien, und flüsterte ihm fünf Worte zu: „Entwurf in seiner eigenen Handschrift." Ohne zu antworten, legte er seine Hand fest auf meine und das Papier. Er fuhr mit dem Kreuzverhör fort und fragte schließlich, wie um es zum Abschluß zu bringen, ob kein Zweifel darüber bestehe, daß der Brief Morleys eigenes Werk sei. Der Beklagte bejahte und wies die Annahme zurück, daß er den Brief vor der Niederschrift gesehen oder ihn gar entworfen hätte. Plötzlich fragte Sir Charles mit flammenden Augen und donnernder Stimme und indem er sozusagen seine ganze Persönlichkeit in die Fragestellung hineinwarf: „Ist das, Herr, Ihre Handschrift?" und hielt den Entwurf hoch. Der Zeuge gab das Spiel verloren. Es fehlten nur wenige Minuten bis zum Sitzungsschluß um 4 Uhr, aber in diesen paar Minuten fand ein fürchterliches Kreuzverhör statt. Am nächsten Morgen sollte der Beklagte wieder auf der Zeugenbank Platz nehmen, als ein Arzt erschien und ihn entschuldigte. Er sei sehr krank und habe die ganze Nacht Blut gespien. Der Richter entschied, daß er die Geschenke durch unlauteren Einfluß unter religiösen Vorspiegelungen erhalten habe und erklärte alle damit zusammenhängenden Übertragungen für ungültig. Das vorerwähnte Kreuzverhör war eines meiner dramatischsten Erlebnisse.

Ich war in vielen anderen großen Sachen tätig, wie der des rauchlosen Schießpulvers im Zusammenhang mit dem Nobelpatent für die Verbindung von Nitrozellulose und Nitroglyzerin zu einem langsam brennenden Explosivstoff. In dieser Sache trat ich zuerst für Nobel gegen die Krone auf und später für die Krone gegen

Maxim und lernte dabei viel über die chemischen Eigenschaften der Sprengstoffe, was sehr nützlich für mich nach dem Burenkrieg als Mitglied des Sprengstoffkomitees war und dann als Staatssekretär des Krieges.

In die Einzelheiten dieser zahlreichen Fälle will ich mich nicht weiter verlieren. Einige von ihnen waren interessant, z. B. solche, die eine Art von Rechtswissen betrafen, das jetzt ziemlich nutzlos zu werden scheint. Ich meine das Wissen, das mit dem englischen Grundstücksrecht zusammenhängt. Ich hatte viele solcher Fälle von der Zeit ab, als ich mich als „Junior" im Grundstücksverkehr übte, bis fast zum Ende meiner Advokatentätigkeit. Aber sie kamen immer seltener vor und die alte Zunft der Grundstücksanwälte ist nahezu ausgestorben. Ich erinnere mich an eine irländische Berufung, die mich viel beschäftigte. Sie kam vor das Haus der Lords, und wir legten dar, daß die Berufenden erben durften, weil eine neue, aber gesetzmäßige Art von bedingtem Eigengut geschaffen worden war. Es handelte sich bei der Sache gewissermaßen um die Quintessenz des alten Grundstücksrechts, und es kamen Entscheidungen in Frage, die teilweise noch vor Lord Cokes[1] Zeit gefaßt worden waren. Ich arbeitete viel daran mit dem verstorbenen Mr. Challis, einem der gelehrtesten Grundstücksanwälte in Lincoln's Inn. Wir trugen die Sache vor und Sir Horace Davey replizierte. Das Haus der Lords befand sich in großer Verlegenheit und beschloß, unter Vorsitz Lord Selbornes das Urteil auszusetzen. Leider wurde am nächsten Tage das Derbyrennen gelaufen, die Parteien trafen sich auf dem Rennplatz, und es hieß später, daß sie sich geeinigt hätten, so daß ein Urteil nie gefällt wurde. Die einzige Stelle, an der diese Sache aufgeführt und erklärt wird, ist der Anhang zu Mr. Challis' Buch über „Immobilien".

Ich bin einer der wenigen Leute, die noch die alten Bücher über Grundstücksverkehr gelesen haben. Es ist — glücklicherweise für die

[1] Sir Edward Coke, Lord Coke oder Coke genannt, hervorragender Richter und Rechtsschriftsteller (1552—1634).

Allgemeinheit — ein veraltetes Gebiet. Als ich Lord-Großkanzler wurde, gab mir die ehrwürdige Vereinigung der Grundstücksnotare zum Zeichen ihrer Achtung ein Diner. Später legte ich dem Hause der Lords einen umfangreichen Gesetzentwurf zum Zwecke der Abänderung und Kodifizierung des Grundstücksrechtes im allgemeinen und des Zessionsrechtes vor. Der Krieg begrub auch diese Bill, die ein wenig revolutionär war. Aber nach dem Kriege grub sie Lord Birkenhead[1] wieder aus und brachte sie in etwas verbesserter Form durch.

Als ich 1924 zum zweiten Male Kanzler wurde, erweiterte ich den Wirkungskreis dieser Gesetze. Mein Nachfolger, Lord Cave, erweiterte ihn noch mehr, und in dieser Form wurden die Bills angenommen. So entstehen durch das Zusammenwirken mehrerer aufeinander folgender Kanzler wichtige Reformen. Auf diese Reform unseres Immobiliarrechts habe ich viel Zeit und Kraft verwendet und später, als ich nicht mehr im Amt war, führte ich den Vorsitz in dem Vereinigten Komitee der beiden Kammern des Parlaments. Dieses Komitee prüfte die Entwürfe für die Ausführungsmaßnahmen und genoß bei dieser Umwälzung die Unterstützung der besten und gelehrtesten Grundstücksnotare.

Unter den vielen Anfragen für Gutachten, die mir damals zugingen, erinnere ich mich an eine hochhonorierte, die von drei wohlbekannten jüngeren Räten unterzeichnet worden war. Die drei Kollegen sollten die beiden Fragen mit mir prüfen, die folgendermaßen lauteten:

1. Könnte ein Katholik Vizekönig von Irland
und
2. könnte ein Katholik Lord-Großkanzler von Großbritannien werden?

Angeblich waren die Fragen für einen Herrn gestellt worden, dessen Name mit dem des Protestantismus verknüpft war, aber ich hegte

[1] F. E. Smith, erster Earl of Birkenhead, konservativ, Lord-Großkanzler 1919—1922.

damals Zweifel, ob er der wirkliche Klient wäre. Ich gab ein auch von meinen Kollegen unterfertigtes Gutachten ab, daß ein Katholik auf Grund der richtigen Auslegung der Parlamentsakten die beiden Ämter bekleiden könne. Nachher entdeckte ich, daß der wahre Klient Lord Russell of Killoven, damals Lord-Oberrichter von England, gewesen war, und ich glaube die Tatsache, daß er das Gutachten eingeholt hatte, in seinem „Leben" oder anderswo gelesen zu haben.

Wenn ich jetzt, nachdem ich jahrelang als Lord-Großkanzler und als Rechtslord auf der Richterbank gesessen habe, auf meine Advokatenzeit zurückblicke, so erkenne ich, daß die Arbeit während derselben so schwer war, daß ich sie nicht gern noch einmal übernehmen würde. Ein Advokat sollte nicht viel älter als fünfzig Jahre sein. Als wir einmal unter uns über unsere Erfahrungen sprachen, stellte ich fest, daß alle meine Richterkollegen ebenso wie ich keine Lust verspürten, sich wieder in den Tumult des Advokatenlebens zu stürzen. Die angespannte Arbeit erfordert nicht nur jugendliche Energie, sondern auch scharfsinnige Anteilnahme, die man in einer späteren Periode des Lebens auf Probleme anderer Art anzuwenden geneigt ist. Ich weiß nicht einmal, ob ich die Arbeit gern zum zweitenmal übernehmen würde, die ich sechs und ein halbes Jahr lang im Kriegsministerium verrichtet habe. Diese Dinge sind außerordentlich interessant, aber man kann nicht auf unbestimmte Zeit dieselbe Furche ziehen und wieder nachziehen. Auch die Würde des Lord-Großkanzlers, die in außerordentlichem Maße ein traditionelles, von der Umgebung und von altertümlichen Gewohnheiten abhängiges Amt ist, würde mich jetzt nicht mehr so reizen, wie damals, als sie mir zuerst verliehen wurde. Ein Freund des verstorbenen Lord Herschell erzählte mir, daß der Lord, als er ihm zur voraussichtlichen Übernahme der Regierung durch die liberale Partei und zu seiner sich daraus ergebenden Kanzlerschaft gratulierte, gesagt habe: „Nein, ich bin drei Jahre Kanzler gewesen und das ist lange genug für einen Menschen." Ich stimme Lord Herschell zu. Die rechtliche Arbeit dieses Amtes ist sehr fesselnd, aber es ist angenehmer, nur ein Rechtslord zu sein,

dessen Tätigkeit nicht durch politische Einwirkungen gestört wird. Doch möchte ich betonen, daß es für ein richterliches Mitglied der obersten Gerichte des Reiches, besonders des Kronrates, von großem Vorteil ist, durch die Schule des Hauses der Gemeinen gegangen zu sein. Man lernt die Finessen der Verfassung und gewisse persönliche und gesellschaftliche Seiten des politischen Lebens kennen und wird dadurch vor einer ganz abstrakten Beurteilung der Umwelt bewahrt. Ich hatte das sehr nötig und bin dankbar für die 25jährige Schulung in dieser großen Universität des öffentlichen Lebens.

Der Advokatenberuf ist eine Vorbereitung für das Parlament, aber keine sehr gute. Im Parlament sieht man die Dinge anders an als in den Gerichten. Die Auffassung des Hauses der Gemeinen mag weniger wissenschaftlich in den Einzelheiten sein, aber sie ist großzügiger. Ich glaube, daß ein tüchtiger Minister, der nicht Advokat gewesen ist, eine schwierige Bill wirksamer begründen kann als ein erfahrener Jurist, es sei denn, daß dieser, was selten vorkommt, eine starke politische Begabung besitze. Das Milieu ist ein ganz verschiedenes. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an eine Berufungsverhandlung vor Lord Esher und dem Lord-Richter Rigby. Letzterer, der mein alter und geschätzter Freund war, trat spät in das Parlament ein. Er fühlte sich dort nie recht zu Hause und genoß nicht das Ansehen, das ihm wegen seiner lauteren, allerdings ganz unpolitischen Eigenschaften gebührte. Es handelte sich um eine Revision, die mit der Entstehung eines Parlamentsbeschlusses zusammenhing, und ich führte aus, daß der Text als ein Ganzes betrachtet werden müsse, um das zu erkennen, was ich den „Geist" des Gesetzgebers nannte, wie er sich in der kontrollierenden Absicht einiger Paragraphen äußerte. „Geist des Gesetzgebers," rief Lord Esher mir von der Richterbank zu, „und Sie, Mr. Haldane, sitzen seit zwanzig Jahren im Hause der Gemeinen und reden noch von ‚Geist'!" „Ja," donnerte Lord-Richter Rigby, „und das Haus der Gemeinen ist ein Ort, wo sie einen Mann, der vernünftig reden kann, einen Advokaten nennen." Und

doch vertragen sich Recht und Politik besser als man allgemein annimmt.

Es kann vielleicht manche Leute interessieren, wenn ich einiges über den großen Prozeß der Freien Kirche von Schottland erzähle. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß dieser Prozeß wohl der wichtigste seiner Art in unserer Geschichte gewesen ist. Mehr als zwei Millionen Pfund wurden denen, die diese Summe teilweise geerbt und zum anderen Teil selbst aufgebracht hatten, von einer kleinen Minderheit der Freien Kirche von Schottland strittig gemacht. Diese Minderheit hatte sich geweigert, 1900 an der Union der Freien Kirche und der Vereinigten Presbyterianischen Kirche teilzunehmen, die sich Vereinigte Freie Kirche von Schottland nannte. Die Kläger behaupteten, daß die Union unzuständig wäre, weil sie Grundsätze aufgegeben hatte, die einen wesentlichen Teil der Verfassung der Freien Kirche bildeten. Insbesondere wäre sie von der Prädestinationslehre abgewichen, wie sie im Glaubensbekenntnis jener Kirche enthalten wäre. Es wurde weiter behauptet, daß die 1843 zur Zeit des Schismas[1] aufgesetzten Vollmachten, durch die zugunsten der Freien Kirche eine Stiftung zu treuen Händen errichtet worden war, ausschließlich die Erhaltung gewisser unveränderlicher Lehren bezweckt hätten. Nicht aber sei diese Stiftung für solche Personen bestimmt, welche die von den Gründern der Freien Kirche vorgeschriebene Lehre von Zeit zu Zeit in Generalversammlungen abänderten. Die Frage war also, ob ein Bruch des Vertrauensverhältnisses stattgefunden hätte, der die Kläger berechtigte, sich als die einzigen echten Mitglieder der alten Freien Kirche zu bezeichnen, die daher allein auf die Stiftung Anspruch erheben könnten.

Ein wichtiger Punkt war, ob die in dem neuen Bekenntnis enthaltene Bekräftigung sowohl der Prädestinationslehre als auch der Lehre vom freien Willen mit den Lehren der alten Kirche über-

[1] Veranlassung zur Trennung der Freien Kirche (Free Kirk) von der Staatskirche (The Kirk) gab die Frage des Patronatsrechts.

einstimmte und angenommen werden könnte. Hierüber entstand eine endlose theologische und halbmetaphysische Debatte. Lord Halsbury und Lord James of Hereford waren der Ansicht, daß die Prädestinationslehre, wie sie in dem alten Bekenntnis der Kirche enthalten sei, nicht mit der Bekräftigung des freien Willens harmoniere. Doch entschlossen sich die Rechtslords mit fünf Stimmen gegen zwei für die entgegengesetzte Meinung, und somit gegen die Kläger. Ich setzte mich energisch für letztere Meinung ein, indem ich darauf hinwies, daß die beiden Lehren nebeneinander im Neuen Testament ständen. Ich hatte meine Mutter, die sehr bewandert in der Heiligen Schrift war, gebeten, mir die Stellen aus den verschiedenen Evangelien und Episteln aufzuschreiben, in denen beide Lehren vorkamen, und ich flocht diese Aufzeichnung mit guter Wirkung in meinen Vortrag ein. Einer der Rechtslords bekämpfte scharf meine Beweisführung und erklärte es für unmöglich, daß ich frei sein könnte, wenn er von seinem Sitze aus meine Willensäußerungen vorausbestimmte. Ich erhob meine Hände langsam bis zum Gipfel meiner großen Perücke und erwiderte: „Aber Euere Lordschaft ist so anthropomorphisch." Darauf bat er mich, Worte zu gebrauchen, die er verstehen könne. Wir zitierten viele theologische Quellen und erörterten die Verhandlung und die Glaubensformel der Synode von Dort und der Kommission, die das Glaubensbekenntnis von Westminster[1] formuliert hat. Schließlich erklärte die Mehrheit die Lehre für ein Geheimnis. Sie vermöge meine an und für sich schwer verständliche Behauptung, daß vom rein spekulativen Standpunkt kein Widerspruch bestehe, nicht zu entkräften. Wäre die Sache vor schottischen Richtern verhandelt worden, so glaube ich, daß es uns nicht so schwer gefallen wäre, diesen Punkt zu erledigen. Es war sehr bedauerlich, daß aus irgendwelchen uns unbekannten Gründen Lord Kinnear und Lord Moncreiff, die Richter des Obersten schottischen Gerichts waren und als Pairs dem Hause der Lords angehörten, nicht an

[1] 1643.

Stelle der beiden englischen Rechtslords berufen worden waren, die das Wesen der schottischen Theologie nicht kannten.

Über den zweiten Punkt, der die Vollmachten zur Errichtung der Stiftung zu treuen Händen betraf, entschied das Haus der Lords gegen uns, indem es die einstimmige Entscheidung des Obersten schottischen Gerichtes aufhob und erklärte, daß unsere Mandanten von den Bestimmungen der Vollmachten abgewichen seien. Wir hielten dem entgegen, daß diese kirchliche Stiftung nicht geschaffen worden sei, um der Erhaltung einer starren Dogmatik zu dienen, sondern daß sie auch für eine Organisation bestimmt sein könne, die sich auf Grund von Generalversammlungen selbst verwalte und, solange sie nicht ihre ursprüngliche Eigenart zerstöre, berechtigt sei, ihre Lehre und ihre Verfassung umzuformen. Lords Macnaghten und Lindley stimmten uns zu, aber die Mehrheit entschied, daß die Einnahmen aus der Stiftung ausdrücklich den anders denkenden Klägern zuständen. Wir blieben natürlich dabei, daß die wirkliche Empfängerin die Kirche sei, welche als autonome Körperschaft wie ein Klub oder wie der Staat ihre Eigenschaft nicht gefährdende Änderungen vornehmen dürfe.

Es kam mir damals vor, daß das Haus der Lords, selbst wenn es, was wir energisch bestritten, im Recht war, die Sache an das schottische oberste Gericht hätte verweisen sollen mit dem Auftrage, eine angemessene Formel, „cyprès“,[1] für die der Wohltätigkeit dienende Stiftung zu finden. So wäre es möglich geworden, über die Erträgnisse auf eine Weise zu verfügen, die der, von der engeren zu unterscheidenden, allgemeinen Absicht der Gründer der Stiftung von 1843 entsprochen hätte. Aber im Lichte der Haltung, die wir eingenommen hatten, konnten wir diese Lösung nicht vorschlagen. Dieser Vorschlag hätte von den Lord-Richtern kommen sollen, und da sie ihn nicht stellten, so hob das Parlament ihre Entschei-

[1] Französischer, in die englische Sprache übergegangener Rechtsausdruck, der bedeutet, daß man die Absichten des Erblassers oder Gründers so nahe wie möglich ausführt.

dung durch ein Gesetz auf und schuf die Elginkommission, um eine angemessene Verteilung der Einnahmen aus der Stiftung „cyprès" vorzunehmen.

Die Entrüstung der öffentlichen Meinung über den Ausgang des Prozesses war groß. Ich fühle jetzt, wie ich es damals fühlte, daß die Entscheidung falsch war und daß der Volksinstinkt sich nicht irrte. Daß die Kirche von einem Gerichte kontrolliert werden, an eine starre Doktrin gebunden sein und nicht die Macht haben sollte, ihre eigenen Angelegenheiten zu bestimmen, genügte, um Dr. Chalmers und die Urheber des Schismas von 1843 aus ihren Gräbern zu erwecken. Aber so lautete das grausame Urteil, das die Unierte Freie Kirche ihres ganzen Vermögens beraubte und ihre Mitglieder, die als Beklagte vor Gericht auftraten, persönlich für die Gerichtskosten haftbar machte.

Ich entsinne mich, daß Vorsteher Rainy, das Haupt der Unierten Freien Kirche, eine Zeitlang wie betäubt durch seine Trauer war. Nach der Urteilsverkündung nahm er meinen Arm, und wir gingen in mein Büro in Whitehall Court. Ich sagte zu ihm, ich hätte die Empfindung, daß die öffentliche Meinung diese Entscheidung richtig stellen und daß die Unierte Freie Kirche stärker als zuvor aus dieser Prüfungszeit hervorgehen werde. Er sagte: „Ihre Worte geben mir Mut, aber ich bin ein alter Mann von achtzig Jahren und habe nicht mehr die Kraft, von vorn anzufangen." Ich erwiderte: „Wir wollen sofort mit unseren Bemühungen beginnen. Es ist wert, daß Sie dafür sogar Ihr Leben opfern." Er stimmte zu und ich schlug ihm vor, eine Sammlung zu veranstalten. Ich bemerkte: „Ich gehöre keiner Kirche an, aber die Sache geht mir so nahe, daß ich mich mit 1000 £ in die Liste eintragen werde, was mir in Anbetracht des Honorars, das ich erhalten habe, leicht fällt." Dies ermutigte ihn und nach einigen Stunden waren schon über 150000 £ gezeichnet. Wir begannen zu arbeiten, er im Norden und ich in London, wo ich mit dem damaligen Ministerpräsidenten Mr. Balfour sprach, der sehr viel Verständnis zeigte und uns half.

Lord Dunedin, der damals Sekretär für Schottland war, Lord Balfour von Burleigh und der Erzbischof von Canterbury waren auch sehr interessiert. Ich fuhr nach Hatfield und verbrachte das Wochenende mit Mr. Balfour, um ihm den Tatbestand zu erklären. Das Parlament nahm fast einstimmig das Gesetz an, das die Sache in Ordnung brachte. Dr. Rainy war prachtvoll in seiner mutigen Haltung und erlebte noch die große Veränderung, die erfolgte. Die Stellung der Unierten Freien Kirche wurde stärker, als sie früher gewesen war, und ihre Beziehungen zur schottischen Staatskirche wurden auf eine neue und festere Grundlage gestellt. Noch heute wirkt sich diese Regelung zum Heile Schottlands aus.

Ich habe mich mit großem Eifer an dieser Sache beteiligt. Ich war eines Sinnes mit Mr. J. B. Balfour, der damals der hervorragendste schottische Advokat war und später Lord-Präsident des Obersten schottischen Gerichtes wurde, daß die Unierte Freie Kirche Erfolg vor dem Hause der Lords verdiente, wie sie ihn vor dem Obersten schottischen Gerichtshof errungen hatte, und ich habe mit aller Energie, die ich besaß, dafür gekämpft. Die Theologen, mit denen wir uns berieten, schienen mir das Thema nicht so meisterhaft zu beherrschen wie ihre Vorgänger in der großen Zeit der schottischen Theologie, aber es gelang uns dennoch mit ihrer Hilfe und mit der der Philosophen ein gewaltiges Quellenmaterial über die Frage der Prädestination bereit zu stellen. Zum ersten Male mußte das Haus der Lords Zitaten aus bedeutenden Werken lauschen, wie es Watkes „Menschliche Freiheit" und die metaphysischen Abhandlungen von F. H. Bradley sind. Ich muß erwähnen, daß das einzige Buch, das auf den Lord-Großkanzler Halsbury Eindruck machte, das von Mosely über Prädestination war, aber selbst vor diesem Werke kapitulierte er nicht. Lord Halsbury zitierte griechische Stellen vom Wollsack aus und wies darauf hin, daß Kants Antinomien mit der antinomischen Häresie verwandt wären. Die Debatte erstreckte sich auf Thomas von Aquinos Einführung

in die Lehre des Heiligen Auguſtinus, und es kam zu einem ernſten Streit zwiſchen Richtern und Advokaten über die Frage der „wirkſamen Berufung“. Sogar Origenes, Clemens und der Märtyrer Juſtinus erſchienen auf dem Plan. Beim Rückblick kann ich nicht behaupten, daß die Diskuſſion, wie ſie ſpäter gedruckt wurde, beſonders erhebend war. Ich gebe folgende Stelle des Berichtes wieder:

„Lord James of Hereford: Wie iſt es möglich für Gott, einen Bund mit den Prädeſtinierten abzuſchließen?

Mr. Haldane: Weil die Prädeſtinationslehre nicht die Macht eines Menſchen über einen anderen begründet. Sie iſt nicht anthropomorphiſch. Sie ereignet ſich ohne Rückſicht auf Raum und Zeit, und die Freiheit des Individiums, als eines freien und vollſtändigen Geiſtes, ſoll, unter Erhaltung ſeiner Identität, mit Gott, dem Urſprung aller Dinge, ausgeſöhnt werden.

Lord James of Hereford: Erſt nachdem ich Ihre Ausführungen gehört habe, wird es mir klar, wie unfähig ich bin, das alles zu verſtehen. Ich weiß, daß es meine Schuld iſt, aber es iſt mir unmöglich, Ihnen zu folgen.

Mr. Haldane: Die philoſophiſchen Syſteme von Plato, Ariſtoteles, Kant und anderen großen Denkern können nicht in einer Rede von halbſtündiger Dauer auseinandergeſetzt werden.

Lord James of Hereford: Sie werden ſie nicht in einer halben Stunde in meinen Kopf hineinbekommen.

Mr. Haldane: Ebenſowenig kann das, was die Kirche als ein Myſterium bezeichnet, in einer halben Stunde begriffen werden.

Der Lord-Kanzler: Es iſt nicht anzunehmen, daß jeder, der dieſes Bekenntnis ablegt, einen Kurſus von griechiſcher Philoſophie durchgemacht hat; der Text iſt an ſich hinreichend klar.“

Der Streitfall gehört jetzt der Geſchichte an. Ich habe daraus den Eindruck gewonnen, daß Dr. Rainy ein bedeutender Mann war, der auf politiſchem Gebiet wahrſcheinlich als großer Führer Anerkennung gefunden hätte.

Das alles ereignete sich im Sommer 1904. Zwanzig Jahre später mußte ich mich viel mit der Nachwirkung dieses Streitfalls in Schottland und im Parlament beschäftigen.

Ich war damals so oft vor dem Gericht des Hauses der Lords tätig, daß ich mich häufig auf der Quellensuche in der Bibliothek des Hauses befand. Dort begegnete ich einem Bekannten, der von da ab mein intimer Freund wurde. Es war der Direktor der Bibliothek, Mr. (später Sir) Edmund Gosse. Ein geborener Literat im besten Sinne des Wortes übte er eine große Anziehung auf alle Menschen aus, die Bücher wie er liebten, und war längst ein bekannter Autor geworden. Ich war viel mit ihm zusammen, und unsere Intimität nahm nicht ab, als er einige Jahre später die Bibliothekarstelle aufgab. Ich werde noch Gelegenheit finden, auf diesen ausgezeichneten, mir nach wie vor befreundeten Mann zurückzukommen.

Drittes Kapitel

Eintritt in das öffentliche Leben

(1880—1895)

Politisch begann ich mich um 1880 zu betätigen, aber meine Lehrzeit dauerte dann noch fünf Jahre. Danach fand die Gründung der sogenannten Liberalen Imperialistischen Partei statt, mit der ich mich eng verband. Schon vor 1880 erschien es sicher, daß Mr. Gladstone seine frühere Machtstellung zurückgewinnen werde, und viele von uns jungen Liberalen setzten sich energisch für ihn ein. Unter uns ragte Albert Grey, später Earl Grey, hervor. Er war ein entzückender, leicht begeisterter Mensch, etwas unbestimmt in seinen politischen Ideen, aber erfüllt vom Glauben an den Fortschritt und an die Zukunft des britischen Reiches. Es vereinigte mehrere von uns jüngeren Liberalen in seinem sogenannten Albert-Grey-Komitee. Aber bald entstanden Meinungsverschiedenheiten über die Ideale des Liberalismus, und wir gründeten, ohne ihn, den „Achtzig-Club", wie er nach dem Jahr von Gladstones Triumph[1] genannt wurde.

Das Albert-Grey-Komitee fiel dann auseinander, und es lohnt sich, einiges über die Entstehung des „Achtzig-Clubs" zu sagen, der sich zu einer sehr tätigen Vereinigung entwickelte. Das Albert-Grey-Komitee pflegte sich zu politischen Besprechungen bei hervorragenden Mitgliedern der Liberalen Partei zu versammeln, wie bei Lord Northbrook, der Vizekönig von Indien gewesen war. Albert Grey war damals unser Führer. Allmählich erschien er

[1] Gladstone wurde 1880, nach seinem Sieg über Lord Beaconsfield, zum zweitenmal Ministerpräsident.

uns zu sprunghaft in seinen politischen Anschauungen, und 1880 war sein Komitee kaum mehr lebensfähig. Aber es hatte uns lange zusammengehalten und an einem Januartage jenes Jahres stapfte ich durch den tiefen Schnee zu den wichtigsten Komiteemitgliedern und bestand darauf, daß wir unsere Anstrengungen fortsetzen sollten. Schließlich gründeten wir, zunächst in kleinem Maßstabe, den „Achtzig-Club“. Ich war der erste ehrenamtliche Sekretär, und da wir keinen besoldeten Sekretär hatten, gab es viel zu tun. Ich lebte damals in der Bruton-Straße am Berkeley Square und dort war anfangs unser Hauptquartier. Allmählich wurden Mr. Bickersteth und Mr. Snagge, der dann Grafschaftsrichter wurde, mit mir ehrenamtliche Sekretäre, und wir veranstalteten Sitzungen. Unter den Leuten, die zu uns in Beziehungen traten, befand sich der verstorbene Lord Dalhousie, der damals noch als sehr eifriger Liberaler im Hause der Gemeinen saß. Später ließ er sich für Liverpool aufstellen und fiel durch. Langsam nahm der Club Gestalt an und wurde größer, bis es nötig wurde, ein Büro zu mieten und einen bezahlten Sekretär anzustellen. Mr. J. A. B. Bruce wurde dazu ausersehen und blieb es viele Jahre. Ich war lange ein eifriges Mitglied und führte längere Zeit den Vorsitz. Ich präsidierte bei mehreren Diners, darunter bei einem zu Ehren Parnells und George Meredith's.

Der Achtzig-Club gab noch ein anderes Diner, bei dem Parnell zugegen war, nachdem ihn die Kommission von der Beschuldigung, die von Pigott gefälschten Briefe verfaßt zu haben, freigesprochen hatte. Ich erinnere mich genau an dieses Diner, das in Willis' Zimmern[1] gegeben wurde. Eigentlich war Lord Spencer[2] der Ehrengast und Lord Rosebery präsidierte. Aber das große Ereignis des Abends war, daß Mr. Parnell der Gast von Sir Charles Russell war. Parnell, neben dem ich sitzen sollte, kam eine halbe Stunde zu spät, aber die Scheu vor ihm war so groß, daß die Ge-

[1] Bekanntes Londoner Restaurant.
[2] Früherer Vizekönig von Irland.

sellschaft sich nicht hinzusetzen wagte, ehe er erschien. Er beachtete die anderen kaum und erzählte mir beim Essen, daß er sich verspätet habe in der Annahme, daß Willis' Zimmer sich in der Oxforder-Straße nahe bei seinem Hotel befänden, wahrscheinlich meinte er das Eustonhotel. Ich gab meiner Überzeugung Ausdruck, daß man eine Rede von ihm erwarte und fügte hinzu, daß er sich der Aufforderung nicht gut werde entziehen können, selbst wenn sie ihm peinlich sein sollte. Er entgegnete, daß er dann wohl etwas über Lord Spencer sagen müßte, und bat mich, festzustellen, ob Lord Spencer zweimal Vizekönig und ob er zur Zeit des Irländischen Kirchengesetzes in Irland gewesen wäre. Als er dann aber unter ungeheurer Begeisterung das Wort ergriff, sagte er nichts über Lord Spencer und erwähnte auch nicht den Freispruch der Parnell-Kommission. Die Untersuchung gegen ihn schien er als einen Zwischenfall zu behandeln, mit dem man sich nicht weiter abzugeben brauchte. Er begnügte sich damit, zu sagen, daß es nur zwei Methoden gäbe, um Irland zu regieren, entweder, indem man ihm volle „home rule“[1] zugestehe, oder auf dem Diktaturwege. Aber es gäbe einen Mann, der sich nicht zum Diktator eigne, und das sei Mr. Arthur Balfour. Dies machte einen um so stärkeren Eindruck auf mich, als er mir ein paar Minuten vorher von einem sehr bedeutenden Buche gesprochen hatte, das mehr Licht auf die irische Frage werfe als irgend andere ihm bekannte Bücher. Interessiert hatte ich ihn gebeten, mir die neue Quelle zu nennen und er hatte geantwortet: „Es ist ein Buch von einem Mr. Froude[2] und heißt ‚Die Engländer in Irland'.“

Parnell war außerordentlich begabt, aber sehr exzentrisch. Er war kein guter Redner und dennoch einer der wirksamsten, den ich je im Parlament gehört habe. In einer Nachtsitzung im Hause der

[1] Autonomie.

[2] J. A. Froude (1818—1894), bekannter englischer Historiker, berühmt durch seine gute Prosa. Das Buch heißt mit vollständigem Titel: Die Engländer in Irland im 18. Jahrhundert.

Gemeinen hatte Sir George Trevelyan versucht, höflich gegen Chamberlain zu sein, von dem er sich, obgleich ursprünglich ein liberaler Unionist, endlich getrennt hatte, und Chamberlain hatte ihm eine etwas brutale Antwort erteilt. Als Chamberlain sich hinsetzte, war es zwölf Minuten vor Mitternacht, zu welcher Zeit damals die Sitzungen geschlossen werden mußten. Parnell erhob sich sofort nach Chamberlains Rede und das Schweigen im Hause war so groß, daß man den Fall einer Nadel hätte hören können. Er beschäftigte sich nicht mit Trevelyan, sondern hielt eine langsame, scharf betonte Rede über Chamberlain, die sich so anhörte, als ob er Chamberlain Vitriol in den Hals göße. Das Haus war schmerzlich berührt und doch überwältigt durch den schneidenden Ton der Worte Parnells. Alles atmete auf, als die Rede um zwölf Uhr abgebrochen werden mußte, und ging still auseinander.

Mehrere Jahre früher machte ich eine noch interessantere Bekanntschaft. Es war Herbert Henry Asquith, mit dem ich später so eng zusammenarbeiten sollte. Er war ein junger Barrister wie ich, nur etwa vier Jahre älter. Wir saßen nebeneinander bei den Juristendiners in Lincoln's Inn und wurden bald gute Freunde. Ich war krank gewesen und wohnte zur Erholung in seinem Hause in Hampstead. Ich sah ihn und seine erste Frau damals und später viel; zweimal wöchentlich pflegten er und ich zusammen zu essen, und wir trafen uns auch sonst jeden Tag. Wir waren beide begeisterte Juristen und erörterten die paar Sachen, die wir damals hatten. Er verstand viel vom gemeinen Recht, während ich mich auf das Billigkeitsverfahren konzentrierte. Zur Osterzeit pflegten wir zu verreisen. Einmal waren wir mit Alfred, später Lord, Milner in Paris, und Asquith und ich fuhren dann weiter nach Monte Carlo, Pisa und Florenz. Ein anderes Mal reisten wir nach Irland, wo Asquith viel Aufsehen erregte durch die Art, wie er die Nationalisten über politische Ereignisse ausfragte. 1885 wurde ich Parlamentsmitglied und 1886 gelang es mir, Asquith als Abgeordneten für Ost Fife durchzubringen. Unsere Freundschaft dauerte an, und

bei seiner zweiten Hochzeit, die, wenn ich mich recht erinnere, in der St. Georgskirche in Hanover Square stattfand, war ich sein Brautführer.

Als Asquith und ich junge Abgeordneten waren, kannten wir viele Leute und gaben alljährlich ein nicht ganz gewöhnliches Diner, zu welchem wir im Wirtshaus „The blue Posts" (Zu den blauen Balken) jedesmal acht Gäste, vier Schriftsteller oder Künstler und vier bekannte Politiker einluden. So waren bei einem dieser Diners: Burne-Jones, Lord Dufferin, Alfred Lyall, Russell Lowel und von Politikern Randolph Churchill,[1] Chamberlain[2] und Rosebery. Ich erinnere mich an eine kleine Szene, die sich bei dieser Gelegenheit zwischen den drei letztgenannten abspielte. Ich saß am Ende des Tisches zwischen Rosebery und Randolph Churchill, die rasch glänzende Bemerkungen austauschten. Chamberlain, der bedeutend, aber für geistige Florettgefechte nicht gewandt genug war, versuchte sich zu beteiligen, aber ohne großen Erfolg. Endlich, als Chamberlain wieder einmal nachhinkte, rief Randolph Churchill einen Kellner heran und befahl ihm, einen Blumentopf zwischen Chamberlain und sich zu stellen. Glücklicherweise gab es keinen Streit. Diese Diners veranstalteten wir mehrere Jahre lang und hörten erst damit auf, als die Liberale Partei 1892[3] die Regierung übernahm.

Auf Asquith werde ich zurückkommen, aber zunächst scheint es mir angezeigt, den Bericht über meine politischen Erfahrungen zu unterbrechen, um die Ideen zu schildern, die von vornherein meine öffentliche Tätigkeit beeinflußten. Die Herrschaft, die diese Ideen über mich ausübten, führte dazu, daß ich nie ein in allen Sätteln gerechter Politiker war. Eine dieser Ideen entsprang dem Einfluß

[1] Vater von Winston Churchill.

[2] Joseph, geboren 1836, konservativ, seit 1876 Abgeordneter für Birmingham, 1895 unter Lord Salisbury Kolonialminister, gestorben 2. Juli 1914. Vater von Austen Chamberlain.

[3] Viertes Ministerium Gladstone.

der deutschen Literatur am Anfang des 19. Jahrhunderts auf das Unterrichtswesen.

Die Beschäftigung mit Goethes Persönlichkeit hatte mich zu dem Studium seiner Lebensauffassung hingezogen. Ich besaß einen nahen Freund, der ganz anders geartet war als ich und meine politischen Gefährten, der aber wie ich von Goethe bezaubert war. Es war P. Hume Brown, später Professor der Geschichte in Edinburg, mit dem ich in Cloan Freundschaft geschlossen hatte. Zuerst kam er zu uns in den Herbstmonaten als Hauslehrer meiner jüngeren Geschwister. Später, als er Professor geworden war, kehrte er als Freund jedes Jahr im Herbst zurück, bis zu seinem 1918 erfolgten Tode. Literatur und Geschichte waren seine Steckenpferde, und in Cloan beschäftigte er sich mit beiden viel. Die Osterferien verbrachten wir zusammen in Deutschland, um Material für ein Buch zu sammeln, das er über Goethe schreiben wollte. Dieses „Leben Goethes" ist dann erschienen, aber da Brown vor der Vollendung starb, stellten ich und meine Schwester seinem Wunsch entsprechend das Buch fertig und veröffentlichten es in zwei Bänden. Ich verfaßte die Betrachtungen über „Faust" zweiten Teil. Hume Brown besaß keine starke, aber eine gesammelte und feine Persönlichkeit. Er hatte die geistige Hingabe des idealen Gelehrten.

Unsere Forschungsreisen unternahmen wir von 1898 an. Unser Hauptquartier war zuerst Weimar und später Ilmenau. Dann besuchten wir Jena, Eisenach, Wetzlar und Göttingen, um Material zu suchen. Ich habe stets bedauert, daß Hume Brown nicht mehr über Goethes Lieblingsplätze gesagt hat, über die sich auch andere dicke Goethe-Biographien fast ganz ausschweigen. Da ist z. B. Schloß Dornburg an der Saale, das auf Seite 646 von Hume Browns Buch beschrieben wird und wohin Goethe mit Frau von Stein und ihren Kindern zu gehen pflegte. Ein sehr alter Wächter konnte uns auf Grund der Erzählungen seines Vaters, der dasselbe Amt zu Goethes Zeit innegehabt hatte, schildern, wie Goethe dort gelebt hatte. Er arbeitete den ganzen Tag in seinem Zimmer und war

bis 4 Uhr nachmittags für niemand sichtbar außer für Frau von Stein, die bei dem großen Manne aus und ein ging und plauderte, wie es ihr paßte. Dann begab sich Goethe in den Garten und schnitt Silhouetten aus schwarzem Papier für sie und die Kinder. Der alte Wächter konnte uns noch einige Silhouetten zeigen.

Bei Ilmenau war der Kickelhahn, den Goethe regelmäßig erstieg, und oben, bei dem Sommerhaus, stand auch noch die alte Bank, auf der er das berühmte Gedicht „Über allen Gipfeln ist Ruh'" ersann, das er dann mit Bleistift auf die Wand schrieb. Wir haben oft auf der alten Bank gesessen und, wie in dem Gedicht, die Gipfel in der Abenddämmerung einschlafen sehen. Wir wiederholten auch die Spaziergänge, die Goethe mit dem Großherzog unternahm, und ruhten uns bei dem Wasserfall aus, den er in seinen Gedichten erwähnt.

Weimar war moderner geworden, aber der Park, den Goethe anlegte, und die Ufer der Ilm waren unverändert. Der alte Bibliothekar im Schloß zeigte uns das kleine Zimmer, in dem Goethe lieber arbeitete als in größeren Räumen. Wir fragten nach dem Grunde. „Weil," sagte der alte Mann, „er von diesem Fenster aus die Fenster der Frau von Stein sehen konnte."

Ich habe diese Unternehmungen erwähnt, weil sie eine tiefe Wirkung auf Hume Brown und mich ausübten. Ich wurde dadurch zum Studium der besten deutschen Literatur und der damals einzig in der Welt dastehenden deutschen höheren Bildung veranlaßt. Mit diesem Thema sollte ich mich später stark in England beschäftigen, und ich habe viel darüber aus den Werken Humboldts, Steins und anderer Gründer des deutschen Erziehungssystems gelernt.

Um zu zeigen, was diese Unternehmungen für uns beide bedeuteten, zitiere ich aus einem Brief, den mir Hume Brown nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in Ilmenau schrieb:

„... Ehe ich wieder meine Arbeit aufnehme, muß ich Ihnen schreiben, wie sehr ich unseren letzten Besuch in dem lieben Ilmenau

genossen habe. Es scheint mir, daß unser Aufenthalt dort mit jedem Mal angenehmer wird. Ich kann nicht umhin, zu empfinden, daß Sie es sind, dem ich diese jährliche Auffrischung für Geist und Körper verdanke, denn obgleich Ilmenau viele Anziehungen bietet, so schafft doch erst die gemeinsame Betrachtung sie zu einem wertvollen Besitz für mein Gedächtnis und meine Einbildungskraft um. Nie habe ich fesselndere Gespräche geführt als in der „Tanne" (dem Gasthof) und in den Lichtungen des Thüringer Waldes, die ich noch mehr liebe als die Schönheiten des Kickelhahns. Ich fühle, daß diese jährlichen Pilgerfahrten unserem Leben einen starken Schwung gegeben haben. Heute bin ich nicht recht aufgelegt zur Erfüllung meiner gewohnten Aufgabe, aber ich reiße mich zusammen, indem ich mir sage, daß der Aufenthalt in Ilmenau nutzlos wäre, wenn er mich nicht für den Rest des Jahres zu größerer Anstrengung befähigte. Aber als Mensch empfindet man doch deutlich den Gegensatz zwischen hier und dort..."

Meinen damaligen politischen Freunden waren meine Fahrten nach Deutschland ziemlich gleichgültig, doch hatten sie nichts dagegen einzuwenden, wenn ich unseren Ideenschatz auf diese Weise vermehrte. Das Haus der Gemeinen von 1885 bis 1892, wie Asquith und ich es kannten, war eine altmodische Versammlung, die sich um Erziehungs- und Bildungsprobleme, besonders um die auf dem europäischen Festlande, nur wenig kümmerte.

Professor Hume Brown und ich setzten unsere Reisen nach Deutschland fort, sogar als ich Kriegsminister war. Wir reisten inkognito, lebten sehr bescheiden, und die Deutschen störten uns in keiner Weise. Als wir zum letztenmal in Göttingen waren, schrieb ich mich als „Mr. Brown" ein, um kein Aufsehen zu erregen. Denn ich war damals schon ziemlich bekannt in Deutschland. Trotzdem wurden 24 Stunden nach unserer Ankunft „Mr.-Brown"-Zigarren von einem unternehmenden Tabakhändler in der ganzen Stadt verkauft, und auch ich erhielt eine Kiste. Wahrscheinlich haben die

Deutschen später geglaubt, daß wir ihre Verteidigungsmittel untersuchen wollten.

Philosophie war damals nicht mehr Mode, jedenfalls nicht in Berlin und wohl auch nicht im ganzen übrigen Deutschland. Als ich dem Kaiser 1906 einen offiziellen Besuch abstattete, auf den ich später zurückkommen werde, stand ein Hofwagen zu meiner Verfügung, und ich bat den Kutscher, mich nach dem alten Dorotheenkirchhof zu fahren, wo Fichte, Solger[1] und Hegel begraben liegen. Es war nicht leicht, jemand zu finden, der wußte, wo die arg vernachlässigten Gräber lagen. Nach meiner Rückkehr in das Schloß erzählte ich dem Kaiser und der Kaiserin, wie traurig mich dieser Anblick gestimmt hätte, aber der Kaiser sagte, daß diese Namen für Deutschland nicht mehr wichtig wären. Ich bemerkte, daß ich in der „Heldenallee"[2], wo er Standbilder vieler historischer Persönlichkeiten hatte errichten lassen, einige Leuchten der Literatur vermißte. „Ich weiß," sagte er. Ich fügte hinzu, daß ich dort gern mindestens noch zwei Statuen auf meine Kosten aufstellen lassen würde. „Ich weiß," sagte er, „Sie meinen ein Standbild von Körner, meinem großen Kriegspoeten." Aber ich erwiderte, daß ich nicht an Körner gedacht hätte.

Inzwischen hatte ich erkannt, daß wir dringend mehr städtische Universitäten in den verschiedenen Teilen unseres Inselandes brauchten. Eine der ersten Bewegungen zu diesem Zweck begann ich in Liverpool, wo mein gemeinnütziger Freund, der Abgeordnete A. F. Warr, den Boden für mich vorbereitete. An Liverpools Geschäftsleute richtete ich eine Ansprache, die später in einem Bändchen „Bildung und Reichserhaltung"[3] abgedruckt wurde, und in der ich sie vor den Gefahren der deutschen Konkurrenz warnte, wenn sie fernerhin Wissenschaft und Bildung vernachlässigten. Liverpool

[1] Karl Wilhelm Ferdinand Solger, Hegel nahestehender Ästhetiker (1780—1819).

[2] Gemeint sind die Denkmäler in der Siegesallee.

[3] „Education and Empire".

folgte meiner Anregung. Ich gab mir auch viel Mühe in London und Bristol, wo die Universität gegründet wurde, deren Kanzler ich jetzt bin. Während dieser Zeit befanden sich die Angelegenheiten der Universität London in einem kritischen Zustand, und ich übernahm den Vorsitz der Königlichen Kommission, die nach vierjähriger Arbeit einen Bericht fertigstellte. Ich beteiligte mich daran, während ich noch Staatssekretär des Krieges, und dann, als ich schon Lord-Großkanzler war. Meine Kollegen in dieser interessanten Kommission waren Lord Milner, Sir Robert Morant, Sir William M'Cormick, mein alter Freund, der frühere Richter, Sir Robert Romer und Frau Creighton. Wir kamen zu einem einmütigen Vorschlag. Seither habe ich noch den Vorsitz der Königlichen Kommission für die Universität von Wales geführt, die ihre Arbeit nach zwei Jahren vollendete und in ihrem Bericht die Grundlagen für die jetzige Universität von Wales legte.

Die Vorbereitung der Gifford-Vorlesungen an der Universität von St. Andrews fiel mir schwer wegen des großen Arbeitspensums, das 1902—1904 auf mir lastete. Aber es gelang mir doch, zwischendurch Zeit für die erforderlichen Unterbrechungen und Erwägungen zu finden, besonders während des Herbstaufenthaltes in Guisachan, dem Hochlandheim eines mir befreundeten Ehepaars, des Lords und der Lady Tweedmouth. Dort hielt ich mich am Tage, während die anderen pürschten und fischten, in einem baufälligen Häuschen auf und verfaßte umfangreiche Notizen für die Gifford-Vorlesungen. Auf Grund dieser Notizen wurden die Vorlesungen frei gehalten, stenographisch aufgenommen und in zwei Bänden unter dem Titel „Der Weg zur Wirklichkeit“ [1] veröffentlicht.

Bei meinen Untersuchungen in Deutschland hatte mir die dort bestehende Trennung zwischen Universitäten und technischen Hochschulen einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht, als ich die Organisation der Charlottenburger Hochschule mit Unterstützung meines Freundes Geheimrat Witt, Professors der Chemie und Rektors

[1] The Pathway to Reality.

der Hochschule, studierte. Infolgedessen beschloß ich, als ich in London mit Mr. Sidney Webb und Sir Francis Mowatt die Gründung der neuen Reichshochschule für Wissenschaft und Technologie betrieb, auf die Anwendung eines anderen Prinzips zu dringen. Die neue Hochschule sollte so schnell wie möglich in die neu organisierte Universität London eingegliedert werden. Ich führte den Vorsitz in der ministeriellen Kommission, die die Statuten ausarbeitete, im zweiten und dritten Jahr. Im ersten Jahr der Untersuchung war Sir Francis Mowatt Präsident gewesen, den sein schlechter Gesundheitszustand dann gezwungen hatte, vor Vollendung der Aufgabe zurückzutreten. Ich hoffte, daß schließlich jede Spur von Trennung verschwinden würde, weil ich davon überzeugt war, daß technische Ausbildung der höchsten Art nur in der weiteren Atmosphäre einer Universität gedeihen könne.

Ich kehre zur Politik zurück. Ich war 1886 noch nicht lange Mitglied des Hauses der Gemeinen gewesen, als Gladstone über die Homerule-Frage fiel und wir in die Opposition traten. Kurz darauf hielt der neugewählte Asquith, dem ein großer Ruf aus Oxford vorausging, seine bemerkenswerte Jungfernrede. Damals vereinigte sich ein halbes Dutzend junger liberaler Abgeordneter unter seiner Führung. Mr. Gladstone war hervorragend in der Homerule-Frage. Aber alt, wie er einmal war, vermochte er sich nicht mehr in die neuen Ideen für Sozialreform einzuleben, für die wir Jüngeren uns zu begeistern anfingen. Und auch andere liberale Führer außer Morley begriffen nicht unsere Unzufriedenheit. Das Ergebnis war, wie ich sagte, die Bildung einer kleinen Gruppe. 1886 hatte ich eine Freundschaft, die sich noch sehr vertiefen sollte, mit Sir Edward Grey geschlossen. A. H. D. Acland,[1] der ein wirklicher Reformator der elementaren und mittleren Schulbildung geworden war und zu dem ich mich aus diesem Grunde hingezogen fühlte, gehörte auch zu uns. Mr. Gladstone hielt nicht viel von ihm, weil er sein

[1] Linksstehender Liberaler, Unterrichtsminister 1892 im letzten Kabinett Gladstone.

geistliches Amt aufgegeben hatte, um sich freier im öffentlichen Leben betätigen zu können. Aber teilweise wegen der lebhaften Vorstellungen, die einige von uns bei ihm erhoben, machte Mr. Gladstone, als er 1892 wieder zur Macht kam, Acland zum Unterrichtsminister. In dieser Stellung leistete Acland Außerordentliches. Sidney Buxton schloß sich auch der neuen Gruppe an. Er war Abgeordneter für den Londoner Wahlkreis Poplar und beschäftigte sich viel mit städtischen sozialen Fragen.

Am meisten lag wohl mir die Aufstellung des Programms der Gruppe am Herzen. Ich unterhielt schon damals Beziehungen zu Mitgliedern der „Fabian"-Gesellschaft[1] und begann mich mit Sidney Webb, Bernard Shaw und anderen Sozialisten in anregende Gedankengänge zu vertiefen. Aber ein anderes Thema zog mich an, das sie nicht besonders reizte: die Verfassung des britischen Reiches. Ich war ein Gegner der starren Bindungen des Reichsföderalismus und der Reichsbegünstigung. Ich war überzeugt, daß die Kolonien um so fester zum Reiche halten würden, je mehr Freiheit man ihnen ließe. Wenn die Grundsätze der Reichskonferenz von 1926 schon 30 Jahre früher angewandt worden wären, glaube ich, daß in weiten Kreisen große Zufriedenheit geherrscht hätte. Ich sage das, weil ich schon damals viele Staatsmänner und Juristen der Kolonien kannte, die wichtige Fragen vor die Rechtsabteilung des Kronrats brachten. Der Ausblick unserer Gruppe erstreckte sich auf alle Ziele der liberalen Partei. Aber er reichte weiter, über die Küsten unserer Inseln hinaus. Wir waren überzeugte „Homerulers", weil wir der Ansicht waren, daß wir Irland nur zufriedenstellen könnten, wenn wir ihm erlaubten, sich selbst zu regieren. Aber wir hielten es auch für nötig, zu untersuchen, wie der Begriff der Freiheit auch den Kanadiern, den Australiern und sogar den Indern zugänglich gemacht werden könnte.

Diese Ideen brachten Asquith, Grey und mich in Berührung mit den irischen Politikern, mit Morley, der über Irland wachte, und mit

[1] Gesellschaft, die sozialistische Ziele ohne Umsturz erreichen will.

Rosebery. Es empfiehlt sich, diese bedeutenden Männer zu betrachten, wie sie sich dem kritischen Blick unserer Gruppe von 1887 an darboten.

Morleys Persönlichkeit war schon damals sehr kompliziert und interessant. Ich lernte ihn zuerst durch einen Brief an die „Times" kennen, in welchem ich 1886 Kritik an Chamberlain geübt hatte. Dieser hatte, etwas übereilt, vorgeschlagen, Irland eine der kanadischen ähnliche Verfassung anzubieten. Es fiel mir leicht, zu zeigen, daß eine solche Verfassung die Irländer nicht zufriedenstellen würde. Die in der kanadischen Verfassung von 1867 zugestandene Regierungsgewalt war beschränkt und konnte von der Volksvertretung der Provinzen ohne Verletzung des Grundsatzes „ultra vires" nicht erweitert werden. Chamberlains Vorschlag trug dem Nationalitätsbegriff, in dem die irischen Wünsche wurzelten, nur wenig Rechnung. Mein Brief hat, glaube ich, mitgewirkt, daß der Vorschlag nicht weiter verfolgt wurde, da man wußte, daß ich mit der Auslegung vertraut war, die den Reichsstatuten von 1867 für die Provinzen durch eine Reihe von gerichtlichen Entscheidungen des Kronrates gegeben worden war. Jedenfalls trug mir der Brief an die „Times" ein sehr freundliches Glückwunschschreiben von Morley ein. Er forderte mich auf, ihn zu besuchen, und mit diesem Zwischenfall begann eine Freundschaft, die immer enger wurde und die trotz gelegentlicher Meinungsverschiedenheiten bis zu seinem Tode andauerte. Ich besitze viele Briefe von ihm über die verschiedensten politischen Fragen.

Morley war ein radikaler Politiker, übte indes scharfe Kritik an den radikalen Bestrebungen. Denn es steckte viel Konservatives in ihm. Er verehrte Mr. Gladstone, den er, glaube ich, stark in der Homerule-Angelegenheit beeinflußte. Sein „Leben Gladstone's" beweist, wie tief Morley in das Wesen seines Führers eingedrungen war; in jeder Hinsicht, auch in religiöser. Man sollte das Buch aufmerksam lesen, nicht nur wegen seiner interessanten Beschreibungen von Personen und historischen Vorgängen, sondern weil es das künstlerisch entworfene Bild einer sehr großen, obzwar einseitigen

Persönlichkeit enthält. Vom qualitativen Standpunkt aus hätte Morley vielleicht weiser gehandelt, wenn er sich der Literatur, anstatt der Politik geweiht hätte. Aber eine literarische Tätigkeit genügte ihm nicht. Er war ungewöhnlich ehrgeizig, und ich habe immer die Überzeugung gehabt, daß er Ministerpräsident hätte werden wollen. Doch besaß er weder die geistigen noch die körperlichen Eigenschaften für ein solches Amt, und ich glaube, daß er es wußte. Er war tapfer, wenn es sich darum handelte, Schlußfolgerungen zu ziehen, aber es gebrach ihm an physischem Mut. Ich habe ihn, wo es ganz unnötig war, vor der Begegnung mit einer starken Persönlichkeit zurückschrecken sehen. Als Redner war er sehr wirkungsvoll, wenn er Zeit gehabt hatte, sich gut vorzubereiten und seine Sätze zu feilen. Die Reden, die er in Versammlungen hielt, gehören zu den besten seiner Zeit, aber im Hause der Gemeinen reichte seine Energie nicht aus. Er konnte sich nicht zu den blitzschnellen Entschlüssen aufschwingen, welche die Debatte oft erfordert. Auch verstand er nicht viel von Geschäften und Verwaltung. Auf diesen Gebieten war er geneigt, sich hergebrachten Ansichten anzuschließen und deswegen schief zu urteilen. Obgleich er daher, als er an die Spitze eines großen Verwaltungsdepartements gestellt wurde, sich stets als bedeutender Träger origineller Ideen erwies, gebrach es ihm doch an Menschenkenntnis, um ein Führer ganz großen Formats zu werden.

Trotz dieser Mängel war er wegen seines umfassenden Verständnisses eine sehr interessante Persönlichkeit und wir jungen Liberalen sahen mit großer Achtung zu ihm auf. Hätte er sich weniger von den Ansichten seiner früheren Mitarbeiter beherrschen lassen, so hätte er uns vielleicht helfen können, die Schwierigkeiten zu überwinden, durch die die liberalen Grundsätze der Opposition von 1886 gerade damals bedroht wurden. So blieb er ein weiser, wenn auch nicht beherzter Kritiker, und wir fragten ihn gern um Rat.

Morley war entschlossen, ein Staatsmann von hohem Range zu werden, und ließ sich durch nichts von diesem Ziel abbringen.

Joseph Chamberlain erzählte mir, daß er ihn vergeblich angefleht habe, der Literatur treu zu bleiben und sich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen. Als Campbell-Bannerman 1915 sein Kabinett bildete, wollte Morley sein Schatzkanzler werden und somit den zweiten Platz im Kabinett und im Hause der Gemeinen einnehmen. Aber der schlaue Campbell-Bannerman, der sich selten Illusionen über seine Freunde machte, sah ein, daß Morley sich für dieses Amt nicht eignete und gab es Asquith. Morley war ein rühriger Sekretär für Irland gewesen, besaß aber keine natürliche Begabung für Staatsgeschäfte. Andererseits hatte er ein starkes Konversationstalent, obgleich man ihn kaum einen glänzenden causeur nennen konnte.

Er geriet unter den Einfluß Mr. Gladstones, der einen viel stärkeren Charakter hatte. Dies schädigte in mancher Hinsicht Morleys Eigenart, verhalf ihm aber dazu, mehrere Meisterwerke zu verfassen. Sein „Leben Cromwells" wird nur noch von seinem „Leben Gladstones" übertroffen und auch sein „Walpole" verdient höchstes Lob.[1]

Morley besaß, wie ich schon bemerkt habe, eine starke konservative Ader. Er bewunderte Männer der Tat wie Disraeli und Bismarck. Er machte sich wenig Illusionen und war, wie ich vermute, kein sehr gläubiger Christ. Aber er wirkte immer anregend und seine große Belesenheit sowie sein Gedankenreichtum gestalteten eine Unterhaltung mit ihm stets zu einem Genuß. Ich glaube, daß seine Intimität mit Lord Rosebery dadurch sehr gefördert wurde.

Morley war mit Meredith[2] befreundet. Dann entstanden Differenzen zwischen ihnen, die aber bald wieder überbrückt wurden,

[1] In Deutschland ist Viscount John Morley (geb. 1838) hauptsächlich durch sein nach seinem Tode veröffentlichtes „Memorandum" bekannt geworden, in dem er auseinandersetzt, warum er und John Burns vor der englischen Kriegserklärung an Deutschland aus dem Kabinett Asquith austraten.

[2] Verfasser bedeutender Romane.

so daß sie sich, als Mereditths Leben sich seinem Ende näherte, sehr viel sahen. Es war eine Freundschaft, die in ihrer Jugend entstanden war. Meredith pflegte mich nach Boxhill zum Abendessen einzuladen und stellte mir frei, mitzubringen, wen ich wollte. „Aber," schrieb er, „kommen Sie nicht mit Morley. Er und ich müssen unsere Abende allein zusammen verbringen, denn wir haben eine Vergangenheit, die Euch jungen Männern fremd ist!" Jedenfalls verkehrte auch ich viel mit Morley, vielleicht mehr als irgendein anderer seiner politischen Freunde. Als das Alter auf ihm zu lasten begann, gab er sein Haus in Elm Park Gardens auf und zog nach Southfields bei Wimbledon. Dort pflegte ich ihn an Sonntagnachmittagen zu besuchen und bis zur Nacht zu bleiben. Wir unterhielten uns über Literatur und Politik. Zuweilen brachte ich Bekannte mit, denen er sonst nicht begegnete, wie die Sidney Webbs. Er nahm immer starken Anteil an allem und kritisierte mitunter scharf.

Im ganzen betrachtet glaube ich, daß Morley der anregendste Mensch war, den ich je gekannt habe. Ich glaube nicht, daß er immer mit mir einverstanden war. Aber das war meine Schuld, nicht seine. Sein Ausblick war groß und schweifte weit über die Worte hinweg, die man ihm sagte. Andererseits braucht man nur die beiden Bände seiner Erinnerungen zu lesen, um zu erkennen, ein wie schlechter Menschenkenner er war. Dort sieht man, wie er herrschen wollte, aber nicht dafür geeignet war, wenigstens nicht in dem von ihm gewünschten Maße. Ich glaube nicht, daß er ein angenehmer Vorgesetzter für die ständigen Beamten seines Ressorts gewesen ist. Lord Inchcape[1] schätzte er hoch, aber nicht höher, als Lord Inchcape ihn. Die großen Unternehmer, die Militärs, die Diplomaten und alle Herrschernaturen imponierten Morley am meisten. Ich entsinne mich, daß ich einmal, auf Morleys Wunsch, den Generalstabschef Feldmarschall Lord Nicholson, der seine Ansichten geschickt zu vertreten wußte, allein mit uns zum zweiten

[1] Großkaufmann, Bankier und Werftbesitzer, erhielt 1929 den Earltitel.

Frühstück einlud. Der sehr robuste Feldmarschall, der lange in Indien gedient hatte, faßte sein Urteil über Indien zusammen, indem er Morley erklärte: „Nur mit dem Schwerte kann Indien regiert werden." Morley war so bestürzt, daß er seine abweichende Meinung nicht einmal zu murmeln wagte. Ich hatte zuviel mit Militärs verkehrt, um ihre politischen Ansichten ernst zu nehmen. Aber Morley gab momentan nach. Später schätzte er den Ausspruch des Generalstabschef selbstverständlich richtig ein.

Mein Briefwechsel mit Morley erstreckte sich von 1886 bis zu seinem Tode. Während der letzten sechs Monate seines Lebens sah ich ihn nicht oft. Er hatte, glaube ich, die Empfindung, nicht mehr die Energie zu besitzen, um zu diskutieren und zu überzeugen und zog daher die Gesellschaft derer vor, die ihm nie widersprachen. Doch blieben wir bis zum Ende befreundet.

Die andere Persönlichkeit, zu der unsere Gruppe damals und später aufblickte, war Lord Rosebery.[1] Zwischen ihm und Morley war der Unterschied groß. Er war einer der gewaltigsten und eindrucksvollsten Männer in England und besaß persönliche Überlegenheit, die Morley fehlte. Sein Einfluß auf Asquith, Grey und mich war um so größer, weil er klar zu erkennen schien, daß der Liberalismus aus den Geleisen herausgehoben werden müsse, in denen er sich festzufahren drohte. Das Zukunftsprogramm konnte nicht von den Funktionären der Nationalen Liberalen Vereinigung, sondern nur von einem Staatsmann aufgestellt werden, der Großbritannien als den Mittelpunkt des Reiches betrachtete. Wir sahen ihn oft und waren viel bei ihm in seinen Häusern in London und auf dem Lande. Er nahm lebhaften Anteil an unseren Bemühungen. Doch glaube ich nicht, daß sie ihm in ihrem innersten Wesen wirklich gefielen. Was uns tief bewegte, war die soziale Frage. Um sie bekümmerte er sich wenig, außer in der kurzen Zeit, als er Vorsitzender des Lon-

[1] Staatssekretär des Äußeren in den Kabinetten Gladstone 1886 und 1892—1894, Premierminister 1894—1895. Whig. Gestorben am 20. Mai 1929.

doner Grafschaftsrates war. Unterrichts- und Grundbesitzprobleme bedeuteten viel weniger für ihn als für uns. Obgleich wir oft mit ihm verhandelten und in ihm einen starken politischen Rückhalt fanden, war er doch nicht so hilfreich bei Beratungen über diese Probleme wie Morley. Wir mußten unseren Acker selbst pflügen. Aber seine Stellung und sein Einfluß waren so groß, daß er als Führer sehr wertvoll für uns war.

Unsere kleine Gruppe arbeitete selbständig im Hause der Gemeinen weiter, wie der Hansard[1] jener Zeit zeigt. Asquiths glänzendes Rednertalent gewann ihm Sir William Harcourt[2] und die anderen Führer. Er hatte weniger eigene Ideen als die meisten von uns. Aber er besaß ein weises Urteil und seine Debattierkunst machte Eindruck auf die älteren Abgeordneten. Es war vorauszusehen, daß er bald ein Amt erhalten werde.

Grey war schwieriger zu behandeln. Er übte eine starke Anziehung aus und verkörperte die beste Überlieferung der Whigs. Aber er hatte fortgeschrittene Ansichten und war unabhängig veranlagt. Die Einpeitscher konnten nicht auf ihn rechnen wie auf Asquith. Mit Grey und seiner Frau stand ich in andauerndem, intimen Verkehr. Wir waren viel zusammen und hegten über die meisten Dinge die gleichen Ansichten. Ich war oft in Fallodon und sie, wie auch Asquith, kamen häufig nach Cloan. Gelehrt waren sie nicht, aber sie lasen viel und verbanden diese Neigung mit einer Leidenschaft für das Landleben, während sie das Parlamentstreiben weniger liebten. Sie waren ein reizendes Paar und obgleich sie nicht gern an gesellschaftlichen Veranstaltungen teilnahmen, wurden viele Leute aufmerksam auf sie.

Ich selbst war nicht so beliebt bei den Führern und den Einpeitschern. Ich dachte nicht nur unabhängig, sondern war auch

[1] Parlamentsberichte, die von der Druckerfirma Hansard hergestellt werden.

[2] Früherer Staatssekretär im Kabinett Gladstone (1880—1885), hervorragendes Mitglied der liberalen Partei.

ziemlich impulsiv und stand in dem Ruf, meine Freunde zu Entschlüssen zu überreden, die sie ohne mich vielleicht nicht gefaßt hätten. Die offizielle Parteigruppe hielt mich für einen Intriganten. Überdies war ich kein erstklassiger Redner. Aber ich besaß Energie, einige Kenntnisse und Gestaltungsgabe für politische Zukunftsprobleme, und förderte unausgesetzt neue Ideen. Fürwahr, wir drei arbeiteten prächtig innerhalb unserer Gruppe zusammen. Als zum Beispiel die Vorkämpfer der liberalen Opposition sich zu hastig für die Aufhebung der Erbpacht einsetzten, was zur Entstehung einer Menge von kleinen Eigentümern ohne hinreichende öffentliche Kontrolle geführt hätte, stimmten wir gegen den Entwurf und brachten ihn zu Fall. Sidney Webb, der zwar nicht Abgeordneter war, uns aber ernstlich in dieser Sache unterstützte, schrieb mir einen begeisterten Brief über diese Aktion unserer Gruppe. Aber als wir unseren eigenen Entwurf einbrachten, der die Enteignung von Grundstücken durch die städtischen Behörden ermöglichen und von einem gewissen Termin ab, die durch die Bevölkerungszunahme hervorgerufene Preissteigerung ausschalten sollte, erzielten wir keinen Erfolg. Die Konservativen, die uns bei der Ablehnung der anderen Vorlage geholfen hatten, wollten sich mit dieser nicht befassen und die alten Liberalen bezeichneten die Vorlage als sozialistisch.

Aber wir brachten andere Dinge fertig. Wir vertraten im Hause der Gemeinen neue Ideen über Diäten für Abgeordnete, über freien Unterricht und Freihandel. Ich selbst schrieb und veröffentlichte 1887 ein „Leben des Adam Smith", in welchem die Freihandelslehre neu gefaßt wurde, in einer Form, die den Erfordernissen der Landesverteidigung Rechnung trug.

Grey war ein glänzender Redner in Versammlungen, er hatte ein unfehlbares Urteil und war dabei vorsichtig wie ein viel älterer Mann. Seine Reden zündeten nicht wie die Asquiths, und er war nicht so kenntnisreich, weil ihm Asquiths intellektuelle Neugier ganz abging. Grey war schon damals ein bedeutender Staatsmann.

Seine Whigeinstellung wurde durch demokratische Ansichten verstärkt, und er hegte weder Klassen- noch andere Vorurteile. Nur die Freuden des Landlebens zogen ihn mitunter zu sehr von seiner politischen Tätigkeit ab. Jedenfalls standen wir uns sehr nahe, und ich trug dazu bei, Asquith in enger Verbindung mit Grey zu erhalten. Anregend und kenntnisreich auf dem Gebiete des Schulwesens war auch Arthur Acland.

Asquith lebte damals in Hampstead mit seiner ersten Frau und seinen Kindern. Sie war eine schöne und schlichte Seele. Unter den Briefen, die ich aufbewahrt habe, befindet sich einer, den Asquith mir nach ihrem Tode schrieb und aus dem hervorgeht, wieviel er von ihr hielt. Doch ließ er sich von der Londoner Gesellschaft verführen und gab allmählich jene ernstere Lebensauffassung auf, die er lange mit mir geteilt hatte. Wir hatten es beide als Advokaten weit gebracht. Aber Asquith vermochte selbst eine große juristische Karriere auf die Dauer nicht zu reizen. Er wollte so schnell wie möglich Ministerpräsident werden. Für dieses Amt hatte ihm die Natur viel, aber nicht alles gegeben. Sein Verstand arbeitete rasch und genau und während der ersten Periode seiner politischen Tätigkeit besaß er auch die erforderliche Ernsthaftigkeit. Einmal, als wir an der Kaserne der Garde zu Pferde vorüber kamen, zeigte er auf John Bright,[1] der vor uns ging und sagte: „Dort geht der einzige Mann, der es, ohne von der Londoner Gesellschaft korrumpiert zu werden, zu hohen politischen Ehren gebracht hat."

Wie bereits erwähnt, war ich 1885 Abgeordneter für Ost-Lothian geworden. Es war nicht ungefährlich für einen jungen Advokaten ohne Vermögen, in das Parlament einzutreten. Im nächsten Jahr folgte Asquith meinem Beispiel. Ich führte ihn in den neben meinem liegenden Wahlkreis Ost-Fife ein, wo er für viele Jahre einen sicheren Abgeordnetensitz errang. Seine erfolgreiche Jungfernrede habe ich bereits erwähnt. Schon damals sprach

[1] Sohn eines Müllers, fortschrittlicher kriegsfeindlicher Politiker, arbeitete nach der Reformakte von 1832 mit Cobden (1811—1889).

er mit starker Stimme und absolut fehlerfrei. Alles, was er sagte, hatte Hand und Fuß, und niemand war überrascht, als Mr. Gladstone ihn 1892 zum Staatssekretär des Innern machte. Er wurde einer der besten Staatssekretäre der neueren Zeit, er war gerecht und gründlich und interessierte sich für den Einfluß, den die Wissenschaft auf das industrielle Leben auszuüben begann. Die Arbeiter in den Gruben und in den Fabriken fingen an zu begreifen, daß die liberale Regierung ein wachsames Auge auf ihre ganze Existenz richtete.

Als Advokat hatte sich Asquith vor der Parnellkommission durch ein glänzend geführtes analytisches Kreuzverhör des Geschäftsführers der „Times" ausgezeichnet. Sir Charles Russell hatte die Sache der irischen Nationalisten vor der Kommission vertreten, und er war sein „Junior" gewesen.

Um 1888 wuchs der Wirkungskreis unserer kleinen Gruppe. Diners wurden gegeben im Nationalliberalen Klub und im Savoy Restaurant. Auch außerhalb unserer Gruppe stehende Politiker erhielten Einladung dazu. Rosebery und Morley nahmen an diesen Mahlzeiten teil, und auch solche Herren, die wir aufgefordert hatten, dem „Articles Club" beizutreten, zum Beispiel Frank Lockwood, der später erster Kronanwalt wurde. Im Hause der Gemeinen blieb Mr. Gladstone die Persönlichkeit, zu der wir aufblickten. Aber die tägliche Arbeit der Parteileitung wurde von Sir William Harcourt verrichtet. Er war zwar kein großer Staatsmann, aber ein großer Parlamentarier. Er hatte Ideen, die sich jedoch nur auf naheliegende Ziele richteten. Aber im Hause der Gemeinen war er eine eindrucksvolle Gestalt.

Großes Aufsehen begannen der Ehescheidungsprozeß, in dem Parnell als Zeuge auftreten mußte[1], und die Untersuchung der von Pigott gefälschten Briefe zu erregen. In der Angelegenheit

[1] 1890. Parnell war der Geliebte von Katharina, Frau des Hauptmanns O'Shea gewesen und heiratete sie nach dem Prozeß, der den Ehebruch erwiesen hatte.

der Briefe siegte Parnell, aber der Prozeß war viel folgenschwerer. Die Dissidenten, die in der Nationalliberalen Vereinigung sehr mächtig waren, beschlossen ihn fallen zu lassen, und trotz Mr. Gladstones unablässigen Bemühungen ließ sich eine Spaltung in der Homerulefrage nicht vermeiden. Da diese die einzige wichtige Frage war, mittels der die liberale Partei die öffentliche Meinung gewinnen konnte, schwanden die Aussichten auf eine Niederlage der Unionisten bei den bevorstehenden Wahlen, obgleich die Liberalen schon lange von der Regierungsgewalt ausgeschlossen waren. Natürlich blieben wir eifrige Homeruler. Kein Ereignis war imstande, die Grundlage zu erschüttern, auf der unsere Überzeugung ruhte. Aber Homerule war kein klares Ziel mehr, seit die irische Partei nicht mehr einmütig hinter ihrem Führer stand, und Parnell hatte die Lage auch nicht für uns erleichtert. Neben der irländischen gab es andere Fragen, für die unsere Gruppe im Parlament hätte eintreten können, aber noch befand sie sich nicht in einer Stellung, in der sie auf das Vertrauen der breiten Wählermassen rechnen konnte.

So trieben wir es weiter bis zu den Wahlen des Jahres 1892. Rosebery war Homeruler, aber mit gewissen Einschränkungen. Vor allem interessierten ihn die auswärtigen Angelegenheiten, für die er als die erste Autorität auf der liberalen Seite galt. So focht er auf seine eigene Art mit uns gegen die unionistische Regierung. Schließlich kamen die Wahlen. Die Liberalen waren sechs Jahre in der Opposition gewesen und wären vermutlich, wenn nicht die Spaltung durch Parnell eingetreten wäre, mit einer bedeutenden Mehrheit zur Macht gelangt. Da sie aber, von Irland abgesehen, über keine Programmpunkte verfügten, die an die Einbildungskraft der Wähler appellierten, brachten wir es an sich zu keiner Mehrheit bei den Wahlen. Die Mehrheit entstand nur dadurch, daß man die irländischen Mitglieder hinzuzählte. Nun war Parnell tot[1], und die Zusammenarbeit mit der irländischen Partei

[1] Gestorben 1891.

nicht leicht. Mit Rücksicht auf unsere Überzeugung und auf die Zusammensetzung unserer Mehrheit mußten wir eine Homerulebill bringen. Mr. Gladstone hatte dies von Anfang an klar erkannt und nur zu diesem Zweck die Macht übernommen. Die Wahlen waren ziemlich kläglich verlaufen. Ungeachtet der erklärlichen Neigung vieler Wähler, eine Regierung aus einer Partei zu erhalten, die lange nicht mehr am Ruder gewesen war, sank sogar Mr. Gladstones kolossale Mehrheit in Midlothian auf eine kleine Zahl hinab. Meine eigene Mehrheit in der daran stoßenden Grafschaft East Lothian war gleichfalls verschwindend klein, und es wurde allgemein empfunden, daß wir eine stark gehemmte Partei mit geringen Aussichten waren.

Und doch gab es viel für uns zu tun. Harcourt wurde Schatzkanzler, Asquith Staatssekretär des Innern, Grey unter Rosebery Unterstaatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten. Acland übernahm das Ressort für öffentliche Erziehung. Ich wollte kein Amt übernehmen, da ich 1890 Königlicher Rat geworden war und einer ungewissen juristischen Zukunft entgegenging. Aber ich beschloß, fleißig für die neue Regierung zu arbeiten und auf diese Weise Erfahrungen zu sammeln. Unsere Homerulebill unterschied sich in mancher Hinsicht von der von 1886. In der Kommissionssitzung erhob die Opposition zahlreiche Bedenken. Mein Studium der kanadischen Verfassung verschaffte mir als fast einzigem im Hause der Gemeinen die Gelegenheit, den Gesetzentwurf zu erklären und zu verteidigen. Wie ein Blick in den Hansard zeigt, nutzte ich diese Gelegenheit unter allgemeiner und freundlicher Zustimmung des Hauses ergiebig aus.

Einige Zeit darauf legte Harcourt einen Entwurf für die Erweiterung der Erbschaftssteuer vor. Er machte mich zum Mitglied der Kommission, die mit der Vorbereitung der Bill betraut wurde. Ich kannte die Materie, drang noch tiefer im Laufe der Beratung in sie ein und ergriff oft das Wort bei der Besprechung der einzelnen Artikel in den Plenarsitzungen. Auch arbeitete ich viel mit den

Beamten des Schatzamtes, welche die Artikel endgültig formulierten. Dies ließ mir wenig Zeit für meine Tätigkeit vor den Gerichten, so daß meine Erfolge dort zurückgingen. Aber ich hatte mir den Ruf erworben, das Erbschaftssteuergesetz gründlich zu kennen, und als es hauptsächlich dank Harcourts Geschicklichkeit angenommen wurde, wandte sich das Publikum viel an mich, um sich manche dunkle Stelle erklären zu lassen und mich mit der Vertretung von Streitfällen zu betrauen, die im Zusammenhang mit den neuen Bestimmungen entstanden.

Die liberale Regierung hielt sich drei Jahre lang. Schließlich wurden die Homerulebill und andere von uns vorgelegte Gesetze vom Hause der Lords abgelehnt. Unsere Mehrheit im Hause der Gemeinen schwand dahin, und es ließ sich nicht vermeiden, daß wir bei einer Abstimmung über die Ausrüstung des Heeres mit rauchlosem Schießpulver unterlagen. Mr. Gladstone hatte sich zurückgezogen, und Lord Rosebery war Ministerpräsident geworden. Aber es bestanden Unstimmigkeiten zwischen den Mitgliedern des neuen Kabinetts. Harcourt war der Ansicht, daß die Königin ihn hätte berufen sollen, und obgleich Morley und wir jüngere Liberale Rosebery vorzogen, gab doch ein großer Teil unserer Partei Harcourt recht.

Während Rosebery Ministerpräsident war, berief er mich oft nach Downingstreet, um meine Meinung zu hören. Ich glaube, daß ich damals seine Gedanken ebenso genau kannte wie irgendeiner seiner Kollegen im Kabinett. Er schlug mir vor, mich bei eintretender Vakanz als Kandidaten der liberalen Partei für das Amt des Sprechers[1] im Hause der Gemeinen bezeichnen zu lassen. Das lehnte ich ab, weil ich weder eine hinreichend kräftige Stimme noch andere für dieses Amt unentbehrliche Eigenschaften besaß. Asquith vertrat auch die Ansicht, daß ich für ein ganz anders geartetes Arbeitsfeld geeignet wäre und gut täte, Roseberys Vorschlag zurückzuweisen und den einmal eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen.

[1] Speaker, etwa Präsident.

So stand ich wieder am Abschluß einer Lebensperiode. In meinem Wahlkreis hatte ich meine Stellung durch die von mir geleistete Arbeit und durch meine unabhängigen Ansichten befestigt und wurde, trotz der Niederlage des Liberalismus im ganzen Land, mit einer größeren Mehrheit in Ost Lothian wieder gewählt.

Einige kleine Vorfälle möchte ich noch aus dieser Zeit erwähnen. Ende 1885 trat ich in das Haus der Gemeinen ein, als Mr. Gladstone unser unbestrittener Führer war. Seine Persönlichkeit und seine geniale Begabung für gewisse Verwaltungsprobleme stellten ihn in eine Klasse für sich. Nahe bin ich ihm nie getreten, aber ich habe oft seinen Reden gelauscht und war ein begeisterter Anhänger seiner irischen Politik, die später noch viel wichtiger und von einigen jener Konservativen durchgeführt werden sollte, die sich damals in der Opposition befanden. Gladstone war ein sehr höflicher und ganz eigenartiger Mensch, wie folgende Anekdoten zeigen. Als jungen schottischen Abgeordneten luden mich Mr. und Mrs. Gladstone zum Diner in Dollis Hill ein, einem Landhause, das ihnen Lord Aberdeen geliehen hatte. Neben anderen neugewählten schottischen Abgeordneten erschien dort auch Mr. M'Ewan, Eigentümer einer großen Edinburger Brauerei. Nach dem Diner erstaunte es uns junge und von Ehrfurcht erfüllte Leute zu beobachten, daß Mr. M'Ewan in einer Ecke neben Mr. Gladstone stand und seinen Kopf mit beiden Händen umspannte. Wir fanden, daß Mr. M'Ewan seine Ehrfurcht auf eine merkwürdige Weise äußerte. Auf dem Rückwege zum Bahnhof ersuchten wir ihn um eine Erklärung. Wie er uns erzählte, hatte er Mr. Gladstone zu seinem guten Aussehen beglückwünscht und bemerkt, daß er viel bedeutender ausschaue als im Jahre 1846, als er (M'Ewan) zum erstenmal eine Rede von ihm in Leith Walk, Edinburg, gehört habe. Mr. Gladstone hatte erwidert: „Ja, ich habe eine merkwürdige körperliche Entwicklung hinter mir. Mein Kopf ist soviel größer geworden, daß der Hut, den ich bei meinem ersten Besuch in Balmoral[1]

[1] Königliches Schloß in Schottland.

aufhatte und den ich noch besitze, mir jetzt nicht mehr paßt." Mr. M'Ewan hatte Verwunderung gezeigt, und Mr. Gladstone hatte gesagt: „Ja, so ist es, und wenn es Ihnen Spaß macht, können Sie die Höcker fühlen." Mr. M'Ewan, der ein Schalk war, hatte sich nicht zweimal bitten lassen und seine Hände um Mr. Gladstones Kopf herumgelegt. „Was haben Sie dann gesagt?" fragten wir. „Ich habe gesagt," entgegnete M'Ewan, „Mr. Gladstone, Sir, wenn die Höcker an beiden Seiten Ihres Kopfes so stark entwickelt wären, wie sie es an der einen sind, so würden Sie ein sehr hervorragender Mann sein!"

Ein anderer Vorfall ereignete sich nach einem Diner, das Lady Rendel 1887 in ihrem Hause in Carlton Gardens gab. Ihr Gatte war abwesend von London, und da Mr. Gladstone bei ihr wohnte, lud sie acht Personen, darunter mich, zu einem kleinen Diner ein. Nach Tisch arrangierte sie nicht eben geschickt ein sechshändiges Schachspiel. Mr. Gladstone wollte sich nicht beteiligen und saß einsam in einem abgelegenen Salon. Da ich auch nicht mitspielte, begab ich mich ebenfalls dorthin und betrachtete ehrfurchtsvoll meinen großen Führer, der mit geschlossenen Augen auf einem Sofa saß. Nach einer Weile öffnete er die Augen, sah mich an und winkte mir zu. Ich folgte dem Wink mit geziemender Demut und setzte mich neben ihn. „Hat Sie," fragte er mich, „irgend etwas im Hause der Gemeinen enttäuscht, dem Sie jetzt zum erstenmal angehören?" — „Es ist mir aufgefallen," erwiderte ich, „daß jene Überlieferung, die das Haus der Gemeinen in der ganzen Welt berühmt gemacht hat, weniger hochgehalten wird, als ich erwartet hatte, ich meine die Überlieferung guter parlamentarischer Manieren." — „Und worauf," fragte er, „führen Sie das zurück?" Ich vermochte der Versuchung nicht zu widerstehen und antwortete: „Nun, Sir, ich nehme mir viel heraus, aber wenn ich den Ton von Disraelis heftigen Reden in den vierziger Jahren berücksichtige und die ganze Art, wie er gegen Sir Robert Peel auftrat, so glaube ich, daß die Verrohung ungefähr damals begonnen hat." — „Ich

selbst würde das nicht sagen," entgegnete Mr. Gladstone, „aber nicht etwa, weil ich nicht mit Ihnen übereinstimmte. Ich glaube, daß Sie recht haben, aber gestatten Sie mir zugunsten jenes bedeutenden Mannes anzuführen, daß nur der beurteilen kann, eine wie erdrückende Wucht und welche außerordentliche parlamentarische Begabung er besaß, wer an der Spitze seiner Partei im Hause der Gemeinen gegen ihn kämpfen mußte."

Mr. Gladstone war nicht immer ganz folgerichtig in seiner Politik. Den 1886 gefaßten Plan, die irländischen Großgrundbesitzer auszukaufen, ließ er anscheinend in der Herbstsitzung des Jahres 1888 fallen und beschloß, gegen den Vorschlag der unionistischen Regierung zu stimmen, der die Wirkung der Ashbourne Akte zu diesem Zweck ausdehnen wollte. Grey und ich waren fest überzeugt, daß Gladstone einen Fehler begangen habe, und stimmten gegen seinen Antrag. Danach fühlten wir uns verpflichtet, zurückzutreten, und ich schrieb sogleich in Greys Namen an Mr. Gladstone. Aber er antwortete mit folgenden Zeilen:

„Lieber Mr. Haldane, lassen Sie mich Ihnen und Sir E. Grey für Ihren freundlichen Brief danken. Zwischenfälle dieser Art verletzen oder erschüttern mich keineswegs. Es tröstet mich, sie aus dem Wesen der liberalen Partei heraus und aus den Gesetzen, denen sie folgt, zu erklären. Denn diese Gesetze sind im ganzen betrachtet so gesund, wohltätig und frei. Ich freue mich sehr darüber, daß Ihr Vertrauen unverändert bestehen bleibt und versichere Ihnen meinerseits das gleiche. Ich verbleibe Ihr ganz ergebener

21. Nov. 1888. W. E. Gladstone."

Jurisprudenz, aber nicht Politik hatte ich bei Davey gelernt, der zwar kein guter Abgeordneter, aber ein vorzüglicher Advokat war. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang, daß Mr. Gladstone ihn bat, eine lange Rede gegen das Verbrechengesetz[1] für

[1] Crimes Bill von 1882, erlassen nach der Ermordung von Staatssekretär Lord F. Cavendish und Untersekretär Burke in Dublin (6. Mai 1882).

Irland zu halten. Mr. Gladstone sah in Davey einen so großen Advokaten, daß er sich von dieser Rede eine entscheidende Wirkung versprach. Davey schob jede andere Arbeit beiseite und stürzte sich in größter Aufregung auf seine Rede. Ich bezweifelte, daß er der richtige Mann für diese Aufgabe wäre, war jedoch verhindert, seine Rede anzuhören. Gegen Abend ging ich in das Haus der Gemeinen und begegnete Morley. „Wie hat Daveys Rede gewirkt?" fragte ich ihn. „Gewirkt?" antwortete Morley, „sie wirkte genau so wie eine große Flasche Sodawasser, die zwei Tage lang entkorkt dagestanden hat."

Damals zählte ich zu meinen intimen Freunden Mr. Sidney Webb[1] und seine Frau, zwei sehr interessante Menschen. Sie war die Tochter eines reichen Mannes, der den Vorsitz der Great Western Eisenbahngesellschaft geführt hatte und bei Stroud lebte. Er war im Kolonialamt angestellt und dank seinem energischen und scharfsinnigen Wesen einer der Führer der „Fabian Society" geworden. Die beiden hielten zueinander, aber Sidney Webb war so ausgesprochen sozialistisch eingestellt, daß ihr Vater wohl schwerlich einer Verlobung zugestimmt hätte. So verlobten sie sich heimlich, und nur ein paar Menschen wußten davon. Auf den Wunsch des jungen Paares hielt ich mich mehrmals im Hause des Vaters auf, der schwerkrank war und immer das Bett hütete. Wie zwischen uns verabredet, bat ich dann, daß mein Freund, Mr. Sidney Webb, der zufällig am Sonnabend in Stroud eine Vorlesung halten sollte, auch zum Wohnen eingeladen würde. Die Haushälterin, die zu bestimmen hatte, hielt mich für den bevorzugten jungen Mann und war mit allem einverstanden. Sie war alt, und als sie uns zu später Stunde noch beisammen fand, wunderte sie sich nicht darüber, sondern bat uns, vor dem Schlafengehen das Licht auszulöschen, und zog sich zurück. Darauf sagte ich, ich müsse noch eine

[1] Staatssekretär für die Dominions und die Kolonien im Kabinett Macdonald 1929. Geboren 1859, zum erstenmal 1922 ins Unterhaus gewählt.

Stunde spazierengehen, sonst könne ich nicht schlafen. Auf diese Weise konnte sich das glückliche Paar eine Stunde allein unterhalten, was sonst nicht möglich gewesen wäre. Bald darauf starb ihr Vater, Mr. Potter. Sie vermählten sich und haben zusammen hervorragende Leistungen vollbracht. Man hat ihre Arbeiten als zu ideologisch kritisiert und dies mit Recht, aber sie haben doch eine große Anzahl bemerkenswerter Bücher über die Geschichte der Wirtschaft verfaßt und sich dadurch eine bedeutende Stellung in der internationalen sozialistischen Bewegung gesichert. Ich habe nie der „Fabian Society" angehört, hielt aber stets die Fühlung mit Sidney Webb aufrecht und verwertete einige seiner Ideen bei den Beratungen, die Asquith, Grey und ich über die Zukunft des Liberalismus abhielten. Wenn diese Ideen damals und zur Zeit Campbell-Bannermans mehr beachtet worden wären, so wäre es, glaube ich, nicht zu einem Niedergang der liberalen Partei gekommen. Eine um fortschrittliche, aber keineswegs ultraradikal gesinnte Denker gescharte Partei hätte entstehen und Sozialismus und Liberalismus unter einem gemeinsamen Dach aufnehmen können. Diese Partei hätte dann ein wirkliches, in sich geschlossenes Gegengewicht gegenüber der konservativen Partei gebildet. Es sollte nicht sein, aber die warme Freundschaft, die mich mit den Sidney Webbs verband, wurde dadurch nicht gestört.

Ich schließe dieses Kapitel mit einem Passus aus einem Brief, den ich 1894 an einen Freund schrieb und der, glaube ich, meine innerpolitische Haltung damals und für die Folgezeit richtig kennzeichnet:

„Erinnern Sie sich des Gespräches, als ich Ihnen sagte, daß ich mitunter ein bißchen verrückt wäre und Sie mich baten, mit niemandem darüber zu sprechen? Diese Verrücktheit ist tatsächlich meine beste Seite. Der Kampf für das, was gut und gesund im Liberalismus ist, hat viele meiner alten Gewohnheiten und Ansichten zerstört. Ich will Ihnen mit ein paar Worten erklären, was ich meine. Ein gefeierter, von unterwürfigen Anhängern umschwärmter Mi-

nister zu sein, ist für mich kein politischer Erfolg. Diesen erblicke ich vielmehr in einer festen Überzeugung und in der Fähigkeit, andere für diese Überzeugung zu gewinnen. Ich will Advokat bleiben, weil ich mir mein Leben verdienen muß. Außerdem befriedigt mich diese Tätigkeit, und ich habe nie bessere Ergebnisse durch sie erzielt als gerade jetzt. Aber daneben brauche ich noch etwas anderes. Wenn ich wie Lord Herschell oder Lord Selborne würde, so könnte ich mich nicht des Gefühls erwehren, daß ich die Gelegenheiten, wirklich nützliche Arbeiten in dieser Welt zu verrichten, verpaßt hätte. Gerade jetzt übe ich einen heilsamen Einfluß in der Richtung aus, die in dem hier beigefügten Artikel[1] einer schottischen Zeitung angedeutet ist. Ich beabsichtige, diese Richtung weiter zu verfolgen und an Versammlungen in den großen Industriestädten teilzunehmen, wo ich am meisten nützen kann. Später werde ich versuchen, den so gewonnenen Einfluß in einem Amte, keinem staatlichen, sondern in irgendeiner lokalen Selbstverwaltungsbehörde zu verwerten, wenn es mir glückt, dazu ernannt zu werden. Wenn man mich nicht braucht, muß ich eben versuchen, draußen weiter zu arbeiten. Das ist das Leben, das ich für das beste halte und das sich äußerlich nicht von dem unterscheidet, das ich bis jetzt geführt habe. Von allen Menschen, die ich kenne, möchte ich am liebsten Arthur Acland mit all seinem Fanatismus gleichen. Das ist doch wohl deutlich genug. Was die Sidney Webbs betrifft, so leisten sie ungeachtet ihrer gesellschaftlichen Mängel viel, und ich würde stolz darauf sein, wenn ich für eine gute Sache soviel geopfert hätte wie sie ... Ich glaube nicht, daß Lord Rosebery angesichts der bestehenden Differenzen sein Kabinett gerade jetzt wieder aufbauen könnte. Zweifellos wäre die Lage weniger schwierig gewesen, wenn gewisse Visionen durch Ausblicke anderer Art ersetzt worden wären. Aber an meinen Visionen halte ich fest. Es gibt nichts Lächerlicheres als die Furcht vor Lächerlichkeit, wenn man weiß, daß man in der Hauptsache recht hat."

[1] Der Artikel ist nicht mit abgedruckt.

Viertes Kapitel

Personen und Probleme

(1895—1898)

Ich wende mich jetzt weiteren Abschnitten meines Lebens zu, die etwa mit der Periode nach der Niederlage des liberalen Kabinetts im Jahre 1895 zusammenfallen. Mich beschäftigte in erster Linie in dieser Zeit das wichtige Problem der akademischen Bildung.

Aber es würde nicht der Absicht entsprechen, die ich mit dieser Lebensbeschreibung verbinde, wenn ich gar nichts über meine Privatangelegenheiten sagte, denn gerade solche persönlichen Dinge beeinflussen zuweilen die Lebensanschauung. Jedenfalls war das bei mir der Fall.

Ich kehre zum Jahre 1890 zurück. Ich hatte mich ernstlich in ein hervorragend begabtes und gut situiertes Mädchen verliebt.[1] Es dauerte lange, bis sie meine Gefühle erwiderte, aber dann schien sie es rückhaltlos zu tun. Wir hatten viele gemeinsame Neigungen und betrachteten die Erscheinungen des Lebens ungefähr aus dem gleichen Gesichtswinkel. Wir verlobten uns im März 1890 und genossen mehrere Wochen ungetrübten Glücks. Ende August verließ ich sie nach einem gemeinsamen Besuch in Devonshire und kehrte zu meiner Arbeit zurück. Plötzlich, ohne vorherige Warnung, überraschte mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel in London ein Brief, der die Nachricht enthielt, daß alles aus sei. Sie fühle, daß sie sich geirrt habe, und ihr Entschluß, die Verlobung abzubrechen, sei unwiderruflich. Ich konnte mir nicht vorstellen, was geschehen war. Gemeinsame Freunde versuchten sie

[1] Miß Munro Ferguson.

umzustimmen, und ihre Verwandten, die ebenfalls mit mir befreundet waren, befragten sie, ob sie sich ihre neue Erklärung wohl überlegt hätte. Alle diese Versuche waren vergeblich.

Ihr rasch gefaßter Entschluß stand fest, und sie ließ sich durch nichts davon abbringen. Ich habe sie nur noch ein paarmal im Laufe meines Lebens wiedergesehen und auch dann nur flüchtig. Nach fünf Wochen ununterbrochenen Glücks, wie ich glaube, ebenso für sie wie für mich, war alles verändert und zu Ende.

Mein Schmerz war überwältigend, und der Schlag warf mich nieder. Erholung fand ich nur in andauernder Arbeit und lange Zeit sogar nicht immer in dieser. Der Schlaf, wenn er kam, war die einzige Befreiung aus dieser tiefen Niedergeschlagenheit. Aber ich tadelte sie weder noch bemitleidete ich mich selbst. Ich empfand, daß ich irgendwie versagt hatte. Ich hatte soviel gelesen und nachgedacht, daß mir dies wahrscheinlich erschien, obwohl ich nicht das Bewußtsein davon hatte.

Noch heute genieße ich die Erinnerung an diese fünf glücklichen Wochen und segne ihren Namen für das, was sie mir gegeben hat, und für das Gefühl, das damals in uns beiden erweckt wurde. Als der Schmerz vorüber war, erkannte ich, daß meine Liebe für sie, obgleich sie vergeblich gewesen war, mir keinen Verlust, sondern großen Gewinn gebracht hatte. Denn sie vertiefte für mich den Sinn und die Freude des Lebens. All das ist jetzt vorbei. Sie starb 1897, aber ihr Gedächtnis bleibt für mich ein kostbarer Besitz.

1893 schloß ich eine Freundschaft, die meinen Ausblick erweiterte. Ich war oft mit Sir John Horner in Mells (Somersetshire) und seiner Frau zusammen. Er war ein wirklicher Gentleman und außerdem ein hervorragender Gelehrter. Er hatte unter dem Historiker Freeman[1] studiert, mit dem er auch befreundet war, und war dadurch selbst ein ausgezeichneter Historiker geworden. Seine

[1] Edward Augustus Freeman (1823—1892) wirkte in Oxford. Am bekanntesten ist seine Verfassungsgeschichte (Growth of the english Constitution).

Frau war eine der klügsten und verständnisvollsten Damen, die ich je kennengelernt habe. Sie gingen viel in die Gesellschaft und Lady Horner war unter der Leitung von Ruskin, Rossetti und Burne-Jones aufgewachsen, die sich alle zu ihr hingezogen fühlten. Sie hatte viel gelesen und besaß großen Schönheitssinn. Sie hatte bedeutende Freunde, die in ihr die Erfüllung ihres Schönheitsbedürfnisses fanden. Aus Philosophie machte sie sich nicht viel, aber ihr Verständnis war so groß, daß sie erfaßte, was Philosophie bedeutet.

Unsere Freundschaft befestigte sich mehr und mehr mit den Jahren. Ich ging oft nach Mells, und sie waren häufig bei mir in London. Lady Horner tat viel, um mich in engeren Verkehr mit anderen Menschen zu bringen und um meine etwas eckigen Ansichten über das gesellschaftliche Leben abzuschleifen. Sir John ist jetzt tot, aber sie bleibt meine gute Freundin, von der ich manches Nützliche gelernt habe. Als ich später wegen meiner Armee-Reform und meiner auf den Frieden mit Deutschland hinzielenden Bemühungen angegriffen und mißverstanden und schließlich aus dem Amt vertrieben wurde, hielten die Horners zu mir und ließen sich auch nicht durch das Geschrei umstimmen, welches dann zu solcher Stärke anwuchs, daß die Mehrheit des Parlaments ihm nicht mehr widerstehen konnte.

Von Lady Horner lernte ich, daß alle Klassen der Gesellschaft sowohl gute als schlechte Eigenschaften besitzen. Das muß man wissen, um sich in der Welt zurechtfinden zu können. In dieser Hinsicht können uns die Frauen am meisten lehren. Goethe hat das entdeckt und erwähnt es oft.

1893 begann ich ziemlich viel in der sogenannten „Londoner Gesellschaft" zu verkehren. Es gab da eine Gruppe sehr bekannter Persönlichkeiten, die mit dem Spitznamen die „Seelen" bezeichnet wurden. Zuweilen nahmen sie sich selbst allzu ernst, und im ganzen betrachtet ist es zweifelhaft, ob ihr Einfluß ein günstiger war. Aber sie schwärmten für Literatur und Kunst, und gesellschaftlich standen

sie so hoch, daß viele Leute sich dazu drängten, von ihnen aufgenommen zu werden. Unter den Männern nenne ich Arthur Balfour, den verstorbenen Lord Pembroke, George Curzon, Harry Cust, George Wyndham und Alfred Lyttelton. Unter den Frauen befanden sich Lady Ribblesdale, ihre Schwester Margot Tennant (später Mrs. Asquith), Lady Elcho, Lady Desborough und Lady Horner. Wochenendpartien, bei denen sich die „Seelen" versammelten, wurden in Panshanger, Ashridge, Wilton und Taplow gegeben. Unter den Gastgeberinnen bei diesen Gelegenheiten waren Lady Cowper, Lady Brownlow und Lady Pembroke, ältere, aber anziehende Frauen, die dankbar, aber unehrerbietig die „Tanten" der „Seelen" genannt wurden. Außerdem erschienen noch gelegentliche Gäste, unter denen sich John Morley, Sir Alfred Lyall, Asquith und ich befanden. Wir waren keine „Seelen", aber sie sahen uns gern, und wir fühlten uns in ihrer Gesellschaft wohl, wegen ihrer glänzenden Eigenschaften.

Ich war von jeher etwas rebellisch und beschränkte mich nie auf eine einzige gesellschaftliche Gruppe. Ich lernte die Kreise kennen, die sich mit Pferderennen beschäftigen, und wurde viel zu ihren Wochenendveranstaltungen und zu ihren Diners eingeladen, obgleich ich weder von Pferden noch von Rennen etwas verstand. Zwischen den Rennleuten und den „Seelen" bestand eine Rivalität, und es war nicht immer leicht, beiden gerecht zu werden. Glücklicherweise hatte ich keine Vorurteile. Einmal verbrachte ich ein Wochenende bei Lord und Lady Howe, die eine geborene Churchill und eine Schwester von Lady Tweedmouth war. Die Rennclique war zuerst etwas zurückhaltend mit mir, aber ich errang mir so viele Sympathien, daß ich wärmstens eingeladen wurde, an einer ähnlichen Veranstaltung in der folgenden Woche teilzunehmen. Ich sagte, daß ich unter Verlegenheit litte und zufriedener und weniger einsam sein würde, wenn ich einen gleichgesinnten Freund mitbringen dürfte. Lady Howe sagte, daß ich mitbringen könnte, wen ich wollte, nur nicht eine der „Seelen". Ich nannte irgendeinen Namen, der

mir gerade einfiel. Zufällig war es der Name des Sekretärs des Bundes zur Bekämpfung der Glücksspiele, der verschiedene Personen wegen Verletzung der Wettgesetze verfolgt hatte. Meine Gastgeberin zögerte mit der Zustimmung, aber ich hielt an meiner Bedingung fest und schließlich gab sie aus Neugier nach.

Nach meiner Rückkehr nach London erzählte ich John Morley, daß ich mit einem Kreise bekannt geworden wäre, der zwar ganz verschieden, aber in seiner Art gerade so bemerkenswert wie die „Seelen" wäre. Das interessierte ihn, denn er kannte Lady Howe. Ich sagte, daß ich versprochen hätte, am nächsten Sonnabend wiederzukommen, und ermächtigt worden sei, einen bemerkenswerten Gast mitzubringen. Ob er mich begleiten wolle? Die Sache machte ihm Spaß, und er sagte zu. Wir gingen also am Sonnabend hin. Ich hatte Lady Howe vorher wissen lassen, daß mein Begleiter nicht, wie die anderen angenommen hätten, der Sekretär des Bundes für die Bekämpfung der Glücksspiele, sondern keine geringere Persönlichkeit als Morley wäre. Sie behielt diese Mitteilung für sich. Große Neugier herrschte bei unserer Ankunft, und die Gesellschaft, die Morley nicht einmal vom Sehen kannte, entdeckte erst nach einiger Zeit, wer er war. Er wurde bald sehr populär. Am folgenden Nachmittag, als wir alle im Garten saßen, hielt eine der Damen neckisch ein Exemplar der Sportzeitung „Jockey" über Morleys Kopf, während eine andere unsere Gruppe photographierte. Aber kurz darauf ging Morley mit mir auf der naheliegenden Heide spazieren und sagte: „Heute vor 25 Jahren bin ich mit John Mill[1] auf der Blackheath-Heide spazieren gegangen, und nun sehen Sie, in was für eine Gesellschaft Sie mich heute gebracht haben." Morley erwies sich, wie immer, so auch bei dieser Gelegenheit, als sehr menschlich und bewunderte die Gewandtheit und die Ausdauer, mit der wir unterhalten wurden, und den Eifer, mit dem Mrs. Hwfa Williams, General „Bully"

[1] John Stuart Mill, Philosoph, Rektor der St. Andrews Universität (1806—1873).

Oliphant und andere hervorragende Gäste an den Vergnügungen teilnahmen.

Lady Tweedmouth, obschon sie Lady Howes Schwester war, verkehrte weder mit der Rennclique noch mit den „Seelen". Ich freundete mich sehr mit ihr an. Sie war klug, charakterfest und sehr tapfer. Sie starb 1904 infolge eines besonders qualvollen Krebsleidens. Aber obgleich ihr die Ärzte sagten, daß sie nicht mehr lange zu leben hätte, teilte sie ihren Freunden dies nicht mit und bestand darauf, alle ihre Verpflichtungen zu erfüllen und allen Einladungen nachzukommen. Ihr Gatte und ich waren die einzigen Menschen, denen sie ihr schreckliches Geheimnis anvertraut hatte, und auf ihren Wunsch bewahrten wir es treu. Aus Emily Brontës [1] Gedichten, die ich ihr gab, schöpfte sie Trost. Als sie schließlich allen politischen und den anderen gesellschaftlichen Verpflichtungen, die sie übernommen hatte, nachgekommen war, nahm sie Abschied von mir und trat ihre letzte Reise nach ihrem im Guisachan-Walde gelegenen Schloß an. „Dort," sagte sie, „werde ich mich wie ein zu Tode verwundeter Hirsch zum Sterben niederlegen." Sie verlor nie den Mut und sandte mir Nachrichten, während sie auf ihr Ende wartete, in denen sie mich bat, nicht um sie zu trauern, denn sie fürchte sich weder vor den Schmerzen noch vor dem Tode. Eine edle Frau, die während ihres Lebens stets den höchsten Maßstab an sich angelegt hatte!

Die „Seelen" kamen oft zusammen. Im Hause von Sir Charles Tennant, in Nr. 40, Grosvenor Square, eines wohlbekannten Millionärs, fanden häufig die Diners der „Seelen" statt. Der alte Herr selbst machte sich gar nichts aus diesen Veranstaltungen. Er schätzte viel mehr die Gesellschaft einiger wichtiger Geschäftsleute aus der City. Die anderen Gäste überließ er seinen hochbegabten Töchtern Mrs. Asquith und ihren Schwestern, mit denen sich alle vorzüglich unterhielten. Ein Vorteil für mich war, daß ich dort

[1] Bedeutende Dichterin, Schwester der Charlotte Brontë, schrieb unter dem Pseudonym Ellis Bell (1818—1848).

und bei anderen Veranstaltungen der „Seelen" Arthur Balfour traf, obgleich er zur konservativen Partei gehörte. Balfour war damals der Führer des Hauses der Gemeinen und eigentlich, soweit soziale Fragen in Betracht kamen, Ministerpräsident. Wir fanden uns, weil die Liberalen bei den Fragen der höheren Erziehung häufig versagten. Diese erschienen mir so wichtig, daß ich es für unbedenklich hielt, wenn sie vorkamen, mich an Balfours Seite zu stellen. Mein Hauptbestreben ging dahin, die Organisation der Universitäten in England auszubauen. Es existierten einige vorzügliche Colleges, aber außer in Oxford und Cambridge gab es nur wenig wirkliches Universitätsleben.

Ich wandte mich an Balfour wegen der Universität London. Diese war damals ein bloßer Ausschuß, bei dem externe Studenten durch Prüfungen, ohne Vorlesungen zu hören, akademische Grade erlangen konnten. So wertvoll diese Möglichkeit früher für externe Studenten gewesen war, so hatte sie doch große Mängel. Das System nützte vor allem den Einpaukern; hauptsächlich machten Schullehrer davon Gebrauch, um Diplome zu erhalten, die eigentlich nicht mehr als Handelsmarken waren. Der wahre Zweck der Universitätsarbeit, die geistige Entwicklung im Bereiche einer gelehrten Körperschaft, in der eine enge Beziehung zwischen Lehrern und Lernenden besteht, wurde nicht erreicht.

Viele Londoner Professoren erkannten dies so klar, daß sie sich um die Einrichtung einer zweiten, ganz von ihnen geleiteten Universität bemühten, bei der externe Examinanden überhaupt nicht zugelassen werden sollten. Ich wußte, daß man der öffentlichen Meinung bei der damals herrschenden Gleichgültigkeit eine so weitgehende Maßnahme nicht zumuten durfte. Ich sah, daß man zunächst ein Gesetz schaffen müsse, durch das die bereits bestehende Universität London durch Vermehrung des Professorenstabes erweitert würde. Dies würde voraussichtlich die Wirkung haben, Studenten als Interne heranzuziehen. Meine Ansicht wurde auch von meinem Freunde Sidney Webb geteilt, der als erfolgreicher

Leiter des Technischen Bildungsamtes des Londoner Grafschaftsrats viel Gelegenheit gehabt hatte, dieses Problem praktisch kennenzulernen.

Aber die Professoren dachten anders als wir und bestanden auf ihren Plan. Meine Differenzen mit ihnen waren so ernster Natur, daß ich meine Stellung als Mitglied des Vorstandes des Universitäts-College von London aufgeben mußte. Ich wußte, daß die Professoren die Schaffung einer zweiten Universität nicht erreichen würden.

Sidney Webb und ich berieten uns über die Sache. Er war ein sehr praktisch und energisch veranlagter Mann. So schritten wir zum Sturm. Wir besuchten alle Professoren, die in der Verwaltung der bestehenden Universität eine wichtige Rolle spielten. Einige hörten unseren Ausführungen zu, aber andere weigerten sich sogar, uns zu empfangen. Schließlich arbeiteten wir ein Schema aus, das die Grundlage für die Londoner Universitätsakte von 1898 bildete. Dieses Schema war noch recht unvollkommen, es schuf als Kompromißlösung einen Senat, der viel zu groß war, um die neu zusammengesetzte Universität wirkungsvoll zu leiten, und es wies andere Mängel auf, die uns nicht entgingen. Aber es schuf eine wirklich lebendige Universität, obgleich die Versammlung der Professoren mit ihren Beziehungen zu der externen Seite zuviel Macht behielt. Wir sahen ein, daß wir zur Zeit angesichts der Auffassung der öffentlichen Meinung nicht mehr zu erreichen hoffen konnten.

Als wir fertig waren, ging ich zu Balfour, erklärte ihm, was wir getan und warum wir diese Form gewählt hatten. Er zeigte freundlichstes Interesse und teilte uns, nachdem er sich die Sache überlegt hatte, mit, daß seine Regierung eine nach unseren Angaben verfaßte Bill vorlegen werde. Allerdings könne die Regierung daraus keine Kabinettsfrage machen. Die Bill wurde schließlich, nach langen Beratungen mit mir, dem Hause der Gemeinen von Sir John Gorst im Namen der Regierung vorgelegt. Er erörterte

die Bill in dem Hause und schloß mit der Erklärung, daß die Regierung die ganze Bill zur Annahme empfehle.

Es kam sofort zum Kampf. Sir John Lubbock,[1] der Abgeordnete der Universität, sprach gegen die Bill in Vertretung der Versammlung der Professoren, von denen er gewählt worden war. Sir Charles Dilke und andere griffen die Bill heftig aus verschiedenen Gründen an. Während der Debatte sprach überhaupt niemand zugunsten der Bill, und ihre Sache schien sehr schlecht zu stehen. Ich sprang auf, als sich endlich die Gelegenheit dafür bot, und sprach mit einer bei mir sonst ungewohnten Begeisterung. Ich wies auf den Skandal hin, daß die Hauptstadt des Britischen Reiches keine Universität besitze, an der Vorlesungen gehalten würden, und zu der Studenten aus fernen Gegenden wie zu dem geistigen Mittelpunkt dieses Reiches pilgern könnten. Ich führte aus, wie weit wir hinter den Völkern des europäischen Kontinents zurückständen und welche Gefahr darin für unsere wissenschaftlichen und industriellen Aussichten in der Zukunft läge. Ich kannte die Verhältnisse genau und schilderte ihren ungesunden Zustand. Die Examinationsmaschine, die sich Londoner Universität nenne, eine Körperschaft, die akademische Grade an Leute verliehen habe, die früher von der Kirche aus den eigentlichen Universitäten ausgeschlossen worden seien, genüge jetzt nicht mehr. Diese Reform habe seinerzeit dem Staate wertvolle Dienste geleistet, aber diese Dienste seien durch die neuzeitliche Entwicklung des Universitätsunterrichts überholt worden, die viel größere Anforderungen stelle. Meine Rede übte eine große Wirkung aus. Joseph Chamberlain nahm mich beiseite und sagte, daß dies einer der wenigen Fälle gewesen sei, in dem das Haus der Gemeinen sich durch eine einzige Rede habe überzeugen lassen. Dies traf zu, denn die Gegner gaben ihren Widerstand auf, und die Bill wurde in zweiter Lesung ohne namentliche

[1] Später Lord Avebury, Naturforscher, Archäologe und Politiker, vertrat von 1880—1900 die Universität London im Unterhause.

Abstimmung angenommen. Am nächsten Tage schrieb mir Asquith einen sehr freundlichen Brief:

„Mein lieber H.

Ehe der Eindruck ein wenig verblaßt, fühle ich mich veranlaßt, Ihnen zu sagen, wie außerordentlich ich mich über den glänzenden und offenkundigen Erfolg Ihrer gestrigen Rede über die Londoner Universität gefreut habe.

Es war die beste Rede dieser Art, die ich je im Hause der Gemeinen gehört habe, und ich kann mich nicht entsinnen, daß eine einzige Rede je zuvor die feindliche und ausgesprochen gleichgültige Stimmung des Hauses in das Gegenteil verwandelt hätte.

Dieses Ergebnis dürfte Sie ein wenig für die undankbare Arbeit langer Monate und Jahre entschädigen, und mich hat es, wie Sie mir glauben werden, wie ein persönlicher Triumph erfreut.

Immer freundschaftlichst der Ihre.

H. H. A."

Die Bill kam vor eine Kommission. Balfour bat mich, jede andere Arbeit beiseitezulegen und die Durcharbeitung der Artikel zu übernehmen. Er ermächtigte mich, die Richter zu bitten, Sachen zu vertagen, bei denen ich persönlich erscheinen mußte, und die nicht so wichtig waren, daß ich meine Aufträge hätte zurückgeben müssen. Zuerst kamen wir gut in der Kommission vorwärts. Aber eines Tages erschien T. M. Healy an der Spitze einer Gruppe von irischen Abgeordneten, die der Kommission angehörten, und brachte viele Einwendungen vor. Balfour ließ mich kommen und sagte, daß er uns soviel Zeit gelassen habe, weil er von den anderen nichts befürchte. Aber die Opposition der Irländer ändere allerdings die Sachlage. Wenn wir weiter für die Bill eintreten wollten, so müßte ich Mittel und Wege finden, um diese Opposition zu brechen.

Zwanzig Minuten später hatte ich mit Healy gesprochen, den ich gut kannte, und ihn gefragt, warum er eine Bill bekämpfe, gegen die er doch eigentlich nichts einzuwenden haben könne. Seine Antwort

war, daß er unserer Londoner Bill gar nicht feindlich gegenüberstehe, aber daß es ein Land gebe, in dem die Universitätsfrage auf eine noch skandalösere Art verschleppt würde, als sogar in London. Ich fragte ihn, welche Bedingungen er stellen wolle, um seinen Widerstand aufzugeben. Er entgegnete, wenn ich ihm versprechen wolle, im Herbst nach Irland zu kommen, und die Reform des irischen Universitätssystems in einer Weise in die Hand nehmen wolle, daß den Katholiken Gerechtigkeit widerfahre, er nicht nur seine Opposition aufgeben, sondern uns helfen würde. Ich sagte ihm, daß ich ohne die Zustimmung der Regierung nichts unternehmen könne, und versprach ihm, sofort mit Balfour Rat zu pflegen. Dies tat ich und fand, daß Balfour nicht nur Healys Wunsch begrüßte, sondern sogar dringend wünschte, daß ich versuchen sollte, eine Frage zu lösen, mit der schon verschiedene Regierungen vergebens gerungen hatten. Er fügte hinzu, daß eine günstige Lösung durchaus den Grundprinzipien der unionistischen Partei entsprechen würde. Er ließ dann Sir Michael Hicks-Beach, den Schatzkanzler, kommen. Dieser war sofort einverstanden und sagte, daß 50000 £ jährlich aus dem irländischen Kirchenfonds zur Verfügung gestellt werden könnten, wenn ein angemessener Plan aufgestellt würde.

Mit dieser Genehmigung verhandelte ich sofort mit Healy über die vorbereitenden Maßnahmen. Ich sollte die Frage während der Parlamentsferien prüfen und Fühlung mit Redington nehmen, der das irische Unterrichtswesen leitete und Vizekanzler der Königlichen Irischen Universität in ihrer jetzigen Gestalt war. Ich sollte mich auch mit Baron Palles in Verbindung setzen, mit dem sich die katholischen Bischöfe beraten würden, und mit gewissen anderen Persönlichkeiten. In England sollte ich mich an Sir Francis Mowatt, den ständigen Leiter des Schatzamts, sowie an John Morley und andere wenden.

Dies alles führte ich aus und begab mich Anfang Oktober 1898 nach Dublin, um dort sehr interessante Verhandlungen zu führen.

Es sollten zwei neue Universitäten errichtet werden, die eine in Dublin und die andere in Belfast. Ihre Verfassungen sollten sich gleichen, aber die leitenden Persönlichkeiten sollten in Dublin in der Mehrzahl Katholiken und in Belfast Protestanten sein. Dies wurde durch frühere Beschlüsse der Katholischen Kirche von Irland und der Presbyterianischen Kirche über die Bildung leitender Organe ermöglicht.

Diese Beschlüsse hatten aber keine Einzelheiten enthalten und somit Spielraum für Neuerungen gelassen. Da diese Entwicklung der irischen Universitätsfrage, soviel ich weiß, niemals bekannt geworden ist, habe ich ein Tagebuch aufbewahrt, das ich während jener drei Verhandlungswochen führte, um Mr. Balfour informieren zu können. Als ich nach London zurückgekehrt war, bat mich Balfour, mit Hilfe von Sir Courtney Ilbert, der damals der Haupt-Regierungskonzipist des Parlaments war, die Bill und die beiden Universitätsstatuten zu entwerfen. Dies führte ich sofort aus und Balfour sagte mir, daß er das weitere selbst veranlassen werde.

Das Tagebuch berichtet über die Reise, die ich auf Wunsch des Erzbischofs Walsh von Dublin nach Armagh unternahm, um den Kardinal Logue zu besuchen. Meine Reise sollte möglichst geheim bleiben, denn der Erzbischof wußte, daß ich scharf beobachtet werden würde. Er hatte mich aus diesem Grunde ersucht, während der Reise niemandem meinen Namen zu nennen, an einer kleinen Nebenstation umzusteigen und Armagh auf einem ungewöhnlichen Wege zu erreichen. Außerdem hatte der Erzbischof gesagt, daß er, während er selbst meinem Plane freundlich gegenüberstände, von dem Kardinal nicht das gleiche behaupten könnte. Bei der Ankunft in Armagh sollte ich mein Gepäck am Bahnhof zurücklassen und zu Fuß in der Dunkelheit das Palais des Kardinals, Ara Coeli, zu erreichen suchen. Auf dem Wege sollte ich lieber Frauen als Männer nach der Richtung fragen, da es ersteren nicht so leicht gelingen würde, meine Person festzustellen. Mir kam das

alles überflüssig vor, aber ich folgte diesen Weisungen und gelangte zu der Villa, die das Palais des Kardinals darstellte. Ich klopfte an die Tür, die sofort geöffnet wurde. Der Kardinal empfing mich selbst in seiner scharlachroten Amtstracht. Nach einem sehr freundlichen einleitenden Gespräch sagte er, daß er meine Absichten billige, fügte aber hinzu, daß ein anderer Teil der geistlichen Hierarchie sich ablehnend verhalte. Ich war in der Lage, ihm zu erzählen, daß ich im Besitz einer schriftlichen Zustimmung des Erzbischofs von Dublin sei. „Dann," sagte der Kardinal, „bin ich auch einverstanden."

In dem Gefühl, daß meine Aufgabe erledigt sei, wollte ich ihm eine gute Nacht wünschen und am Bahnhof den Zug um 12 Uhr nachts nach Kingston erwarten. Von Kingston wollte ich nach Whittingehame zu Mr. Balfour zurückkehren. Aber der Kardinal sagte, daß, obgleich die kirchlichen Regeln es ihm leider nicht ermöglichten, mich gebührend zu bewirten, diese Regeln doch nicht so unmenschlich wären, ihn zu zwingen, mich hungrig fortzulassen. Etwas dürfe er daher für mich tun. Er öffnete eine Tür, und dort stand ein Tisch mit zwei Stühlen und auf dem Tisch eine riesige Schüssel mit Austern und daneben eine Flasche Champagner. Wir setzten uns und verbrachten eine reizende Stunde. Seine Jugenderinnerungen und seine Erlebnisse als junger Priester in Spanien waren sehr fesselnd und häufig von etwas bissigen Bemerkungen belebt. Später fuhr ich in seinem Wagen zum Bahnhof und dann weiter nach Whittingehame mit dem Dampfer von Kingston.

Im November lagen Balfour die Bill und die beiden Statuten vor. Er hätte sie sehr gern durchbekommen, und ich verhandelte oft mit ihm darüber in London. Schließlich kam der Tag, an dem das vom Wochenende beeinflußte Kabinett sich mit den Vorlagen beschäftigen sollte. Balfour und ich hatten eine Einladung angenommen, an jenem Sonnabend zu den Salisburys nach Hatfield zu fahren. Wir verabredeten uns für einen Zug, und er bat mich, früh am Bahnhof zu sein und ein Abteil für uns zu reservieren,

damit wir uns ungestört über das Ergebnis der Sitzung unterhalten könnten. Er hegte starke Hoffnungen. Als ich ihn auf dem Bahnsteig herankommen sah, fiel mir seine bedrückte Miene auf. Er erzählte mir, daß seine ängstlichen Kollegen mit einer kleinen Mehrheit die irischen Vorlagen abgelehnt hätten. Dadurch war die Angelegenheit vorläufig erledigt. Balfour sagte ein paar Wochen später in einer Rede im Norden von England, daß die unionistische Partei eine Hauptaufgabe ihrer Politik nicht erfüllen werde, wenn es ihr nicht gelinge, die irische Universitätsfrage zu lösen.

Damals geschah weiter nichts, aber die Frage blieb eine brennende. Zehn Jahre später, als ich im Kabinett Campbell-Bannerman Kriegsminister und Bryce Sekretär für Irland war, beschäftigte sich letzterer mit der Frage. Aber ob er nun nichts von den Verhandlungen im Jahre 1898 gehört hatte, oder ob ihm der Plan mißfiel, jedenfalls faßte er die Sache anders an. Mit Sir Antony Macdonell, dem ständigen Unterstaatssekretär für Irland, faßte er den Plan, die Universität Dublin umzumodeln und zu erweitern, um auf diese Weise den Bedürfnissen der katholischen Bevölkerung entgegenzukommen. Ich war nicht befragt worden, und der neue Plan war mir ganz unbekannt, sonst hätte ich ihn sofort als unausführbar bezeichnet. So erwies er sich auch. Weder Trinity College noch die katholische Hierarchie wollten etwas damit zu tun haben. Bryce wurde aber damals Botschafter in Washington und Birrell wurde sein Nachfolger als Sekretär für Irland. Birrell berichtete uns, daß die Frage der irländischen Universitätsreform ihm hoffnungslos verfahren erscheine. Ich fragte ihn in der Kabinettssitzung, ob er den genehmigten Plan von 1898 kenne. Dieser war ihm ganz unbekannt, und er schrieb mir drei Tage später, daß es überhaupt keine Akten darüber gäbe. Ich gab ihm dann meine Abschriften der Dokumente und später entdeckte die irische Regierung, daß sie ebenfalls Abschriften besaß. Birrell wandte sich sofort an die katholische Geistlichkeit und an die Leitung der pres-

byterianischen Kirche in Belfast. Beide erwiderten, daß sie das vor einigen Jahren geschlossene Abkommen billigten. Die Bill und die Statuten erforderten nur geringe Abänderungen, obgleich sie jetzt schon 10 Jahre alt waren. Birrell legte die Bill dem Hause der Gemeinen vor. Er bestand darauf, meinen Namen neben seinem auf die Bill zu setzen. Die Annahme stieß auf keine weitere Schwierigkeiten. Ich begnügte mich damit, eine Rede darüber im Unterhause zu halten. Die irischen Mitglieder, die an den alten Verhandlungen teilgenommen hatten, wollten mich zu einem Festessen nach Dublin einladen. Aber ich lehnte ab, weil ich das nicht für richtig hielt. Es war Birrell, der Sekretär für Irland, der die Sache schließlich durchgesetzt hatte. Seine Lösung hat gute Früchte getragen, sowohl im südlichen Irland als in Ulster. Dies ist in Umrissen die Geschichte meiner Bemühungen in London und in Irland für eine Universitätsreform. Ich muß jetzt zu den Universitätsreformen in England, außerhalb der Hauptstadt, übergehen.

Fünftes Kapitel

Öffentliche Tätigkeit vor meinem Amtsantritt

(1898—1905)

Während der ersten Jahre dieses Jahrhunderts gab es viele politische Differenzen. Die Meinungsverschiedenheiten über die während des südafrikanischen Krieges zu befolgende Politik hatte die liberale Partei gespalten. Campbell-Bannerman, Harcourt, Morley und Lloyd George sowie die Mehrheit unserer Partei im Hause der Gemeinen waren überhaupt gegen den Krieg. Einen anderen Standpunkt, soweit die Fortsetzung des Krieges in Frage kam, nahmen Rosebery (im großen und ganzen), Asquith, Grey und einige andere, wie ich selbst, ein. Hinter uns stand eine beträchtliche Minorität liberaler Abgeordneter.

Meine eigene Ansicht stand ganz fest. Ob der Streit mit dem Präsidenten Krüger hätte vermieden werden können, wußte ich nicht und weiß es auch heute noch nicht.[1] Ich bezweifle, ob Milner, trotz seiner bedeutenden Eigenschaften, der beste Mann für diese Angelegenheit war. Andererseits war es fast unmöglich, mit Krüger auszukommen. Er verstand uns nicht und unterschätzte gänzlich unsere latente Fähigkeit, mit Schwierigkeiten fertigzuwerden. Der Jameson-Raid war ein ernster und verbrecherischer Fehler gewesen. Ich hatte keinen Grund, anzunehmen, daß Chamberlain irgendwie mitschuldig an diesem Unternehmen wäre. Ein langes Gespräch mit ihm allein in seinem Rauchzimmer in Highbury hatte mich

[1] Der Krieg entstand wegen der politischen Zurücksetzung der besonders in Johannesburg ansässigen englischen Kolonisten (uitlanders) gegenüber der Burenbevölkerung.

überzeugt, daß er, wenn er auch den Ereignissen ziemlich kurzsichtig gegenüberstand, jedenfalls keinen Anteil an der Vorbereitung des Raid genommen hatte. Milner,[1] der erst später in den Vordergrund trat, kannte ich damals genau und unterhielt auch mit ihm einen ergiebigen Briefwechsel. Er war ein sehr angenehmer Mensch, aber es war nicht leicht, mit ihm zu arbeiten. Schließlich hätte ich es vorgezogen, daß die Verhandlungen vor Ausbruch des Krieges von einem Mann geführt worden wären, der mehr diplomatische Begabung und gleichzeitig die Eigenschaften eines Kitchener besessen hätte.

Kurz, der Krieg kam, und wir wurden vor eine neue Entscheidung gestellt. Wenn ein Krieg ungerecht ist, so kann es nicht recht sein, ihn zu unterstützen, selbst wenn das eigene Land in ihn verwickelt ist. Aber wenn eine neue Lage entsteht, in der unser Volk nicht mehr für ungerechte Ziele kämpft; wenn im Laufe der Zeit Streitfragen auftauchen, in denen unser eigenes Land sich im Recht befindet und die von uns ausgekämpft werden müssen, um unser Leben zu retten, dann müssen die, die in diesen Kampf verwickelt sind, unterstützt werden, und zwar mit allen Machtmitteln des Landes. Ich war der Ansicht, daß dieser Krieg im Laufe der Zeit ein ganz anderes Gesicht bekommen hatte, besonders wegen Krügers irriger Einstellung. Jetzt den Krieg abzubrechen, würde uns in eine gefährliche Lage der übrigen Welt gegenüber gebracht haben.

Als ich dies klar erkannt hatte, besuchte ich meine Wähler und hielt eine Rede in einer Versammlung in East Linton.[2] Ich nahm kein Blatt vor den Mund, und die Mehrheit meiner Wähler in Ost-Lothian stellten sich entschieden auf meine Seite. Asquith und

[1] Gouverneur und Oberkommissar für das englische Südafrika und die unter britischer Suzeränität stehenden Oranje- und Transvaal-Republiken.

[2] Stadt des schottischen Bezirks Ost-Lothian, der auch Haddington heißt.

Grey sprachen in demselben Sinne vor ihren Wählern. Rosebery sprach auch, aber nicht so bestimmt.

Die Uneinigkeit im Hause der Gemeinen trat am deutlichsten in der Frage hervor, wie der Krieg weitergeführt werden sollte. Die Generale an der Front empfahlen natürlich eine energische und fortgesetzte Aktion. Die Buren zeichneten sich nicht nur bei gewissen Arten des Angriffs und der Verteidigung aus, sondern waren auch kluge Taktiker. Sie versammelten sich unauffällig an Stellen, wo man sie nicht vermutete, und wurden dann sehr gefährlich. Besonders nutzten sie Farmhäuser auf dem „Veldt" als Sammelpunkte aus. Unsere Soldaten waren daher sehr geneigt, die Farmhäuser zu zerstören, anstatt sie unbeschädigt hinter sich zu lassen. Das schien barbarisch zu sein, aber was blieb ihnen anderes übrig, wenn sie den Feind schlagen sollten. Der Krieg ist ein barbarisches Unternehmen, und unsere Leute haben sich bestimmt nicht mehr, vermutlich aber weniger barbarisch benommen, als es die Soldaten vieler anderer Nationen unter den gleichen Umständen getan haben würden. Die Frage war eigentlich eine militärische. Aber die Meldungen aus Südafrika entrüsteten viele Anhänger der liberalen Partei. Von dem, was geschehen mußte, um militärische Operationen erfolgreich zu gestalten, wußten sie wenig, denn sie hatten sich nie damit beschäftigt. Überdies war die britische Armee ungenügend vorbereitet, und als dies herauskam, erregte es viel zornige Kritik. Wir hatten keinen Generalstab und keine hinreichend ausgerüstete Expeditionsarmee. Unser Heer war zu klein, und es war schwierig, Verluste zu ersetzen, obgleich die Dominions alle Ersatzmannschaften hinausschickten, die bereit waren.

Infolgedessen kam es zu einem Aufruhr im Hause der Gemeinen, nicht nur gegen die ganze Kriegspolitik, sondern auch gegen das Heer, das im Felde stand. Die Generale wurden „Bestien" genannt, und Anklagen der verschiedensten Art wurden gegen die Armee erhoben. Lloyd George leitete diese Angriffe und Campbell-Bannerman unterstützte ihn ziemlich weitgehend dabei. Wenn

Anträge gestellt wurden, um die Schuldigen zu bestrafen, so stimmte unsere Gruppe entweder dagegen oder schlug Abänderungen vor. Wir sahen durchaus ein, daß Fehler begangen wurden, aber wir fühlten, daß wir in dem Stadium, in dem sich der Krieg befand, unser ganzes nationales Leben gefährdeten, wenn wir der Armee in den Rücken fielen.

Die Lage war wirklich sehr schwierig geworden, aber schließlich war es soweit, daß der Frieden sich in erreichbarer Nähe zeigte. Rosebery sprach in einer großen Versammlung in Chesterfield, die von Sir Robert Perks im Namen der liberalen Imperialisten einberufen worden war. In seiner Rede wies Rosebery deutlich auf die Umstände hin, die Friedensverhandlungen wahrscheinlich machten. Lord Roberts hatte das Oberkommando übernommen und führte mit großer Energie einen neuen Feldzug, bei dem er von Lord Kitchener unterstützt wurde. Man konnte über den Ausgang des Krieges nicht mehr im Zweifel sein. Roseberys Rede übte eine starke Wirkung im ganzen Lande aus. Die unionistische Regierung fühlte, daß sie handeln müsse, und tat es. Nach einiger Zeit wurde der Friede geschlossen,[1] aber die Bedingungen, unter denen der Wiederaufbau von Südafrika erfolgen sollte, erschienen uns, obgleich sie einen großen Fortschritt darstellten, noch zu eng, um einen Zustand herbeizuführen, in dem die Holländer und die Briten glücklich zusammen leben könnten. Erst 1907 war Campbell-Bannerman, der damals zur Macht gelangt war, in der Lage, Südafrika eine hinreichend großmütige Verfassung anzubieten. Dies tat er unter der vollen Mitwirkung aller Teile der liberalen Partei und nicht zuletzt der liberalen Imperialisten, die von der Wichtigkeit der Selbstregierung tief überzeugt waren.

Ich kehre jetzt noch einmal zu der Universitätsfrage zurück. Ziemlich enge Beziehungen bestanden zwischen mir und Balfour

[1] Am 31. Mai 1902 wurde zwischen England und den Buren in Pretoria der Friede geschlossen, der der Unabhängigkeit der Burenstaaten ein Ende bereitete.

in dieser Frage, seitdem wir zusammen an den Londoner und irischen Problemen gearbeitet hatten. Aber diese Ergebnisse konnten mich nicht befriedigen, und ich kam wieder mit neuen Gedanken zu ihm. Die altmodische Ansicht war, daß Oxford und Cambridge nicht wiederholt werden könnten und nicht einmal nachgeahmt werden dürften. Wenn das Universitätsideal keinen Schaden erleiden sollte, so dürfte nichts Höheres geschaffen werden, als die bereits bestehenden Colleges der Universitäten. Matthew Arnold hatte diese Einschränkung selbst unterstützt, und sogar liberale Denker, wie Bryce, waren ihm zum Teil gefolgt; Bryce hatte, wenn ich mich recht erinnere, das Wort „Liliput-Universitäten" geprägt. Durham, das unter klerikalem Einfluß stehe, und die Victoria-Universität in Manchester wurden als Beispiele genannt, und es wurde behauptet, daß jeder Versuch, mehr zu schaffen, zum Mißlingen verurteilt sein würde. Alle diese Prophezeiungen sind jetzt längst vergessen, aber sie wurden am Anfang des 20. Jahrhunderts für sehr wichtig gehalten.

Ich hatte eine andere Meinung. Ich hatte die Frage mit Männern, wie Sir William M'Cormick, besprochen, der später die führende Persönlichkeit in dem Schatzamts-Komitee für Universitätsunterricht werden sollte. Es gab damals kein solches Komitee, und der Staat bewilligte kein Geld für diesen Zweck. Ich war überzeugt, daß in großen Städten Universitäten geschaffen werden könnten, die sich, getragen von dem Lokalpatriotismus, zu Bildungsstätten hohen Ranges entwickeln würden. Joseph Chamberlain teilte ganz meine Auffassung, aber die gegnerische Kritik blieb mächtig und das Parlament gleichgültig, weil die Führung fehlte. Balfour fragte mich, ob ich ein Mittel wüßte, um die wahre Lage zu offenbaren und die allgemeine Apathie zu überwinden. Ich schlug ihm vor, ein wirklich tüchtiges Komitee aus dem Kronrat auszuwählen, das die Grundfrage zu prüfen und darüber zu berichten haben würde. Balfour würde dadurch eine starke Waffe in die Hand bekommen. Ich wies darauf hin, daß gerade jetzt die Ge-

legenheit sich bot, ein solches Komitee einzusetzen. Liverpool, das meinen Freund A. F. Warr ins Parlament gewählt hatte, war bereit, die Erteilung von Statuten für eine eigene Universität zu beantragen. Die Stadt wollte die Mittel aufbringen, Professoren waren vorhanden, und die einzige Frage war, ob die Regierung bereit wäre, über die Opposition hinwegzugehen und die Statuten zu bewilligen, falls der Kronrat dies empfehle. Balfour erklärte sich einverstanden, und die Regierung berief das Komitee für den Dezember 1902. Die Eingabe der Stadt Liverpool wurde ihm zum Bericht vorgelegt. Manchester unterstützte die Eingabe mit halbem Herzen, aber Leeds bekämpfte sie und fand dabei die Unterstützung mehrerer Persönlichkeiten, die damals eine hervorragende Stellung auf dem Gebiete der höheren Bildung einnahmen. Es handelte sich darum, ob Liverpool, Manchester und Leeds ihre eigenen städtischen Universitäten erhalten sollten, oder ob die Victoria-Universität in Manchester eine föderative Körperschaft bleiben sollte, unter der die drei Universitäts-Colleges[1] weiterbestehen würden.

Der Präsident des Kronrats, der seitdem verstorbene Herzog von Devonshire, sollte den Vorsitz des Komitees führen und vier Beisitzer erhalten. Zu diesen gehörte Lord Rosebery, der vorige Ministerpräsident, der meinetwegen großen Anteil an der Sache nahm. Die anderen Mitglieder waren: der jetzt verstorbene Lord Balfour of Burleigh, der Staatssekretär für Schottland, der das schottische Universitäts-System kannte, wo es für 4 Millionen Einwohner 4 Universitäten gab, während England mit seinen 35 Millionen Einwohnern auch nur 4 Universitäten hatte; Lord James of Hereford, ein Kabinettsminister; Sir Edward Fry, der wohlbekannte frühere Lord-Berufungsrichter.

Die Debatte erfolgte am 17., 18. und 19. Dezember 1902. Sie wurde wie eine Revisionsverhandlung vor der Rechtsabteilung

[1] Owens College in Manchester, University College in Liverpool, Yorkshire College in Leeds.

des Kronrates abgehalten. Jede Partei hatte ihre Advokaten und ihre Zeugen. Ich hatte der Stadt Liverpool mitgeteilt, daß ich, wenn sie es wünsche, meine Robe anlegen und meine Perücke aufsetzen und als ihr Advokat auftreten würde. Da es sich aber um ein Liebeswerk, und zwar meiner Ansicht nach um ein sehr wichtiges, handelte, so wollte ich kein Honorar annehmen. Da erhielt ich einen unerwarteten Brief von Lord Salisbury, dem Ministerpräsidenten, der mir vorschlug, Mitglied des Kronrates zu werden. König Eduard, der gerade den Thron bestiegen hatte, hatte sich besonders dafür eingesetzt, daß Sir Edward Grey und ich dem Kronrat angehörten. Ich war noch nicht königlicher Minister gewesen, war aber im Zusammenhang mit der Einrichtung einer wissenschaftlichen und technischen Reichs-Hochschule viel in Berührung mit dem Könige gekommen. König Eduard hatte gebilligt, was auch der Wunsch seines Vaters, des Prinzen Albert, gewesen war, daß ein Teil des wertvollen Grundstückes der Ausstellung im Kristall-Palast für die Errichtung einer solchen Reichshochschule, also für eine Art von Londoner „Charlottenburg", verwendet werden sollte. Er hatte uns viel geholfen und es durchgesetzt, daß die Ausstellungskommissare uns das erforderliche Grundstück abtraten.

König Eduard hatte, als er noch Prinz von Wales war, auch lebhaftes Interesse an dem Reichsinstitut[1] bekundet. Dieses befand sich in einer schwierigen Lage und stand trotz der Anstrengungen seines Leiters, des jetzt verstorbenen Lords Herschell, vor dem Konkurs. Der Prinz, der von meinem Erfolge bei der Londoner Universitäts-Reform gehört hatte, ließ mich 1898 rufen und bat mich, dahin zu wirken, daß die neueingerichtete Universität in einem Teil des Gebäudes des Reichsinstituts in South Kensington untergebracht würde. „Sie allein," sagte er, „sind imstande, gegen die Opposition diese Lösung durchzusetzen, die die beste für die Universität sein und gleichzeitig das Reichsinstitut retten wird."

[1] Imperial Institute.

Lord Knollys, der damals der Sekretär des Prinzen war, schrieb mir am 8. Juli 1899:

„Mein lieber Mr. Haldane!

Der Prinz von Wales hat mit großem Vergnügen vernommen, daß der Senat der Londoner Universität die Vorschläge der Regierung, die die Universität und das Reichsinstitut betreffen, angenommen hat, und hofft, daß alle mit dieser Frage zusammenhängenden Einzelheiten jetzt schnell vereinbart werden.

Seine Königliche Hoheit wird die zukünftige Entwicklung der Universität stets mit großem Interesse verfolgen, und wenn es sich im Laufe der Zeit herausstellen sollte, daß er der Universität irgendwie von Nutzen sein könnte, so hofft er, daß die Universitätsleitung nicht zögern werde, sich an ihn um Unterstützung zu wenden. Ich verbleibe Ihr aufrichtig ergebener

Francis Knollys."

Als der Prinz König geworden war,[1] kam er dieser Versprechung nach und ließ dem neuen Reichs-College für Naturwissenschaften in jeder Weise seine Förderung angedeihen. Damit hängt zusammen, daß ich ihn in jenen Jahren sehr oft sah.

Bei der Gründung des neuen College für Naturwissenschaften und Technologie der Londoner Universität gewährten andere Persönlichkeiten die Hilfe, ohne die wir nicht hätten auskommen können. Ich hatte Mr. Wernher von der großen Firma Wernher, Beit & Co. einen Besuch abgestattet. Ich wußte, daß er und seine Teilhaber deutschen Ursprungs und Männer von großem Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der Öffentlichkeit und davon überzeugt waren, daß man die Methoden der wissenschaftlichen Bildung aus Deutschland nach England einführen müsse. Ich traf ihn, Alfred Beit und die anderen Teilhaber der Firma in ihrem Büro an. Sie gingen sofort auf meine Vorschläge ein und boten mir an, mich mit 100 000 £ zu unterstützen. In späterer Zeit zahlten sie noch

[1] Eduard VII. bestieg den Thron am 22. Januar 1901.

sehr große Beträge. Ich frühstückte bei Beit in seinem Hause in Park Lane mit Cecil Rhodes, der von meinem Plan gehört hatte, die Londoner Universität in eine geistige Zentrale für die Studenten des Britischen Reichs umzuwandeln. Rhodes und ich fuhren nach Tring Park, um das Wochenende bei Rothschild zu verbringen. Ich unterhielt mich viel mit Rhodes, der es durchsetzte, daß seine südafrikanischen Freunde mir auch weiter beistanden. Er machte einen großen Eindruck auf mich, nicht als ein Idealist der Art, die ich bewunderte, aber als ein außerordentlich tatkräftiger Geschäftsmann mit einem weiten Ausblick und einer großen Fähigkeit, zu erreichen, was er wollte. Sir Ernest Cassel, der ihm in mancher Beziehung glich, gab auch einen großen Beitrag, und dasselbe taten die Rothschilds.

Ein anderer Mann, der mir sehr viel half, war der ständige Vorstand des Schatzamts Francis Mowatt. Er war einer der großzügigst veranlagten Beamten, denen ich je begegnet bin. Er vollzog die Überführung des neuen College nach South Kensington und erhöhte noch seine bereits hohen Bezüge. Er war ein Mann, der nur nach großen Gesichtspunkten handelte und auch bei ökonomischen Fragen des Staates stets an die Zukunft dachte.

So wurde ich denn Mitglied des Kronrats, gerade ehe der Liverpooler Fall vorkam, und konnte daher nicht als Advokat auftreten, denn ein Advokat, der gleichzeitig Mitglied des Kronrats ist, kann zwar vor der Rechtsabteilung des Kronrates auftreten, nicht jedoch vor einem Komitee, das aus dem gesamten Kronrat ausgewählt worden ist. Es gelang uns aber, auch diese Schwierigkeit zu überwinden, da ich mich bereit erklärte, als erster Zeuge für Liverpool aufzutreten und die Sache darzulegen. Ich riet der Stadt, sich als einen ihrer Advokaten Alfred Lyttelton zu sichern, der zwar wenig von höherem Unterricht verstand, aber Takt besaß und die Mitglieder des Komitees gut kannte. Ich schlug auch Sidney Webb vor, der das Thema genau kannte und meinen alten Freund Kemp, der unter mir in Lincoln's Inn gearbeitet hatte. Mein Vorschlag

wurde aufgenommen, und ich setzte als Zeuge die Sache der Stadt Liverpool in einer langen Rede auseinander. Lord Spencer war als scharfer Kritiker für die Victoria-Universität zugegen, deren Kanzler er war. Lord Ripon, der das Leeds College leitete, war auch zugegen und bekämpfte Liverpool heftig. Um unseren Standpunkt auch außerhalb der Verhandlungen kennenzulernen, lud das Komitee uns drei an den Sitzungstagen ein, mit ihm in Downing Street zu frühstücken. Liverpool hatte den Vorteil, daß wir die Sache gründlich durchgearbeitet hatten und in Fragen der akademischen Bildung besser Bescheid wußten als unsere Gegner.

Als wir alle gehört worden waren, zog sich das Komitee des Kronrats zur Beratung zurück. Am 10. Februar 1903 wurde sein Bericht in einen Kronratsbeschluß vom selben Tage aufgenommen. Der Bericht sprach sich dahin aus, daß Liverpool und Manchester die Genehmigung zur Einrichtung von Voll-Universitäten erhalten sollten. Leeds hatte die Erteilung solcher Statuten nicht beantragt, aber der Bericht ließ durchblicken, daß diese Stadt sie auch erhalten könnte, wenn sie später den Antrag stellen würde. Das nunmehr festgelegte Prinzip war ein allgemeines und durchaus neues. Es wurde auch in dem Bericht auf die Bedeutung dieser Entscheidung und auf die Notwendigkeit der Zusammenarbeit zwischen Universitäten derselben Art hingewiesen.

Ich habe immer diesen auf Grund des Berichts des Staatsrats von der Regierung gefaßten Entschluß als einen sehr wichtigen Schritt in der Geschichte des Hochschulwesens angesehen. Doch wurde dieser Schritt weder vom Publikum noch von denen, die über englische Unterrichtsfragen schrieben, besonders beachtet. Die dicken gedruckten Bände, die die Urkunden und die Verhandlungsberichte enthalten, ruhen ungestört in der Bibliothek des Rechtsbüros in der Downing Street. Und doch hatte dieser Beschluß sofort eine große Wirkung. Weitere neue Universitäten wurden so schnell wie möglich gegründet. Außer Liverpool erhielten Manchester, Leeds, Birmingham, Bristol und Sheffield Statuten. Durham

wurde vergrößert und durch Hinzufügung von Colleges in Newcastle umgewandelt, so daß auch Durham eine Universität der neuen Art wurde. Später kam auch Reading, und das Universitätssystem von Wales sollte ganz umgemodelt werden. In Birmingham übernahm Chamberlain sofort die Führung. Er behauptete, daß keine andere Stadt imstande sein würde, früher eine Universität zu gründen, als sein Birmingham, und er verwirklichte diesen Plan mit gewohnter Zähigkeit und gutem Erfolg. Außerdem wurden auch noch an anderen Orten in England neue Universitäts-Colleges gegründet.

So entstanden zu Anfang dieses Jahrhunderts lehrende Universitäten mit selbständigen Verwaltungsorganen in den großen Städten. Diese hatten sich jetzt so stark entwickelt, daß sie beschlossen, sich auf dem Gebiete des Hochschulwesens nur mit den besten Einrichtungen zufrieden zu geben. Bristol, auf das ich schon längst mein Augenmerk gerichtet hatte, war ein Beispiel dafür. Mit anderen prominenten Bürgern beschenkte die Familie Wills, die ein großes Vermögen durch die Verarbeitung von Tabak erworben hatte, die neue Universität mit prächtigen Gebäuden und Geldstiftungen. 1912 wurde ich zum Kanzler dieser Universität gewählt. Ich habe dieses Amt lange bekleidet und habe dabei die anregende Wirkung beobachten können, die das neue und vielseitige Leben der Universität auf die Unterrichtsinstitute in der Stadt und in der Umgegend ausübte. Bei meiner Einführung im Oktober 1912 hielt ich eine Rede an die Bürger über das Thema „Die städtische Universität". Diese Rede nahm ich später in ein kleines Buch auf, das den Titel „Lebensführung" trug („The conduct of Life").

Die Bemühungen auf dem Unterrichtsgebiet als einem Gegenstand von fast ausschlaggebender Bedeutung beschränkten sich nicht auf die Universität. 1902 brachte Balfour seine Unterrichts-Bill ein, welche die künstliche, durch das berühmte „Cockerton"-Urteil geschaffene Trennung zwischen Elementar- und höherem Schulwesen beseitigte und das englische Unterrichtssystem vereinheitlichte,

indem es die Leitung von den kleineren und mehr eingeengten Schulämtern auf die Grafschafts- und Gemeinderäte übertrug. Auch suchte die Bill die Leistungsfähigkeit der Kirchenschulen zu heben, von denen sich viele in sehr dürftigen Verhältnissen befanden, indem sie ihre Gemeinde- und Staatssteuerlast erleichterte und sie in Unterrichtsangelegenheiten einer Kontrolle unterstellte. Die Dissidenten waren damit sehr unzufrieden und die Mehrheit der liberalen Partei war stark gegen die Bill eingenommen. Ich sah ein, daß die damalige konservative Regierung gar nicht anders vorgehen konnte, und ich war so fest davon überzeugt, daß die Entwicklung des nationalen Unterrichtssystems von der größten Wichtigkeit war, daß ich mich entschloß, unter allen Umständen für die Bill, die Gewissensklauseln enthielt, einzutreten. So stellte ich mich in Gegensatz zu fast meiner ganzen Partei und stimmte dafür. Sidney Webb unterstützte mich persönlich vom Standpunkt der Arbeiterpartei aus. Aber er war nicht im Hause der Gemeinen, so daß ich dort mit meiner Ansicht allein stand. Sogar die anderen liberalen Imperialisten fühlten sich den Dissidenten verpflichtet. Indes wurde die Bill mit einer genügenden Majorität angenommen und hat später gut gewirkt. Keine der Gefahren, die man voraussah, sind eingetreten. Ich habe 1925 in dem neuen Ergänzungsbande der Enzyclopaedia Britannica den Fortschritt geschildert, der durch die Bill in der nationalen Auffassung der Schulbildung entstanden ist.

Ein weiterer Gedanke, der mir kam, war der, die Wirkung der Universitäten zu entwickeln, indem man ihnen die Möglichkeit gab, sich auch außerhalb ihres Bereichs zu betätigen. Wenn sie in ihrer Nachbarschaft Bildungszellen für Erwachsene gründeten, so konnte der Einfluß der höheren Lehrtätigkeit der Universität in gewissem Maße auf unsere arbeitenden Klassen ausgedehnt und der Gedanke der Gleichheit der Bildungsmöglichkeiten leichter verbreitet werden. Mein Freund Albert Mansbridge hatte bereits auf Anregung von Professor Stuart und anderen den Arbeiter-

bildungsbund gegründet. Mit diesem Bund und mit dem Britischen Institut für die Fortbildung von Erwachsenen, dessen Vorsitzender ich wurde, sollte ich später noch viel zu tun bekommen. Ich behalte mir vor, darauf noch näher einzugehen.

Es gab noch andere Dinge, auf die sich die Aufmerksamkeit unserer Gruppe richtete. Es darf nicht angenommen werden, daß wir irgendwie übertriebene Ansichten über die Reichspolitik hegten. Einesteils bedauerten wir den Mangel an Kenntnissen und Anteilnahme, der unter den Durchschnitts-Liberalen die Regel war. Andererseits hielten wir nicht viel von Einrichtungen, die, wie z. B. die Zollbegünstigung, den Zweck verfolgten, die Dominions durch schriftliche Abmachungen zusammenzuhalten. An den Beratungen über diese Fragen nahmen Rosebery und andere Abgeordnete unserer Gruppe aktiven Anteil. 1900 erschien in London eine Abordnung von australischen Politikern, die mit den australischen Staaten über ihre Vereinigung in einem Bund verhandelt hatten, und von denen einige später eine wichtige Rolle im öffentlichen Leben Australiens spielen sollten. Sie kamen mit dem Auftrag nach London, um von der Regierung die Annahme und die Verkündung der in Australien vorbereiteten Bill zu erlangen, aus der dann die Commonwealth Akte von 1900 wurde. Da ich früher viel mit Verfassungsfragen vor dem Kronrat zu tun gehabt hatte, so zogen mich die Australier ins Vertrauen und gingen mich offen um Rat an wegen mancher Einzelheiten ihrer Verhandlungen mit Chamberlain, der Staatssekretär für die Kolonien war. Der einzige Punkt, über den ich mit ihnen nicht vollständig einverstanden war, rührte von der Bedeutung her, die ich der Erhaltung des Revisionsrechts über Verfassungsfragen vor der Rechtsabteilung des Kronrats beilegte. Dieses Recht wollte ich erhalten wissen und sprach mich ausführlich bei den Debatten über die Bill im Hause der Gemeinen darüber aus. Aber ihre Instruktion verhinderte die australischen Abgesandten, auf meine Anregung einzugehen, den Artikel in der Bill zu streichen, der in Verfassungsfragen das

Revisionsrecht vor dem Kronrat ausschloß, außer wenn Australien einen bestimmten Wunsch in dieser Hinsicht äußerte. Infolgedessen beschloß Chamberlain, obgleich er, glaube ich, meine Ansicht teilte, die Abgesandten nicht umzustimmen, und der Artikel blieb stehen und wurde auch in die Akte aufgenommen. Wahrscheinlich handelte Chamberlain richtig.

Aber es ergaben sich für mich noch andere Gelegenheiten, nicht nur im Hause der Gemeinen, sondern auch an anderen Orten, um den politischen Standpunkt der liberalen Imperialisten klarzustellen. Im Mai 1900 wurde ich aufgefordert, einen Vortrag über Bundesverfassungen im Rahmen des Reichs vor den australischen Abgesandten und der Gesellschaft für vergleichende Gesetzgebung im Kolonialinstitut zu halten. Die Ansprache wurde 1902 in einem „Erziehung und Reich" („Education and Empire") betitelten Bande veröffentlicht, der auch noch andere Vorträge von mir enthält. Ich wies darauf hin, daß die neue australische Commonwealth durch die Bill, die jetzt Gesetz werden sollte, keineswegs nur vom Reichsparlament ermächtigt oder beauftragt sei, sondern gesetzgebende Gewalt haben würde, entsprechend der, die das Reichsparlament selbst besitze. 1926 wurde diese Ansicht rückhaltlos gebilligt.

Während der Jahre, die auf die Annahme der Akte folgten, wurden verschiedene Prinzipienfragen rechtskräftig definiert. Als Lord-Großkanzler lag es mir 1915 ob, das Urteil des Kronrats in dem einzigen Fall zu verkünden, in dem das oberste australische Gericht eine besondere Genehmigung erteilt hatte, in London Revision in einer Verfassungsfrage einzulegen.

Während der ersten Jahre nach der Annahme der Commonwealth Akte verbreitete unsere Gruppe eifrig die neue Auffassung von dem Wesen des Britischen Reiches. Sie sah sich dazu um so mehr veranlaßt, als Chamberlain die Schutzzoll-Lehre, unter der Form der Vorzugsbehandlung innerhalb des Reiches, wieder in den Vordergrund stellte. Er leistete Außerordentliches als Staats-

sekretär für die Kolonien, setzte sich aber seit 1903 endgültig für Schutzzölle ein, während wir überzeugte Freihändler blieben. Asquith und ich hielten Reden, nicht nur im Parlament, sondern in ganz England. Unser Hauptpunkt war, daß der Mangel an wissenschaftlicher Ausbildung unsere industrielle Stellung gefährdete. Wir wiesen auf eine Anzahl von Fällen hin, besonders in der chemischen Industrie, in denen unser Land Absatzmöglichkeiten wegen dieses Mangels verloren hatte. In dem ersten der in meinem Buche „Erziehung und Reich" abgedruckten Vorträge setzte ich dies vor den Liverpooler Geschäftsleuten ausführlich auseinander und hielt auch noch mehrere andere solche Vorträge 1903 und in den darauf folgenden drei Jahren. Ich erblickte die Gefahr nicht in der Möglichkeit eines militärischen Überfalls, sondern in dem Eindringen der Deutschen in unsere Märkte mit Hilfe ihrer besseren wissenschaftlichen Ausrüstung. Dieser Gesichtspunkt hatte mich bei meinem Kampf um die Vermehrung der lehrenden Universitäten in Großbritannien geleitet. Einige dieser Vorträge veröffentlichte ich in meiner Schrift über Armeereform. Der Feldzug, den wir gegen die Schutzzollpolitik führten, erregte große Aufmerksamkeit und verschaffte uns die Gelegenheit, nachdrücklich für wissenschaftliche Organisation einzutreten.

1902—1904 hielt ich meine Gifford-Vorlesungen in der Universität von St. Andrews, die später unter dem Titel „Der Weg zur Wirklichkeit" erschien. Ich hatte meine philosophischen Untersuchungen so intensiv wie möglich weiterbetrieben. Aber ich hatte auch viele Reisen unternehmen müssen, um meine Reden über den Freihandel zu halten, und außerdem verdiente ich damals fast 15000 £ durch meine Aufträge vor den Gerichten. So war meine Zeit ziemlich gut ausgefüllt. Meine einzige Erholung waren Einladungen in London und gelegentliche Aufenthalte in Cloan, die aber oft durch die Erfüllung beruflicher Pflichten unterbrochen wurden. Das Leben in Cloan während der Herbstmonate bot wirklich Abwechslung. Wir hatten viele Besucher, Universitätspro-

fessoren, Politiker und Schriftsteller. Wir waren nie untätig und lasen viel in unseren Mußestunden. Meine Mutter übte einen beherrschenden Einfluß aus. Sie war geistig und seelisch gewachsen und hatte eine hohe Stufe der Entwicklung erreicht, auf der sie sich bis zu ihrem 100. Lebensjahre erhielt. Mein Bruder John war ein bedeutender Physiologe geworden und damals gerade mit Untersuchungen über die Atmungserscheinungen beschäftigt. Mein Bruder William zeichnete sich als Anwalt und als Verwalter und Eigentümer von landwirtschaftlichen Betrieben aus. Meine Schwester hatte die drei Bände von Hegels Geschichte der Philosophie übersetzt und herausgegeben und hatte eine Biographie des schottischen Philosophen James Frederick Ferrier[1] geschrieben. So ging es in unserem Hause lebhaft und doch ernst zu; viele Besucher kamen nacheinander, die alle mit irgendeinem Forschungszweig beschäftigt waren. Wir gingen nicht oft aus, da alle diese Beschäftigungen uns viel an das Haus fesselten. Meine Mutter nahm an allem Anteil, und unser Leben wickelte sich ohne jeden Zwang ab. Professor Hume Brown, der regelmäßig im Herbst erschien, sorgte schon an und für sich dafür, daß wir geistig lebendig blieben.

Außer den Greys und den Asquiths besuchten uns auch manche Londoner Freunde, aber nicht so viele wie einige Jahre später, als die Angelegenheiten des Kriegsamtes Cloan zu einer Art Hauptquartier machten.

1905 stellten mich die Liberalen der Universität Edinburg als ihren Kandidaten für das Amt des Lord-Rektors auf. Die Universität war konservativ und seit 25 Jahren hatte es keinen liberalen Rektor mehr gegeben. Doch gelang es mir im Herbst 1905, mit Stimmenmehrheit gewählt zu werden. Später hielt ich als Rektor eine Ansprache, die unter dem Titel „Lebenshingabe" („The dedicated Life") erschien. Seit jener Zeit habe ich es, trotz schmeichelhafter Aufforderungen, vermieden, mich als Kandidaten für das

[1] Metaphysiker (1808—1864), war 1834 Student der Philosophie in Heidelberg.

Amt des Lord-Rektors an anderen Universitäten aufstellen zu lassen. Ich hatte alles, worauf es mir ankam, in meiner Edinburger Rektoratsrede gesagt und danach lag meine Aufgabe mehr auf organisatorischem als auf lehrendem Gebiet. Daß ich Kanzler der Universität Bristol wurde, bedeutete im Grunde keine Abweichung von diesem Entschluß. Damals entstand eine enge Freundschaft zwischen mir und Bernard Bosanquet.[1] Nachdem ich dem Rektor der Universität St. Andrews, Donaldson, erklärt hatte, daß ich die Professur für Moralphilosophie an dieser Universität nicht übernehmen könnte, schlug ich ihm Bosanquet als einen am besten dafür geeigneten Gelehrten vor. Bosanquet nahm den Ruf an und leistete Außerordentliches in St. Andrews. Er war eine sehr durchgeistigte Persönlichkeit. Er war nicht ein Christ im gewöhnlichen Sinne des Wortes, besaß aber soviel Verständnis für die Werbearbeit der Professoren der Theologie, daß einige von ihnen erklärten, als er vier Jahre später von der Professur zurücktrat, Bosanquet habe trotz seiner kritischen Einstellung gegenüber der orthodoxen Lehre mehr für die Förderung des Christentums getan, als irgendein anderer Professor in St. Andrews. Ich verkehrte viel mit ihm und seiner Frau in St. Andrews und Cloan und auch in London. Während meiner intensivsten Tätigkeit pflegte ich nach Oxshott in Surrey zu fahren, wo die beiden ein stilles Landleben führten, und mit ihnen Sonnabend und Sonntag unter philosophischen Gesprächen zu verbringen. Seine Gifford-Vorlesungen waren nicht leicht verständlich, aber sie schienen mir die beste und genaueste Untersuchung der jüngsten Zeit über das Wesen der Erfahrung und der Wirklichkeit zu enthalten. Bosanquet betrachtete die Metaphysik immer nur als ein Mittel zum Zweck. Er war sehr bewandert in der früheren philosophischen Literatur, von den Griechen bis zu der großen Oxforder Zeit, an der er teilgenommen

[1] Geboren 1848 in der englischen Grafschaft Northumberland. Professor in St. Andrews 1905—1908. Verfasser einer Geschichte der Ästhetik und vieler anderer Werke.

hatte. Aber sein Wahrheitsdrang rettete ihn davor, sich der ausschließlichen Herrschaft eines einzelnen philosophischen Systems zu unterwerfen.

Auch in Mells war ich viel mit den Bosanquets zusammen. Lady Horner kritisierte scharf meine philosophischen und politischen Gedanken, und ihre geistreichen Einfälle veranlaßten mich, den literarischen und künstlerischen Standpunkt bei der Beurteilung dieser Themata zu berücksichtigen. Ich ging oft am Wochenende nach Mells und traf dort alle möglichen Leute, ernste und lustige.

Inzwischen erholte sich die liberale Partei langsam von der Stagnation, die nach den „Khakiwahlen" eingetreten war, bei denen sie zum zweitenmal nach dem südafrikanischen Kriege eine Niederlage erlitten hatte. Die neuen Ideen unserer Gruppe begannen, einen Einfluß auszuüben. Der Widerstand gegen die Schutzzollpolitik wuchs, und die Lage der Unionisten wurde durch die heftige schutzzöllnerische Politik Chamberlains erschwert, die von Balfour, dem Parteiführer, nur lau unterstützt wurde. Es war vorauszusehen, daß die noch starke Mehrheit der Unionisten im Hause der Gemeinen in sich zerfallen und nach Neuwahlen nicht wiedererstehen würde. Das englische Volk war noch nicht mit Gladstones Homerule-Politik einverstanden, da diese durch die Entrüstung über den Ehescheidungsprozeß Parnells sehr unpopulär geworden war. So beabsichtigte der Liberalismus zwar den Homerule-Plan als Heilmittel für die Lösung der irischen Frage aufrechtzuerhalten, konnte ihn aber nicht als Hauptwahlparole bei den bevorstehenden Wahlen ausnutzen. Neue Gedankengänge waren erforderlich. Obgleich wir oft als Rebellen bezeichnet worden waren, begannen die Wähler doch, ihre Aufmerksamkeit auf unsere junge Gruppe zu richten. Rosebery galt allerdings nicht mehr als zuverlässiger Prophet des Liberalismus. Er hatte, anscheinend absichtlich, die Begeisterung verpuffen lassen, die nach seiner großen Rede in Chesterfield entstanden war. Morleys Bedeutung wurde nicht verkannt, aber er war, unter Ausschluß anderer Probleme, zu

eng mit der irischen Frage verknüpft, um als Führer in Betracht zu kommen. Campbell-Bannerman war der anerkannte Führer; er war genial veranlagt, volkstümlich und genoß Achtung wegen des Mutes, mit dem er die südafrikanische Regierungspolitik bekämpfte. Aber man traute ihm keine neuen Ideen zu, und tatsächlich hatte er auch keine. Was nottat, war nicht ein neuer Aufguß der alten liberalen Partei, sondern eine Führergruppe voll Leben und Energie und mit einer neuen Auffassung der Staatsaufgaben. Mit diesen Aufgaben hatten sich einige von uns eifrig beschäftigt und unserem Glauben an die von uns für möglich gehaltenen Lösungen unaufhörlich Ausdruck gegeben. Das Ergebnis war, daß die liberale Vereinigung, die neben der alten Parteimaschine entstanden war, 1905 großen Einfluß gewonnen hatte, der vielleicht noch größer war, als es eine oberflächliche Beobachtung offenbarte. Ich will damit nicht sagen, daß eine liberale Regierung nicht auch ohne uns hätte gebildet werden können, aber ich behaupte, daß eine solche Regierung viel schwächer und weniger imstande gewesen wäre, sich lang genug gegen den schutzzöllnerischen Angriff zu verteidigen und mit den neuen politischen Schwierigkeiten fertig zu werden, die gerade in jenem Jahr drohend ihr Haupt erhoben.

Asquith, Grey und ich berieten uns. Wir hielten es für das beste, wenn Campbell-Bannerman Führer der Partei bliebe, bei der er große Popularität genoß, und, wenn die Krone ihn zum Ministerpräsidenten ernannte, die Pairwürde annähme und sein Amt mit einem Sitz im Hause der Lords anträte. Dann würde Asquith als Schatzkanzler die Partei im Hause der Gemeinen führen. Die Verteilung der anderen Stellen würde sich von selbst ergeben. Grey war der geborene Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten und sowohl Asquith als Grey waren davon überzeugt, daß ich Lord-Großkanzler werden müsse. Die Rechts-Lords und die juristischen Kreise schienen diese Ernennung zu erwarten, und Sir Robert Reid, der als früherer Kronanwalt und im Range höher

stehend als ich, einen begründeten Anspruch hatte, teilte mir mit, daß er keinen Wert auf ein richterliches Amt lege.

Aber es kam anders. Weshalb ich nicht Lord-Großkanzler wurde und dann statt dessen das Kriegsamt übernehmen mußte, werde ich jetzt auseinandersetzen.

Asquith, Grey und ich verhehlten uns nicht, daß die liberale Partei, obgleich sie besser daran war als die Unionisten, sich in einer sehr unbefriedigenden Lage befand. Wir hatten nur einen wichtigen Trumpf in Händen, unseren Standpunkt in der Freihandelsfrage. Mit Homerule war vorläufig nicht viel anzufangen. Auf dem Gebiete des Unterrichts und bezüglich anderer Fragen mangelte es der Partei an tiefen Einsichten. Und obgleich es wahrscheinlich war, daß sie wegen Campbell-Bannermans Popularität wieder die Macht übernehmen würde, glaubten wir doch nicht, daß es diesem Führer gelingen würde, die neue Grundlage für den notwendig gewordenen Fortschritt zu schaffen, und wir wußten, daß energische Gegner, wie Chamberlain unter anderen, auch mit dieser Unfähigkeit rechneten. Morley konnte nicht viel helfen; Rosebery hatte sich selbst ausgeschaltet, und die anderen Führer der Partei außerhalb unserer Gruppe waren viel zu unfähig dazu.

Wir beschlossen, zu handeln. Asquith und ich waren in dieser Hinsicht Grey überlegen, der jede Aktion haßte. Ich begab mich zu Asquith, der mit seiner Frau ein Landhaus in Glen of Rothes im nordöstlichen Schottland gemietet hatte. Grey fischte gerade in Relugas, nur 15 Meilen entfernt. Nachdem Asquith und ich Rat gepflogen hatten, beschlossen wir, Grey aufzusuchen. Es war Anfang September 1905. Wir sprachen uns mit ihm über die Lage aus und erkannten, daß es sich dringend empfehle, dem Könige, der bald zur Ernennung eines neuen Ministerpräsidenten schreiten müsse, die Situation auseinanderzusetzen. Asquith fand, daß ich geeignet wäre, diese Informierung zu übernehmen, da ich viel mit dem König wegen der Londoner Universität in Berührung gekommen sei. Grey stimmte zu, glaubte aber, daß Asquith sich so schnell wie

möglich mit Campbell-Bannerman in Verbindung setzen und ihm über die bestehenden Schwierigkeiten Vortrag halten müsse. Wir hatten, wie ich bereits erwähnte, ausgemacht, daß Campbell-Bannerman Ministerpräsident werden und die Pairswürde annehmen, und daß Asquith als Schatzkanzler im Hause der Gemeinen die Führung übernehmen sollte. Wir beschlossen, nur unter dieser Bedingung in Campbell-Bannermans Kabinett einzutreten und bezeichneten später unter uns diese Abmachung als das „Relugas-Abkommen“.[1]

Aber um sicher zu gehen, benötigten wir die Anteilnahme und möglicherweise die Mitwirkung König Eduards, und ich wurde damit beauftragt, diese zu erreichen. Nach meiner Rückkehr nach Cloan am 12. September schrieb ich einen langen Brief an Lord Knollys in Balmoral. Aus der Abschrift, die ich zurückbehielt, ersehe ich, daß ich Knollys unter Bezugnahme auf eine Unterhaltung, die ich mit ihm im Juli desselben Jahres gehabt hatte, genau mitteilte, was sich in Relugas ereignet hatte. Grey sei sehr durch seine Arbeit als Vorsitzender der Nordöstlichen Eisenbahngesellschaft in Anspruch genommen und Asquith und ich hätten eine große Advokatenpraxis. Aber das würde für uns kein Hindernis sein. „Wenn Rosebery,“ schrieb ich, „die ihm gebührende leitende Stellung einnähme, würden wir jedes uns angebotene Amt im Vertrauen auf seine Führung annehmen. Da dies aber nicht möglich zu sein scheint, so haben wir einen Plan zu gemeinsamem Handeln aufstellen müssen.“ Selbstverständlich wollten wir durch unseren Entschluß in keiner Weise dem Könige Verlegenheiten bereiten. Möglicherweise würde dies der Fall sein, wenn wir Campbell-Bannerman vorher informierten. Obgleich wir auf starke Unterstützung innerhalb der Partei rechneten, gebe es auch feindliche Elemente, die sofort einen Druck auf ihn ausüben würden, und wir müßten daher, wenn es nicht Gesichtspunkte gebe, die wir übersehen

[1] Weder Grey noch Asquith erwähnen das Abkommen in ihren Memoiren. Auch beurteilen sie Campbell-Bannerman günstiger.

hätten, rasch handeln. Deshalb hätte ich diesen Brief an ihn gerichtet. Lord Knollys antwortete am 16. September, daß er dem König meinen vertraulichen Brief sofort nach dessen Ankunft in Balmoral zeigen werde. Persönlich stimme er mit unseren Ansichten überein. Aber er schlug als eine mittlere Lösung vor, daß Campbell-Bannerman zuerst als Ministerpräsident dem Hause der Gemeinen angehören und daß vereinbart werden solle, ihn erst 6 oder 12 Monate später in das Haus der Lords einzuführen. Ich wies in einem zweiten Brief auf die Schwierigkeit hin, daß bereits während der ersten 6 Monate erfahrungsgemäß entscheidende Abstimmungen über politische Fragen vorgenommen zu werden pflegten. Am 25. September erwiderte er, daß er nach Überlegung der in meinem Briefe ausgesprochenen Ansicht zustimme, und schlug vor, sie baldmöglichst Campbell-Bannerman mitzuteilen. Nach König Eduards Ankunft in Balmoral zeigte er ihm den entstandenen Briefwechsel. Der König billigte unsere Stellungnahme, und ich erhielt sofort eine Einladung nach Balmoral.

Ich hatte natürlich Asquith Kenntnis von Knollys Briefen gegeben und ihn gebeten, auch Grey zu unterrichten. Am 27. September schrieb mir Asquith: „Ich habe Grey die Korrespondenz geschickt und sende Ihnen jetzt Knollys Briefe zurück. Wir haben am Sonntag die ganze Sache genau durchgesprochen. Grey war etwas im Zweifel darüber, ob es richtig war, sich schon jetzt an den König zu wenden, erklärte sich aber mit Ihren Ausführungen einverstanden. Er drängte darauf, daß ich Campbell-Bannerman einen Besuch abstatten sollte, nicht in erster Linie wegen der Diskussion über die Personenfrage, sondern um jede Einflüsterung, daß wir in unseren Herbstreden eine feindliche oder mehr oder weniger unabhängige Richtung verfolgten, im Keime zu ersticken. Er glaubt, und ich stimme ihm darin zu, daß die Lage schließlich dadurch erleichtert werden wird. Den allgemeinen Gang der Dinge sieht er ganz klar voraus."

Am 5. Oktober traf ich von Cloan abends in Balmoral ein und saß beim Diner neben dem König, der sagte, daß er meinen Briefwechsel mit Knollys mit großem Interesse gelesen habe. Er habe Campbell-Bannerman in Marienbad getroffen und fand, daß er in der Unterhaltung viel gewandter sei, als in seinen Reden. Ich blieb drei Tage in Balmoral und am Ende meines Aufenthalts ließ mich der König in sein Arbeitszimmer kommen. Er erklärte mir sein volles Einverständnis mit unseren Ideen. Ich verließ das Schloß mit der Empfindung, daß ich meine Aufgabe erfüllt hatte, und daß der nächste Schritt von Asquith bei Campbell-Bannerman unternommen werden müßte.

Nach langen Verhandlungen wurde die neue Regierung gebildet, als Balfour zurückgetreten war. Campbell-Bannerman stand an ihrer Spitze, und ich wurde nicht Lord-Großkanzler, sondern Kriegsminister. Daß ich, wenn ich nicht Großkanzler würde, dieses Amt erhalten sollte, entsprach dem eigenen Wunsch des Königs, und ich habe Grund, anzunehmen, daß er ihn gegenüber Campbell-Bannerman äußerte. Aber die Geschichte dieser Verhandlungen werde ich später erzählen. Um diesen Abschnitt abzuschließen, möchte ich über verschiedene Dinge berichten, die zur Geschichte der ersten Jahre dieses Jahrhunderts gehören.

Meine Aufzeichnungen über diese und andere Perioden sind größtenteils in den vertraulichen Briefen enthalten, die ich an meine Mutter schrieb. Ich schrieb jeden Tag an sie, von 1877 bis zu ihrem Tode. Sie bewahrte diese Briefe mit liebevoller Sorgfalt auf, und ich habe sie jetzt wieder durchgelesen.

Von 1897 an war ich intensiv beschäftigt. Wäre ich nicht kräftig und geistig regsam gewesen, so wäre ich wahrscheinlich unter dem Druck zusammengebrochen. So war ich während dieser ganzen Zeit nur selten unpäßlich.

In London machte ich mir keine Bewegung im Freien. Meine einzige Erholung war, Dinereinladungen zu folgen, wenn ich mich nicht zu Versammlungen begeben mußte. Ich nahm an vielen

Diners teil und speiste besonders oft bei Sir John und Lady Horner. Ich verkehrte auch viel bei der Familie Rothschild. In Tring Park gab es ein Zimmer, das immer für mich reserviert wurde, und ich war am Wochenende häufig bei Lord[1] und Lady Rothschild zu Besuch. Sie standen mir beide sehr nahe. Kurz vor Lord Rothschilds Tode, im Jahre 1915, leitete ich vorübergehend das Auswärtige Amt, während mein Kollege Grey abwesend war. Es war festgestellt worden, daß ein neutraler Dampfer von Südamerika ausgelaufen war, der vermutlich für die Deutschen bestimmte Vorräte führte. Beweise hatten wir nicht, und es blieb uns nichts anderes übrig, als auf private Einflüsse zurückzugreifen. Ich fuhr nach Lord Rothschilds Haus in Piccadilly und traf ihn zu Bett und anscheinend sehr krank an. Aber er streckte mir die Hand entgegen, ehe ich ein Wort gesprochen hatte, und sagte: „Haldane, ich weiß nicht, warum Sie mich besuchen, aber ich habe mir gesagt, daß, wenn Haldane mich bittet, einen Scheck über 25 000 £ für ihn auszuschreiben und keine Fragen zu stellen, ich es sofort tun werde!" Ich antwortete ihm, daß ich nicht wegen eines Schecks käme, sondern um ihn zu bitten, ein Schiff anzuhalten. Er kabelte sofort in diesem Sinne. Ich kannte auch seine Brüder und die anderen Mitglieder der Familie Rothschild sehr gut und pflegte bei ihnen zu wohnen und oft auch zu essen. Meine Freundschaft erstreckte sich auf den Pariser Zweig der Familie und auf die Prinzessin Wagram und die Baronin James de Rothschild, die Schwester der Lady Rothschild. Jedes Jahr pflegte ich vor Weihnachten Prinz und Prinzessin Wagram in ihrem Schlosse Grosbois bei Paris zu besuchen. Den Weihnachtstag verbrachte ich immer in Mells und fuhr abends nach Cloan zu meiner Mutter weiter, um das Neujahrsfest nach schottischer Sitte mit ihr zu feiern.

Ich wurde oft zu Diners eingeladen, um König Eduard zu treffen, der häufig den Wunsch aussprach, daß ich auf die Liste der Gäste gesetzt werden sollte, und so lernte ich viele Häuser in London

[1] Sir Nathan Meyer, seit 1885 Lord Rothschild.

und auf dem Lande kennen. Irgendwie gelang es mir immer, diesen Einladungen neben meinen zahlreichen rechtlichen und politischen Verpflichtungen nachzukommen. Wenn ich jetzt aus der stillen Zurückgezogenheit meines hohen Alters auf das alles zurückblicke, so wird es mir schwer, zu begreifen, wie ich damit fertig geworden bin. Aber ich ritt weder, noch spielte ich Golf oder Bridge oder Tennis, und entdeckte so die Wahrheit von Goethes Wort, daß die Zeit unendlich lang sei. Wenn wir sie voll ausnutzen, können wir fast alles in ihr vollbringen.

Zu diesen von mir erwähnten Verpflichtungen und Beschäftigungen kamen andere. Bei Beginn des südafrikanischen Krieges reiste ich an einem Sonntagnachmittag von Mells nach London. Lord Lansdowne,[1] der damals Staatssekretär für den Krieg war, stieg in Chippenham in mein Abteil ein. Wir begannen, uns zu unterhalten, und ich sagte: „Unsere Niederlagen im südafrikanischen Kriege verdanken wir unter anderem der Tatsache, daß wir uns nicht hinreichend mit der Sprengstofffrage beschäftigt haben. Das Pulver, das wir benutzen, zerstört unsere Kanonen und kostet uns schrecklich viel Geld." Meine Worte machten Eindruck auf ihn, und als wir in London ankamen, bat er mich, allein bei ihm zu essen. Ich ging hin, und er sagte: „Ich habe über Ihre Worte nachgedacht. Anscheinend haben Sie diese Frage studiert, und ich bitte Sie, den Vorsitz des Sprengstoff-Komitees zu übernehmen, das diese Sache im Auftrag des Kriegsamtes und der Admiralität untersuchen wird." Darauf erwiderte ich: „Wir sollten das tun, was die Franzosen getan haben. Sie hatten ein Komitee, dessen Vorsitzender der große Chemiker Berthelot war. Sie sollten den englischen Berthelot zum Vorsitzenden ernennen." „Wie heißt er?" fragte Lansdowne, und ich nannte ihm Lord Rayleigh. Er ging auf meinen Vorschlag ein, bat mich aber, trotzdem Mitglied des Komitees zu werden. So wurde der jetzt verstorbene Lord Rayleigh

[1] Marqueß of Lansdowne, hauptsächlich bekannt als Staatssekretär des Äußern in den Kabinetten Salisbury und Balfour 1900—1905.

Vorsitzender und die anderen Komiteemitglieder waren der große Chemiker Sir William Crookes, Sir W. Roberts-Austin, ein bekannter Metallurge und Sir Andrew Noble, der große Artillerie-Sachverständige. Wir verhandelten über viele Verbesserungen der Treibstoffe und der hochgradigen Sprengmittel. Das Komitee tagte vier Jahre lang von Zeit zu Zeit, zumeist in Woolwich, und die Kenntnisse, die ich bei diesen Sitzungen erwarb, kamen mir sehr zustatten, als ich am Ende des Jahres 1905 das Kriegsamt übernahm.

Ich führte ferner den Vorsitz in dem Komitee, das eingesetzt war, um die Erhebung der Erbschaftssteuern neu zu organisieren. Lord Milner, der früher an der Spitze des Steueramts gestanden hatte, veranlaßte mich, mich dieser Aufgabe zu unterziehen, die wir auch durchführten. Unser Sekretär war ein sehr tüchtiger junger Zivilbeamter, Mr. Duncan, der später nach Südafrika ging und sich dort im öffentlichen Leben auszeichnete.

Milner und Chamberlain legten mir 1900 nahe, nach Südafrika zu gehen und den Vorsitz in einer Untersuchungskommission zu übernehmen, welche prüfen sollte, ob es möglich wäre, gewisse wichtige Reformen vorzunehmen. Es war mir klar, daß ich lange in Afrika bleiben und wahrscheinlich jeden Zusammenhang mit dem politischen Leben in England verlieren würde. So lehnte ich nach reiflicher Überlegung ab. Alfred Lyttelton ging statt meiner und wurde später Staatssekretär für die Kolonien in der unionistischen Regierung.

Gegen Ende der neunziger Jahre war ich auch Mitglied einer vom Ministerium des Innern eingesetzten Kommission für die Untersuchung des Gefängniswesens. Es gehörte zu meinen Obliegenheiten, überraschende Besuche in den Gefängnissen abzustatten, und mir durch die Direktoren jeden beliebigen Gefangenen vorführen zu lassen. Oscar Wilde war damals unter Umständen, an die man sich noch wohl erinnert, zu einer Zuchthausstrafe verurteilt worden. Ich war ihm in den Tagen seines gesellschaftlichen Glanzes begegnet und wurde, obgleich ich ihn niemals näher kennengelernt hatte, von der Vorstellung der Qualen bedrückt, die dieser so sensible Mensch

bei der gewöhnlichen Gefängnisbehandlung erleiden mußte. Ich ging nach dem Zuchthaus in Holloway, wo er sich befand, und bat den Direktor, ihn besuchen zu dürfen. Der Gefängnisgeistliche, der auch zugegen war, sagte mir, daß er sich über mein Kommen freute, da er mit Wilde nicht weiterkäme. Ich sah dann Wilde in seiner Einzelzelle. Zuerst wollte er überhaupt nicht mit mir sprechen. Ich legte meine Hand auf seine Schulter und sagte, daß ich ihn früher gekannt hätte, und gekommen wäre, um mit ihm über seine Persönlichkeit zu sprechen. Er hätte seine großen literarischen Gaben nicht voll ausgenützt, und der Grund läge darin, daß er sein Leben dem Vergnügen geweiht und sich niemals mit einem wirklich bedeutenden Thema beschäftigt hätte. Jetzt könnte das Unglück ihm Segen bringen, denn es hätte ihm einen großen Stoff gegeben. Ich würde versuchen, ihm Bücher, Feder und Tinte zu verschaffen, und nach 18 Monaten würde es ihm gestattet werden, wieder zu dichten. Er brach in Tränen aus und versprach mir, einen Versuch zu machen. Er flehte mich an, die Bücher zu besorgen, da die Gefängnisverwaltung ihm nur „The Pilgrim's Progress" angeboten hätte, mit dem er nichts anfangen könnte. Er bat mich um Flauberts Werke, aber ich erwiderte, daß die Widmung des Autors an seinen Advokaten, der Flaubert erfolgreich gegen die Anklage wegen Veröffentlichung unsittlicher Schriften verteidigt hatte, es unwahrscheinlich erscheinen ließe, daß die Zuchthausverwaltung ein Buch wie „Madame Bovary" zulassen würde. Er lachte und wurde ganz vergnügt. Wir einigten uns auf die Werke des Heiligen Augustinus und auf Mommsens „Römische Geschichte". Diese Bücher verschaffte ich ihm, und er nahm sie von Zuchthaus zu Zuchthaus mit. Später besuchte ich ihn wieder in Wandsworth und überredete den Staatssekretär des Innern, ihn nach Reading überzuführen. Mit Hilfe von Lady Cowper wurde für seine Frau und seine Kinder gesorgt. Nach seiner Entlassung aus dem Zuchthaus erhielt ich ohne Zuschrift ein Bändchen, die „Ballade von Reading Gaol". Er hatte sein Versprechen eingelöst.

Sechstes Kapitel

Die liberale Regierung und die Armee

(1905—1910)

Die erste Dezemberwoche des Jahres 1905 war unerfreulich für Grey und mich. Asquith hing sehr an uns und war durchaus aufrichtig. Aber es waren noch andere Einflüsse am Werk, die bestrebt waren, seine Aufnahme in die Regierung durchzusetzen, selbst wenn Campbell-Bannerman[1] und nicht Asquith ihr Leiter würde. Das Relugas-Abkommen war somit gefährdet. Die Lage wurde dadurch noch verwickelter, daß Asquith und seine Frau für die Woche, während der Campbell-Bannerman sein Kabinett bildete, eine Einladung der Salisburys nach Hatfield angenommen hatten. Asquith war zwar tagsüber in London, aber es war schwierig, so oft an ihn heranzukommen, wie es erforderlich gewesen wäre. Am 5. Dezember wurde Campbell-Bannerman ernannt. Grey hielt sich an unsere Abmachungen und weigerte sich, sein Amt anzutreten, wenn Asquith nicht die Führung im Hause der Gemeinen übernähme. Der König hatte Campbell-Bannerman vorgeschlagen, ihm die Pairswürde aus Altersgründen zu verleihen, und dieser hatte geantwortet, daß er die Würde wohl schließlich werde annehmen müssen, es aber vorzöge, zunächst, wenn auch nur für kurze Zeit, im Hause der Gemeinen zu bleiben. Grey ließ sich nicht umstimmen. Ich hatte damals eine große Wohnung in Whitehall Court 3, in die ich aus dem Abgeordnetenquartier, in dem ich früher abzusteigen pflegte, umgezogen

[1] Sir Henry Campbell-Bannerman, 1836 in Schottland geboren, wurde 1899 Führer der liberalen Partei im Unterhause und war Ministerpräsident von 1905—1908.

war. Grey war auch aus Fallodon gekommen und wohnte bei mir. Asquith ging zu Campbell-Bannerman, der zuerst mit sich reden ließ, dann aber sagte, daß er seine Frau um Rat fragen müsse, die am Abend des 6. Dezember in seinem Hause in Belgrave Square eintreffen würde. Lady Campbell-Bannerman war eine charakterfeste Frau, und ihr Entschluß lautete: „Nicht nachgeben!" Campbell-Bannerman sprach dann wieder mit Asquith und sagte ihm, daß er mit seiner Frau übereinstimme, ermächtigte aber Asquith, Grey und mir mitzuteilen, daß wir das Auswärtige Amt und das Ministerium des Innern haben könnten. Obgleich Asquith betonte, daß ich am besten für den Wollsack geeignet wäre, ließ er sich nicht von der Ernennung Sir Robert Reids zum Lord-Großkanzler abbringen. Asquith wußte, daß ich wegen dieses Punktes keine besondere Schwierigkeiten machen würde. Das größte Hindernis lag bei Grey. Campbell-Bannerman hatte festgestellt, daß er entschlossen war, seinen Standpunkt nicht zu ändern. Er fürchtete, daß es ihm, angesichts der schwierigen Lage auf dem europäischen Kontinent, nicht gelingen würde, die richtige Note bei der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten zu treffen, wenn Campbell-Bannerman im Hause der Gemeinen führte. In dieser Lage wollte er das Auswärtige Amt nicht übernehmen.

Am Donnerstag, dem 7. Dezember, erhielt ich folgenden Brief Campbell-Bannermans:

„Mein lieber Haldane!

Ich hoffe, mich in der Annahme nicht zu irren, daß es schmerzlich für Sie sein würde, den Beruf aufzugeben, in dem Sie schon so große Erfolge erzielt haben, und es freut mich daher sehr, Ihnen die Stellung als Kronanwalt[1] anzubieten. Es ist, wie Sie wissen, ein außerordentlich wichtiges Amt, das mit vielen großen Ressorts zu-

[1] Die beiden Kronanwälte sind der Attorney-General und der Solicitor-General; ersterer gilt als Head of the Bar. Campbell-Bannerman hatte Haldane den Posten des Attorney-General angeboten.

sammenarbeitet, und Ihre Erfahrung würde daher dort von größtem Werte sein. Die Stellung bringt zwar nicht Ministerrang, aber ministerielle Verantwortlichkeit mit sich, und ist in ihrer Art die höchste, die ich Ihnen augenblicklich anbieten kann. Sollte ich mich wider Erwarten bei der Auslegung Ihrer Wünsche geirrt haben, und sollten Sie es vorziehen, eine andere, verwaltende Tätigkeit zu übernehmen, so würde ich Ihnen gern einen weiteren Vorschlag machen, der mit Ihrem Eintritt in das Kabinett verbunden sein würde. Ich verbleibe Ihr aufrichtig ergebener H. Campbell-Bannerman."

Nun wünschte ich durchaus nicht, ein Rechtsbeamter zu werden. Ich hatte bereits die besten Seiten der gerichtlichen Karriere kennengelernt, aber das war nicht der Hauptgrund für mich, alles außer einem Kabinettsamt zurückzuweisen.

Seit Jahren hatte ich für die Reform des Hochschulunterrichts und anderer Verwaltungsgebiete gekämpft. Wenn ich Kronanwalt geworden wäre, hätte ich den Einfluß eingebüßt, den ich sogar unter der unionistischen Regierung geltend gemacht hatte. Tatsächlich hatte mich Campbell-Bannerman damals nicht besonders gern und verstand mich nicht. Später entdeckte ich, daß es sich vorzüglich unter ihm als Ministerpräsidenten arbeiten ließ, aber als sein Brief kam, bestand für mich dafür keine Möglichkeit. Außerdem wollte ich auch nicht in ein Kabinett eintreten, in dem Grey fehlte.

Die „Times" hatten morgens gemeldet, daß Grey sich weigerte, Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten zu werden. Wie ich vernahm, hatte Morley dies am Abend vorher dem Chefredakteur im Athenäum-Club erzählt, nachdem Campbell-Bannerman seine Unterredung mit Grey gehabt hatte. Ich glaube nicht, daß Greys Weigerung Morley besonders unangenehm war. Obgleich er uns viel sah, mißfiel ihm unsere liberal-imperialistische Gruppe. Er hatte nicht begriffen, wie matt der Geist des orthodoxen Liberalismus geworden war. Er war ein Victorianer und lebte in der victorianischen Überlieferung. Mr. Gladstone, meinte er, würde Grey

die Tür gewiesen haben, und Campbell-Bannerman hätte auch so handeln sollen. Es war schwerer mit Morley auszukommen als mit Campbell-Bannerman, da er bei ebenso geringem Verständnis für die neuen Strömungen der öffentlichen Meinung und für die Notwendigkeit neuer Ideen und energischer Führung in der Verwaltung, noch widerspenstiger als dieser war. Ich wollte meine Advokaten- und Abgeordnetentätigkeit nur aufgeben, wenn ich eine Stellung erhielte, in der ich wirklich nützliche Arbeit verrichten könnte. Doch fiel folgende Überlegung für mich ins Gewicht. Wenn Grey und ich nicht in die Regierung eintraten, so würde es Asquith wahrscheinlich nicht gelingen, seine Kollegen für unsere politische Auffassung zu gewinnen. Man würde annehmen, daß er, indem er ohne uns in die Regierung einträte, teilweise beabsichtigte, im gewohnten Gleis zu bleiben. Jedenfalls würde es, wenn Grey sowohl als Asquith dem Kabinett angehörten, leichter sein, der Kritik Chamberlains und anderer zu widerstehen. Für die Sache des Freihandels war es zu empfehlen, die Regierung so viel wie möglich mit dem Geiste des liberalen Imperialismus zu erfüllen.

Ich beantwortete nicht sofort den Brief, den mir der Ministerpräsident durch einen Boten geschickt hatte. An jenem Donnerstag Nachmittag hatte ich mit Lady Horner eine Unterhaltung, die mich beeinflußte. Ich werde darauf später eingehen. Um 6 Uhr kehrte ich wieder in meine Wohnung in Whitehall Court zurück und fand dort Grey, der auf dem Sofa mit der Miene eines Mannes lag, der den Entschluß gefaßt hat, allen politischen Sorgen zu entsagen. Ich setzte ihm meine Gedanken auseinander, besonders über den Widerstand gegen die Schutzzollpolitik. Dächten wir nicht zuviel an uns selbst und zu wenig an die Allgemeinheit? Nach Zerstörung der Relugas-Grundlage sei unsere Position geschwächt, aber es sei immer noch möglich, sie zu retten. Grey dachte nach und meinte, daß an meinen Worten viel Wahres sei, daß er aber keinen Entschluß fassen könnte, ehe er etwas gegessen hätte. Ich schlug ihm vor, in das Café Royal zu gehen und dort in einem besonderen

Zimmer zu Abend zu essen. Wir gingen hin und besuchten auf dem Wege Arthur Acland, der zu krank war, um ein Amt zu übernehmen, aber Greys Eintritt in die Regierung lebhaft wünschte. Acland sagte uns das, was uns schon viele andere Leute gesagt hatten. Es ist behauptet worden, daß er Grey entscheidend beeinflußt habe, aber ich glaube nicht, daß diese Unterhaltung von großer Wichtigkeit für uns gewesen ist. Grey und ich gingen weiter zum Café Royal, und Grey sagte mir dort, ehe wir unser Diner beendigt hatten, daß er, obgleich Asquith jetzt nur die zweite Stelle im Hause der Gemeinen einnehmen würde, sich verpflichtet fühlte, das Auswärtige Amt zu übernehmen. „Aber," sagte er, „ich werde das nur unter der Bedingung tun, daß Sie auch in das Kabinett eintreten." Ich sagte, dies würde wohl gehen, denn Campbell-Bannerman würde, wie sein Brief beweise, voraussichtlich mit sich handeln lassen.

Nach dem Diner stieg ich in eine Hansomdroschke und fuhr nach Campbell-Bannermans Haus. Er war gerade bei Tisch mit seiner Frau. Ich sagte, daß ich in seinem Arbeitszimmer warten würde, aber er kam sofort zu mir. Ich fragte ihn, ob er Grey noch brauchte. Er sagte, natürlich brauchte er ihn, aber Grey wäre sehr schwierig. Ich erwiderte, daß ich ihm vielleicht helfen könnte Grey heranzuholen. Seinen Brief hätte ich noch nicht beantwortet, aber ich würde das jetzt mündlich tun. Kronanwalt wollte ich nicht werden. Er bot mir das Ministerium des Innern an, und ich fragte: „Wie wäre es mit dem Kriegsamt?" — „Niemand," antwortete Campbell-Bannerman, „will es mit der Zange anfassen." — „Dann geben Sie es mir," sagte ich, „ich werde Ihr Staatssekretär für den Krieg werden, wenn Grey das Auswärtige Amt übernimmt, und ich werde ihn bitten, Sie morgen früh zu besuchen und Ihnen seinen Entschluß mitzuteilen, der möglicherweise günstig ausfallen wird."

Da viele gutgemeinte, aber falsche Darstellungen über die Ereignisse dieser Woche verbreitet worden sind, halte ich es für nützlich, hier eine Aufzeichnung einzufügen, die ich bald darauf während eines

Besuches in Mells an Lady Horner diktierte. Aus dieser Aufzeichnung geht hervor, daß sie es hauptsächlich war, die Grey und mich dazu bestimmte, unseren Entschluß, nicht in die neue Regierung einzutreten, umzustoßen. Sie hatte mir sehr ernste Vorhaltungen gemacht, als ich sie, mit Campbell-Bannermans Brief in der Tasche, auf dem Wege zu Grey am Donnerstag, dem 7. Dezember, besucht hatte. Was sich bei dieser Gelegenheit ereignete, geht aus der Aufzeichnung hervor.

Aufzeichnung über die Ereignisse im Dezember 1905.

„Ich möchte Ihnen in ihrer Reihenfolge die Ereignisse der ersten Dezembertage des Jahres 1905 vorführen, während sie mir noch in frischer Erinnerung sind. Als ich von Arthur Balfour erfahren hatte, daß er zurückzutreten gedächte, lud ich Edward Grey sofort ein, zu mir zu kommen und einen gemeinsamen Aktionsplan mit mir auszuarbeiten. Dies geschah Ende November. Wie Sie wissen, hatten er, Asquith und ich uns im Herbst verabredet, zusammen zu handeln und gemeinsam für gewisse Punkte einzustehen. Wir waren übereingekommen, daß Sir Henry Campbell-Bannerman als Ministerpräsident dem Hause der Lords angehören müßte, weil wir fühlten, daß dies, besonders im Hinblick auf die auswärtigen Angelegenheiten und um schnell zu festen Entschlüssen über die laufenden Geschäfte des Hauses der Gemeinen zu kommen, sehr wichtig für den Erfolg einer freihändlerischen Regierung war. Im Rückblick glaube ich, daß wir richtig urteilten, und daß die einzige Tatsache, durch die die von uns vorausgesehenen Übel wenigstens teilweise abgewendet wurden, die unerwartete Größe und Macht der liberalen Majorität im Hause der Gemeinen war. Der zweite uns unerläßlich erscheinende Punkt war der, daß das Auswärtige Amt nicht von Lord Spencer, sondern von Grey geleitet werden müßte. Die Erfüllung dieser Forderung wurde durch die plötzliche Erkrankung des armen Lord Spencer erleichtert. Das dritte Postulat war, daß das Amt des Lord-Großkanzlers mit einem größeren Einfluß auf die koloniale

und allgemeine Politik ausgestattet werden sollte als früher, und daß es mit einer Persönlichkeit besetzt werden sollte, die die Greyschen Ideen unverfälscht im Oberhause widergeben würde. Grey und Asquith hielten mich für dieses Amt geeignet. Rosebery schien ganz in den Hintergrund getreten zu sein, aber wir glaubten, daß wir nach dieser Verabredung nützliche Arbeit im Ministerium leisten und die Grundlage, auf der ein freihändlerisches Kabinett errichtet werden könnte, wesentlich verstärken würden. Auf Asquiths Wunsch hatte ich unsere Verabredung dem Könige mitgeteilt und war nach Balmoral gerufen worden, wo der König mir gegenüber seine volle Zustimmung äußerte. Dies hatte sich im Oktober 1905 ereignet. Ende November lud ich Grey, wie bereits erwähnt, ein, nach London zu kommen und bei mir zu wohnen. Wir stellten fest, daß wir nicht anders vorgehen könnten, und daß jeder von uns die zwischen uns verabredeten Punkte zur Bedingung für seinen Eintritt in die Regierung machen müßte. Durch Asquith waren wir in Verbindung mit Campbell-Bannerman getreten, der dadurch einigermaßen noch vor dem Rücktritt der unionistischen Regierung über unsere Stellungnahme informiert worden war. Ende November trat diese Regierung zurück, und der König berief Campbell-Bannerman. Grey fuhr nach Fallodon und war am Montag, dem 4. Dezember, wieder in London. Ich glaube, daß Campbell-Bannerman am Sonntag, dem 3., in das Palais ging und den Auftrag erhielt, die Regierung zu bilden. Soviel ich weiß, sagte der König Campbell-Bannerman nichts darüber, daß er unsere Verabredung kannte. Am Anfang jener Woche wurde es klar, daß die Dinge nicht gut standen. Asquith hatte bezüglich des Lord-Großkanzleramtes getan, was er konnte, aber darauf legten Grey und ich nur wenig Wert, falls die anderen beiden Punkte nicht berücksichtigt würden, und es war uns klar, daß Asquith in der Frage der Festigkeit der Regierung nicht energisch genug aufgetreten war. Am Mittwoch etwa trat es zutage, daß er nachgegeben hatte und bereit war, auf Campbell-Bannermans Wunsch in sein Ministerium einzutreten.

Auch sollte Sir Robert Reid Lord-Großkanzler werden, und es war ganz unsicher, ob Campbell-Bannerman in das Haus der Lords eintreten würde oder nicht. Bis zum Mittwoch abend schien es nicht ausgeschlossen zu sein, daß er hierin nachgeben würde, aber an jenem Abend kam Lady Campbell-Bannerman aus Schottland an und am nächsten Morgen war nicht mehr mit ihm zu reden. Asquith hatte sich nun verpflichtet, einzutreten, und er konnte nichts anderes tun als dafür kämpfen, daß Grey und ich auch Minister würden. Es konnte als ausgemacht gelten, daß Campbell-Bannerman Grey das Auswärtige Amt und mir das Ministerium des Innern geben wollte. Das Kolonialamt hatte er bereits Lord Elgin versprochen, dem er, glaube ich, zuerst das Auswärtige Amt angeboten hatte, ehe ihm Grey eingefallen war, aber die größte Schwierigkeit Campbell-Bannermans lag in Greys und meiner Haltung. Asquith war nach Hatfield gefahren, und wir sahen ihn nur sehr selten. Wir fühlten beide, daß das Aufhören unseres Abkommens zu dreien unsere Wirksamkeit vermindert hatte. Wir glaubten, daß die liberale Partei nur über eine schwache und wenig befestigte Majorität verfügen würde, und daß es sich empfehlen würde, Reservekräfte für die Verteidigung des Freihandels in der Hand zu behalten. Infolgedessen hatte Grey am Donnerstag, den 7. Dezember, es endgültig abgelehnt, in die Regierung einzutreten. Ich hatte mich entschlossen, unter keinen Umständen ohne ihn Minister zu werden, und bis zum Nachmittag jenes Tages war mir noch keine direkte oder bestimmte Aufforderung, in die Regierung einzutreten, persönlich zugegangen. Um 4 Uhr nachmittags führte ich in South Kensington den Vorsitz bei einer Sitzung des Komitees für technischen Unterricht, als zwei Boten mit Briefen von Campbell-Bannerman und von Asquith eintrafen. Campbell-Bannerman schlug mir vor, in die Regierung einzutreten. Wenn ich nicht Kronanwalt werden wollte, so würde er mir andere Stellungen mit Ministerrang anbieten. Asquith empfahl mir dringend, das Kriegsamt zu übernehmen. Ich hatte ihm einmal gesprächsweise gesagt,

daß dieses Amt, abgesehen vom Kolonialamt und natürlich vom Lord-Großkanzleramt, das einzige sei, das mich reize. Ich steckte die Briefe in die Tasche und leitete die Sitzung bis zu ihrem Ende. Ich betrachtete die Angelegenheit als erledigt. Ich fühlte mich durch Greys Entschluß, von dem er, wie ich meinte, nicht abgehen würde und auch nicht sollte, gebunden. Er erwartete mich vor dem Abendessen in Whitehall Court, und wir wollten dann allein zusammen essen, aber ich erwartete nicht, daß irgendeine Änderung in unserer Stellungnahme eintreten würde. Auf dem Heimwege sprach ich in Buckingham Gate 9 vor und fragte, ob Sie zu Hause wären. Mrs. Crawshay und Mrs. Hope waren bei Ihnen, aber sie gingen sofort weg, und wir begaben uns nach unten in das Schulzimmer. Dort zeigte ich Ihnen die Briefe. Ich sagte Ihnen, daß die Entscheidung gegen uns gefallen sei, und daß es am besten so bliebe. Sie überlegten einen Augenblick und sagten dann: ‚Sie und Grey mögen recht haben, aber Sie haben dem Könige gesagt, daß Sie ihn nicht im Stich lassen würden, und außerdem gefährden Sie schwer die Sache des Freihandels. Die schwache Regierung, die jetzt gebildet werden wird, könnte eine heftige Reaktion auslösen, die dem Freihandel den Todesstoß versetzen würde.' Sie setzten hinzu, daß unsere Ablehnung uns wahrscheinlich vor mancherlei persönlichen Unzuträglichkeiten schützen würde, baten uns aber auch, unsere Pflicht gegenüber der Allgemeinheit nicht zu vergessen. Diese Worte machten einen starken Eindruck auf mich. Ich fragte Sie: ‚Wie können wir in eine Regierung eintreten, die von Anfang an schwach und diskreditiert sein wird?' Sie antworteten: ‚Um so besser für Sie, wenn Sie darin sind, um so schlimmer für den König und für uns, die wir uns mit dieser Regierung abfinden müssen.' Ich verließ Sie und kehrte nach Whitehall Court zurück. Grey lag auf dem Sofa in der Bibliothek. Ich erzählte ihm von den Briefen und sagte, daß ich ablehnen würde. Sein Entschluß verpflichtete mich; wir müßten, was auch geschehe, zusammen stehen oder fallen. (Dies war Ihre Ansicht sowohl als meine.)

Ich sagte zu Grey, daß ich wegen seines Entschlusses und wegen meiner eigenen Abneigung ablehnen würde. Ich fühlte mich besonders für das Großkanzleramt geeignet. Außerdem bedeutete eine Amtsübernahme für mich einen ungeheuren Einkommensverlust; ich verdiente etwa 15000—20000 Pfund im Jahr durch meine Advokatentätigkeit. Dennoch, sagte ich, hätte ich noch einen Zweifel. Vom Standpunkt der persönlichen Bequemlichkeit sei an unserem Entschluß nichts auszusetzen, aber vom ethischen Standpunkt aus fragte ich mich, ob wir den Bedürfnissen des Königs und des Volkes hinreichend Rechnung trügen? Es war jetzt ungefähr 7 Uhr geworden, und wir hatten Acland versprochen, ihn um $^1/_2$8 zu besuchen. Grey war sichtlich beunruhigt und schlug mir vor, zu Fuß zu Acland zu gehen und uns die Sache weiter zu überlegen. Er fügte hinzu: ‚Sie sind nicht mehr so fest davon überzeugt, daß wir richtig handeln.' Ich erwiderte, daß ich mir persönlich vollkommen im klaren darüber wäre, und daß mein Zweifel nur durch ethische Rücksichten entstanden sei. Wir müßten die Frage noch weiter prüfen, besonders in der Hinsicht, ob unser Wunsch, eine zweite Verteidigungslinie für den Freihandel zu errichten, vom ethischen Standpunkt aus hinreichend stichhaltig wäre. Er wandte sich im Gehen zu mir um und sagte: ‚Sie belasten mich mit einer Verantwortung, die ich nicht tragen kann, nämlich mit der einer Entscheidung, deren moralische Korrektheit Sie bezweifeln.' Ich sagte, dies ließe sich nicht vermeiden. Wir müßten zusammen in die Regierung eintreten oder überhaupt nicht. Ihm schien die Sache sehr peinlich zu sein, vermutlich, weil er empfand, daß wir selbstsüchtig handelten. Unsere Dreimännerpolitik war ohne unsere Schuld zerrissen worden, und mit welchem Recht konnten wir sie weiterverfolgen, wenn der Zweck, dem sie dienen sollte, nicht mehr vorhanden war? Grey sagte überhaupt nichts mehr. Als wir Aclands Haus betraten, sagte ich zu ihm, daß meine Zweifel sicherlich gerade so stark wären, wie am Anfang unserer Unterhaltung. Grey machte ein sehr mißvergnügtes Gesicht. Bei Acland blieben wir $^3/_4$ Stunden, er überhäufte uns mit Dar-

stellungen der bevorstehenden Zerstörung der liberalen Partei, und wir hörten beide zu, ohne etwas zu sagen. Ich glaube, daß Acland unser Schweigen dem Eindruck seiner Ausführungen zuschrieb, und bin davon überzeugt, daß er es noch heute glaubt, weil die spätere Entwicklung ihm Recht zu geben schien.[1] Zweifellos verfehlte sein großer moralischer Ernst nicht seine Wirkung, aber die wahre Ursache unserer Sinnesänderung lag in der Unterhaltung, die Grey und ich vorher gehabt hatten, und, bei mir persönlich, in dem Gespräch im Schulzimmer in Buckingham Gate. Grey und ich empfanden den Umschwung, und als ich Lady Grey ein paar Wochen später, kurz vor ihrem Tode, sah, sagte sie, daß ich Edward vor einem moralischen Fehler gerettet hätte. Grey und ich gingen dann in das Café Royal, wo wir ein Privatzimmer nahmen. Beim Fisch kamen wir überein, daß sein Absagebrief an Campbell-Bannerman an jenem Nachmittage eine Sinnesänderung zwar erschweren, aber die moralische Verpflichtung nicht umstoßen könne. Schließlich sagte er: ‚Sie haben freie Hand.' Ich erwiderte, daß ich sofort Campbell-Bannerman aufsuchen würde. Grey sagte: ‚Wir treten nicht zu unserem Vergnügen ein und müssen uns daher mit den gräßlichsten Aufgaben abfinden. Ich werde das Kriegsamt übernehmen.' Ich sagte, daß ich um das Kriegsamt bitten würde, weil das öffentliche Wohl es erforderte, daß er das Auswärtige Amt übernähme. Dann ging ich zu Campbell-Bannerman und sagte ihm, daß ich das Kriegsamt übernehmen würde, wenn Grey das Auswärtige Amt erhielte. Er erwiderte, daß Grey endgültig abgelehnt hätte, worauf ich entgegnete, Grey werde, wenn er mir erlaubte, ihm ein neues Angebot zu machen, am nächsten Morgen voraussichtlich selber zu ihm kommen und ihm mitteilen, daß wir beide angenommen hätten. Es war sehr leicht und angenehm mit Campbell-Bannerman zu verhandeln, der sich dabei durchaus nichts vergab. Ich ging zu Acland, wo Grey nach einiger Zeit auch erschien, und berichtete über das Ergebnis. Ich möchte nochmals darauf hinweisen, daß Grey und ich selbständig

[1] Grey erwähnt ausdrücklich die Unterhaltung mit Acland.

zu diesem Entschluß gelangt sind, und daß meine eigene vorher erfolgte Sinnesänderung ganz und gar dem Gespräch mit Ihnen zu verdanken ist.

Diese ganze Woche war eine der unerfreulichsten, die ich in meinem Leben verbracht habe. Der einzige Lichtpunkt in ihr war unsere Unterhaltung und die Wirkung, die sie ausübte. Ich habe niemals den Entschluß bedauert, der daraus hervorging, und preise noch heute die tiefgehende Veränderung, die durch Ihren Einfluß in meiner Laufbahn eingetreten ist."

Am nächsten Morgen, es war Freitag, den 8. Dezember, ging Grey zu Campbell-Bannerman und bestätigte meine Mitteilungen. Ich war gerade an jenem Tage stark vor Gericht beschäftigt, da ich eine Revisionssache vor dem Kronrat führte. Der Gerichtsdiener flüsterte mir, während ich eine Ansprache an die Richter hielt, zu, daß Sir Edward Grey mich sofort zu sprechen wünschte. Ich bat das Gericht um kurzen Urlaub und ging zu Grey hinaus. Er sagte: „Es ist alles in Ordnung. Sie sind Staatssekretär des Krieges, und ich übernehme das Auswärtige Amt." Ich kehrte zu meinem Prozeß zurück, aber unsere Unterhaltung war einigen eifrigen Reportern nicht entgangen, die sofort in ihren Zeitungen darauf hinwiesen, daß die Meldung der „Times" über Greys Ablehnung vermutlich falsch gewesen sei.

Das ist die Geschichte jener Tage. Campbell-Bannerman war ein sehr zurückhaltender Mann. Er erzählte nie alles, und diese Gewohnheit hat bei mehreren Leuten, die über ihre Beziehungen zu ihm geschrieben haben, den Glauben erweckt, daß er ihnen nichts verschwiegen hätte. Aus meinem wahrheitsgemäßen Bericht geht hervor, wie Campbell-Bannerman uns für sein Kabinett gewonnen, und wie er dies größtenteils dadurch erreicht hat, daß er auf unsere eigenen Wünsche einging und uns anständig behandelte. Bei der gemeinsamen Arbeit erkannten wir bald, daß gut mit ihm auszukommen war. Mich mochte er zuerst nicht, worüber ich mich auch gar nicht wunderte. Da er das Kriegsamt gut

kannte,[1] soll er gesagt haben: „Wir werden sehen, wie Schopenhauer mit dem Kasernenhof fertig wird." Während einiger Monate sprach er nie mit mir und tat auch nur wenig für mich im Kabinett. Aber nach etwa einem Jahr schrieb er eines Tages im Zusammenhang mit anderen Dingen an mich: „Am Schluß dieses parlamentarischen Kapitels möchte ich Sie warm und aufrichtig zu dem großen Erfolge beglückwünschen, den Sie bei Ihrem schweren Kampf mit verwickelten Problemen gehabt haben. Es ist ein großer Triumph für Sie, den Beifall so vieler sachverständigen Persönlichkeiten gefunden zu haben, und ich hoffe, daß Sie ebenso große Befriedigung bei der Ausführung und der Überwachung der Einzelheiten Ihres magnum Opus finden werden." Wenn es einem gelang, sein Vertrauen zu gewinnen, gab es wenige bessere Chefs als Sir Henry Campbell-Bannerman. Obgleich er in die militärischen Probleme nicht tief eingedrungen war, kannte er doch sonst das Kriegsamt sehr genau.

Die neue Regierung wurde schnell gebildet. Wir fuhren zusammen zum Palais, um unsere Siegel in Empfang zu nehmen. Es herrschte an jenem Tage der schwärzeste Nebel, an den ich mich erinnern kann. Nach der Zeremonie suchten wir mit unseren Siegeln unsere Ämter auf. Ich hatte einen Wagen gemietet und nahm Grey und Fowler mit. In der Dunkelheit kamen wir in der Mall nicht weiter. Ich stieg aus, um zu sehen, wo wir wären, und konnte meinen Wagen nicht wiederfinden. Fowler gelangte wieder zum Palais zurück. Grey erreichte, nachdem er lange herumgeirrt war, das Auswärtige Amt. Im Straßenschmutz tastete ich mich bis zum Kriegsamt durch, das sich damals in Pall Mall befand. Glücklicherweise hatte ich meine Siegel nicht verloren, war aber ein wenig erschöpft. Ich übergab die Siegel dem ständigen Unterstaatssekretär und bat einen der großen Diener, der bei der Garde gestanden hatte,

[1] 1880—1882 Finanzsekretär im Kriegsamt, 1892—1895 Staatssekretär des Krieges.

um ein Glas Wasser. Er sagte: „Gewiß, Sir, irländisches oder schottisches?“ [1]

Am nächsten Tage versammelten sich die Generale des Armeerats zum erstenmal bei dem neuen Staatssekretär. Nach einer kurzen Unterhaltung sagte der rangälteste General, daß sie alle gern, ohne auf die Einzelheiten einzugehen, ein allgemeines Bild der Reformen erhalten möchten, die ich dem Parlament vorlegen wollte. Ich erwiderte, daß ich einer jungen und errötenden Jungfrau gliche, die gerade die Ehe mit einem wetterfesten Krieger eingegangen sei, und daß das Publikum kein Ergebnis dieser Verbindung erwartete, ehe nicht mindestens 9 Monate verflossen wären. Die Generäle meldeten diese Antwort dem Könige, der ihr seine heitere Zustimmung gab.

Damals wußte ich wenig von militärischen Dingen und war auf dem Gebiete der Heeresorganisation ein vollkommener Neuling. Aber von Anfang an interessierte mich meine Arbeit außerordentlich. Denn ich sah, daß ich mich auf einem fast jungfräulichen Boden befand, der nur dann bearbeitet werden konnte, wenn man die Grundprinzipien erkannte und anwandte. Die Esher-Kommission hatte sehr weitgehende und anscheinend wertvolle Pläne für die Neugestaltung des Armeestabes ersonnen, und diese waren teilweise noch vor Balfours Rücktritt ausgeführt worden. Das Komitee für die Reichsverteidigung, dem Lord Esher angehörte, und dessen Sekretär Lord Sydenham war, beschäftigte sich mit dieser Arbeit. Diese beiden Herren waren auch Mitglieder der Esher-Kommission gewesen, in der sich auch Sir John (später Lord) Fisher[2] befunden hatte. Ich trat sofort mit ihnen in Verbindung und fragte sie, ob sie mir für die Stelle meines militärischen Privatsekretärs einen wirklich sachverständigen Offizier empfehlen könnten. Ohne zu zögern, nannten sie mir den Oberst Ellison, der Sekretär der Esher-Kom-

[1] Er meinte natürlich irländischen oder schottischen Whisky.

[2] Erster Seelord von 1904—1910 und dann wieder vom 30. Oktober 1914 ab. Bekannt durch seinen Vorschlag, die deutsche Flotte zu überfallen und zu versenken.

mission gewesen war und sich dabei sehr ausgezeichnet hatte. Ich ernannte ihn und nahm ihn zu mir in das Kriegsamt. Er begleitete mich auch nach Haddington, während der Wahlkampagne, die auf die Auflösung im Januar 1906 folgte, und kam auch mit mir nach Cloan, wenn ich dort weilte. Ellison erfüllte alle meine Erwartungen, er war unermüdlich und pflegte, was mir besonders zusagte, nach einem klaren Grundgedanken zu suchen, ehe er mir riet, zur Ausführung zu schreiten. Er war teilweise in deutscher militärischer Umgebung aufgewachsen und hatte die Kriegsgeschichte und die militärische Organisation eingehend studiert. Ich stieß oft auf die Ergebnisse seiner Arbeit in dem Berichte der Esher-Kommission.

Ellison und ich arbeiteten fleißig und kamen bald auf neue Gedanken. Zuerst begann ich, die Grundlagen zu studieren, auf denen die Heeresorganisationen des europäischen Festlandes aufgebaut worden waren, wie sie in den Schriften von Clausewitz, Bronsart von Schellendorf und von der Goltz auseinandergesetzt sind. Auch las ich York von Wartenburgs Buch über Napoleon, das vom Standpunkt des deutschen Generalstabs aus geschrieben ist. In der französischen militärischen Literatur war es besonders das heute viel zu wenig beachtete Buch des Obersten Ardant du Picq über den moralischen Faktor im Kriege, das einen großen Eindruck auf mich machte. Aber diese Bücher zeigten mir nur die Notwendigkeit, sorgfältig zu denken, ehe man zur Handlung schreitet. Mit dieser Lehre hatte ich mich schon früher vertraut gemacht, und es fiel mir daher nicht schwer, sie auf die Frage der Armeereorganisation anzuwenden. Als der Armeerat mich eines Morgens wieder fragte, wie die Armee aussähe, die ich zu schaffen gedächte, war meine Antwort: wie eine „Hegelsche Armee". Darauf wurde die Unterhaltung sofort abgebrochen.

Das Heer hatte sich vor dem südafrikanischen Kriege in einer fast unbegreiflich verwirrten Verfassung befunden. Es gab nicht nur keinen Generalstab, um die Gedankenarbeit zu leiten, sondern die Friedensorganisation unterschied sich auch gänzlich von der im

Kriege erforderlichen. Es gab kaum eine Truppe, die imstande gewesen wäre, sofort ins Feld zu rücken. Nach dem Bericht der Kommission, die nach dem südafrikanischen Kriege eingesetzt worden war, hatte man einiges verbessert, und der Bericht der Esher-Kommission beleuchtete auch noch manche dunklen Zusammenhänge. Viel wurde von dem Komitee für die Reichsverteidigung erwartet, das Balfour geschaffen hatte, aber dieses Komitee war noch nicht so eingerichtet und hatte noch nicht den Wirkungskreis, wie es später der Fall war. Das Publikum war sehr unzufrieden mit dem Zustand unseres Heeres, und viele liberale Abgeordnete, die das Kriegsamt und der Krieg in gleicher Weise anwiderte, hatten sich verpflichtet, eine starke Verminderung der militärischen Ausgaben herbeizuführen. Mein Freund und Kollege, der Abgeordnete T. R. Buchanan, war ein sehr treuer Kamerad, aber ein verbissener Liberaler. Campbell-Bannerman hatte ihn zum finanziellen Mitglied des Kriegsamts ernannt, um, wie ich annehme, aufzupassen, daß ich nicht über die Stränge schlüge. Die Ansicht mancher liberalen Durchschnittsabgeordneten, wie sie zutage trat, wenn ich die Unterstützung der Partei im Hause der Gemeinen begehrte, war: „Versuchen Sie nicht, große Verbesserungen einzuführen. Sie werden damit einen Mißerfolg erleiden. Legen Sie das Hauptgewicht auf die Verringerung des Militäretats." Ich entgegnete, daß Sparsamkeit und Leistungsfähigkeit sich wohl vereinigen ließen; ich sei davon überzeugt, daß uns eine gute Armee viel weniger als jetzt kosten könnte, aber daß wir eine noch bessere Armee haben müßten, selbst wenn sie uns mehr kostete. Zehn Tage, nachdem ich mein Amt angetreten hatte, ging ich, von Ellison und Lady Horner begleitet, zu einer Versammlung in der City und hielt eine Rede in diesem Sinne. Ich fügte hinzu, der Ministerpräsident hätte mich ermächtigt, zu erklären, wenn wir mehr Geld brauchten, so sollten wir es bekommen. Andernfalls könnte ich meine Arbeit nicht weiterführen.

Bei meinen finanziellen Plänen war Charles Harris ein treu ergebener und sehr tüchtiger Helfer. Ich machte ihn zum ständigen

Leiter der Finanzabteilung des Kriegsamtes. Harris gehörte dieser Abteilung seit vielen Jahren an. Er war sehr klug, ideenreich und fleißig. Er war fest davon überzeugt, daß an allen Stellen der Militärverwaltung sehr viel Geld vergeudet wurde. So begannen Ellison, Harris und ich unsere Arbeit. Wir fragten uns zuerst, welches Ziel wir uns zu stecken hätten, und wie wir es erreichen könnten. In jeder Periode der Geschichte ist die Gefahr, gegen die man sich zu rüsten hat, eine andere. Einst hatten wir mit einem französischen Einfall rechnen müssen. Veränderungen in den diplomatischen Beziehungen hatten diese besondere Gefahr zur Zeit ausgeschaltet. 1906 bestand die Möglichkeit, die mir allerdings sehr unwahrscheinlich erschien, daß die zentraleuropäischen Mächte Frankreich überfallen und besetzen würden. In diesem Fall war angesichts der zunehmenden Macht Deutschlands zur See die Sicherheit unseres Inselreichs gegen einen Einfall stark vermindert. Die uns befreundeten Franzosen im Besitz der wichtigsten kontinentalen Häfen am Kanal, Dünkirchen, Calais und Boulogne, zu erhalten, war daher ein Ziel, auf das wir hinarbeiten mußten. Zu diesem Zweck mußten wir über eine hinreichend starke und rasch mobilisierbare Expeditionsarmee verfügen, um der französischen Armee im Falle eines Angriffs auf Teile von Nord- oder Nordostfrankreich zu Hilfe kommen zu können. Die Untersuchungen des Komitees für die Reichsverteidigung hatten meiner Ansicht nach erwiesen, daß unsere Flotte Großbritannien gegen eine Invasion schützen könnte, solange die nördlichen Kanalhäfen von einer befreundeten Macht besetzt wären, und außerdem in der Lage sein würde, es mit der Flotte irgendeiner europäischen Macht aufzunehmen.

Besaßen wir diese Expeditionsarmee? Sicherlich nicht. Es gab kaum eine Brigade, die ohne Ummodelung auf den Kontinent hätte entsandt werden können. Die meisten Brigaden waren nicht vollzählig und waren wohl für den Frieden, aber nicht für den Krieg ausgerüstet. Um auch nur 80000 Mann auf den Kontinent zu entsenden, war eine Vorbereitungszeit von mindestens zwei Monaten

erforderlich. Hinzu kam, daß die Kontinentalmächte nicht mit Brigaden, sondern mit Divisionen und Armeekorps kämpften, von denen jedes zwei oder sogar mehr Divisionen enthielt. Wir verfügten im Jahre 1906 über keine einzige Division, wie sie sein soll. Überdies fehlten den Brigaden alle Hilfsmittel, die für den Krieg erforderlich sind. Der Train und das Sanitätswesen waren unzureichend. Die Feldartillerie bestand für Friedenszwecke aus 99 Batterien, aber bei diesen Batterien herrschte ein fühlbarer Mangel sowohl an aktiven wie an Reservemannschaften. Bei einer Mobilmachung konnte man nur mit 42 Batterien rechnen, einer Anzahl, die ein sachverständiger Generalstab als lächerlich ungenügend für die Expeditionsarmee bezeichnet haben würde. Wir mußten eine aus sechs starken, voll ausgerüsteten Infanterie-Divisionen und mindestens einer Kavallerie-Division bestehende Expeditionsarmee aufstellen. Wir mußten auch dafür sorgen, daß diese Armee ebenso schnell mobilisiert und an die für sie bestimmte Stelle geschickt werden könnte, wie irgendeine deutsche Armee. Die Mobilisierungszeit sollte 15 Tage betragen. Die organisatorischen Einzelheiten brauche ich hier nicht noch einmal zu schildern, da ich dies bereits eingehend in einem Kapitel über unsere militärischen Vorbereitungen in meinem 1920 veröffentlichten Buch „Vor dem Kriege" (Before the War) getan habe. Eines möchte ich aber doch hinzufügen: Es ist behauptet worden, daß ein gewisser Offizier,[1] der sich später auf einem ganz anderen Gebiet auszeichnete, viel an den Armeereformen von 1906, 1907 und den zunächst darauf folgenden Jahren teilgenommen hätte. Dies trifft nicht zu. Dieser hervorragende Offizier gelangte vor 1910 nicht zu einer wichtigen Stellung im Kriegsamt. Er gehörte zwar damals dem Generalstabe an, hatte aber nichts mit der Aufstellung der Expeditions- und der Territorialarmee zu tun. Die Pläne waren schon vor 1907 vollständig ausgearbeitet. Die Männer, die mit mir zusammenarbeiteten, indem sie mich berieten, waren Ellison, Harris, Haig, Ewart und Nicholson.

[1] Sir Henry Wilson.

Die große Arbeit, diese Pläne in die Tat umzusetzen, wurde nicht von dem Generalstab geleistet, sondern von dem Generaladjutanten General Douglas, einem der tatkräftigsten und redlichsten Verwaltungsoffiziere, die es je im Kriegsamt gegeben hat.

Hier muß ich noch etwas erwähnen, das sich während der allgemeinen Wahlen im Januar 1906 ereignete. Anfang dieses Monats fuhren Grey und ich nach Berwick, um Reden an seine Wähler zu halten. Nach der Versammlung fuhren wir noch spazieren und hatten eine lange Unterhaltung. Er erzählte mir, daß die Franzosen sehr besorgt wegen der Möglichkeit eines deutschen Angriffs gegen sie im kommenden Sommer wären, und fragte mich, wie weit unsere Vorbereitungen gediehen wären, falls wir gezwungen wären, einzuschreiten. Hätten wir Verabredungen mit den französischen Generalen getroffen? Ich erwiderte, es hätten schon vor meinem Amtsantritt allgemeine Unterhaltungen stattgefunden, aber ein Austausch wissenschaftlicher Generalstabsideen wäre keinesfalls in dem Umfang erfolgt, den der Maßstab moderner Kriegsbereitschaft erforderte. Er fragte mich, ob ein solcher Gedankenaustausch nicht jetzt vorgenommen werden könnte, als eine militärische Vorsichtsmaßnahme, die keine der beiden Regierungen zu irgendeiner Aktion verpflichteten, aber es ihnen ermöglichen sollte, im Ernstfalle bereit zu sein. Ich äußerte mich dahin, daß der Generalstab im Kriegsamt dies ohne weiteres tun könnte, und zwar nach Abgabe einer beiderseitigen schriftlichen Erklärung, daß die Unterhaltungen ganz unverbindlich sein sollten. Wir waren beide der Ansicht, daß Campbell-Bannerman zuerst befragt werden müßte, und ich erklärte mich bereit, nach London zu fahren und ihn aufzusuchen. Einige Tage später kam dieses Gespräch zustande. Der Ministerpräsident fragte mich, ob es deutlich ausgedrückt werden könnte, daß die Unterhaltungen ausschließlich den militärischen Plänen der Generalstäbe dienen und in keiner Weise die vollständige Handlungsfreiheit der beiden Regierungen beschränken sollten, wenn die von den Franzosen befürchtete Lage einträte. Ich versprach ihm, diese Bedingung schriftlich formulieren

zu lassen. Ich verhandelte selbst mit Oberst Huguet,[1] dem französischen Militärattaché in London, den ich gut kannte, und General Grierson,[2] Leiter der Operationsabteilung in unserem Kriegsamt, traf mit Vertretern des französischen Generalstabs zusammen. In einem von beiden Teilen unterzeichneten Schriftstück wurde festgestellt, daß die Unterhaltungen beiden Teilen ihre volle Freiheit lassen sollten.

Es wurden nunmehr Untersuchungen über den voraussichtlich in Frage kommenden Kriegsschauplatz angestellt, und es fand ein fortlaufender Austausch von Mitteilungen über die Truppenstärken statt, die die Franzosen und wir aufstellen könnten. Diese Arbeit wurde ausschließlich von den damit beauftragten Offizieren verrichtet, die die erforderlichen militärischen Daten sammelten, während die Regierungen keinen Anteil daran nahmen. Selbstverständlich sickerte es allmählich durch, daß Verhandlungen stattfanden. Die Deutschen erfuhren davon durch ihren Spionagedienst, und der deutsche Kaiser redete mich darauf an, als ich ihn in Berlin im September 1906 besuchte. Ich antwortete ihm, daß jede Armee, die mit gewissen Aufgaben rechnen müßte, solche vorläufigen Informationen benötigte und daß sein eigener großer Generalstab diesen Grundsatz die Welt zuerst gelehrt hätte. Er gab zu, daß ich recht hätte, und sagte, daß er uns dies durchaus nicht übel nähme.

Da diese vorläufigen Verabredungen begonnen worden waren, während die Minister an der Wahlkampagne teilnahmen, konnte das Kabinett sich nicht mit ihnen befassen. Aber der Ministerpräsident, Lord Ripon,[3] als Führer des Hauses der Lords, und As-

[1] Er erzählt, daß Haldane ihn gebeten habe, bei seinen Besuchen die Hintertür zu benutzen, weil es dem deutschen Botschafter aufgefallen war, daß Huguet so viel im Kriegsamt aus und ein ging (Général Huguet, L'intervention militaire britannique en 1914, S. 28.)

[2] Lange englischer Militärattaché in Berlin.

[3] Geboren 1827, unter Lord Palmerston 1863 Staatssekretär des Krieges, 1886 unter Gladstone erster Admiralitätslord und 1892 bis 1895 unter Gladstone und dann unter Lord Rosebery Staatssekretär für die Kolonien.

quith wurden genau über sie unterrichtet. Ohne die Anhaltspunkte, die wir durch diese Verabredungen gewannen, hätten wir im Juli 1914 nicht bereit sein können.

Die Expeditionsarmee entsprach den durch diese Verabredungen aufgestellten Anforderungen. Um richtig militärisch organisieren zu können, muß man immer den Zweck im Auge behalten, für den eine Armee Verwendung finden soll. Wenn ich zum Beispiel den Auftrag erhielte, heute die britische Armee zu reorganisieren, so würde ich mich von anderen Gesichtspunkten leiten lassen, als im Jahre 1906. Der Gefahrenherd dürfte sich zur Zeit eher im nahen und fernen Osten als in Frankreich befinden. Es dürfte sich daher empfehlen, die Expeditionsarmee zu verteilen und zum Beispiel eine Division nach Indien zu legen. Dadurch würde die militärische Aufgabe der indischen Armee erleichtert und britische Truppen könnten rasch in den Nachbarländern Indiens und an strategischen Punkten, wie Singapore, eingesetzt werden. Man sollte diese Frage wenigstens prüfen.

Hinter einer Expeditionsarmee, die plötzlich hinausgesandt werden muß, ist natürlich eine zweite Armee erforderlich, um als Ersatz für die erste zu dienen und um das Land zu verteidigen. Dieser Erkenntnis verdankte die Territorialarmee ihre Entstehung. Wir besaßen damals nichts derartiges. Die Freiwilligen, obgleich sie teilweise in Brigaden zusammengefaßt worden waren, besaßen weder Train noch Sanitätswesen. Die Miliz war weder organisiert noch ausgerüstet. Sie war eigentlich nur eine Sammelstelle, aus der die reguläre Armee mit Ersatz versehen werden konnte. Wie Lord Lansdowne sagte, war es üblich, die Miliz auf der einen Seite auszuplündern und auf der anderen Seite auszurauben. Die Yeomanry war eine ausgezeichnete Truppe besonderer Art, die sehr von dem Landadel unterstützt wurde, aber diese verschiedenartigen Organisationen hatten ihre eigene Geschichte und Überlieferung und Anhänger, die mit Begeisterung zu ihnen hielten. Ich wußte, daß es nicht leicht sein würde, sie zu modernisieren und

zu einem neuen Organismus zusammenzuschmelzen. Zunächst arbeitete ich eine ausführliche Vorschrift aus. Dabei konnten mir die Militärs nicht viel helfen, und ich griff auf meine früheren Mitarbeiter in Lincoln's Inn für die Herstellung eines Entwurfs zurück. Einer von ihnen, mein Freund John Kemp, kam zu mir nach Schottland und nutzte die Gerichtsferien aus, um mir beizustehen. Wir stellten den Entwurf her und sandten ihn an Sir F. Liddell, der die Schriftstücke der Regierung aufsetzte, indem wir ihn baten, dem Entwurf die richtige parlamentarische Form zu geben. Dies gelang ihm glänzend, und so wurde aus dem Entwurf die Bill für die territorialen und Reservetruppen. In der daraus entstehenden Parlamentsakte wurden die Freiwilligen und die Yeomanry zu einer zweiten Territorialarmee umgeschaffen, und die Miliz sollte von nun ab als Reserve für die Feldarmee dienen. So wurden außer den Reservebataillonen, die im Kriegsfalle die aktiven Bataillone verstärkten, Ersatzbataillone geschaffen, die im Lande bleiben sollten. Es war eine große und schwierige Bill, und ich wußte, daß es nicht leicht sein würde, die erforderliche Zeit im Hause der Gemeinen dafür zu finden.

An einem Wochenende traf ich Balfour im Schloß Windsor und bat ihn, mir zu helfen. Wenn er einwilligte, was damals ganz neu war, eine Verteilung der Debatte über die Bill für eine gewisse Anzahl von Tagen anzunehmen, so würde ich auf seine Zeiteinteilung Rücksicht nehmen. Er sagte, daß es seiner Partei nicht gelungen sei, die Armeefrage zu lösen, und daß es daher gerechtfertigt wäre, uns unser Glück dabei versuchen zu lassen. Er kannte die Schwierigkeiten, mit denen wir zu kämpfen hatten, und überredete Lord Lansdowne dazu, uns die gleiche Gelegenheit in dem Hause der Lords zu geben. Er fügte selbstverständlich hinzu, daß die Opposition keine Verantwortung für unseren Plan übernehmen könnte, dessen Schicksal von dem ganzen Parlament entschieden werden müßte.

Eine Gelegenheit bot sich bald. Einer meiner Kollegen im Ministerium beabsichtigte, eine Bill für soziale Reformen vorzulegen,

für die großes Interesse in liberalen Kreisen bestand. Die Diskussion über die Bill sollte an einem bestimmten Termin beginnen, als sich Schwierigkeiten zeigten. Die Bill war zur Vorlage noch nicht reif, und so enstand eine Lücke in den Verhandlungen des Parlaments. Ich erklärte bescheiden meinen Kabinettskollegen, daß meine kleine Bill diese Lücke gerade ausfüllen könnte. Als sie hörten, um was es sich handelte, waren sie ziemlich bestürzt. Sie gedachten der Niederlage der letzten liberalen Regierung bei der Frage des rauchlosen Schießpulvers, und einige von ihnen behaupteten, daß meine Wünsche auch ohne Bill erfüllt werden könnten, und beriefen sich dabei auf Sir C. Dilke.[1] Ich bemerkte, daß ich auf Grund meiner Erfahrung während der Parlamentsdebatten viel weniger von Dilkes militärischen Kenntnissen hielte als sie. Außerdem enthüllte ich ihnen die Zeitfestsetzung, über die Balfour und ich uns endgültig geeinigt hatten. Schließlich erhielt ich die Ermächtigung, die unvorhergesehene Lücke mit der Bill für die territorialen und Reservetruppen auszufüllen. Zuerst waren viele liberale Abgeordnete von Mißtrauen erfüllt. Aber als ich bewies, daß ich tatsächlich, einschließlich der Kosten der Neugestaltung, den Militäretat von 30 auf 28 Millionen Pfund verringert hatte, wurde die Bill angenommen. Dies geschah im Jahre 1907. Kritiker traten natürlich auf, doch richteten sich ihre Bemerkungen gegen keinen wesentlichen Punkt der Bill.

Darauf geschah etwas Unerwartetes. Die Franzosen verlangten, daß wir die allgemeine Wehrpflicht nach ihrem Muster einführen sollten. Clemenceau kam nach London und besuchte Campbell-Bannerman und Asquith, die beschlossen, daß ich mit ihm sprechen und ihn über die Schwierigkeiten einer solchen Reform aufklären sollte. Die Unterhaltung fand unter vier Augen in Asquiths Hause in Cavendish Square statt. Ich setzte Clemenceau auseinander, daß

[1] Weltreisender, außenpolitischer Schriftsteller, 1880 unter Gladstone Unterstaatssekretär des Auswärtigen, linksstehender liberaler Abgeordneter, der Verfasser des wichtigen Buches „Greater Britain", 1868.

unsere strategische Lage sich ganz von der Frankreichs unterschiede, weil unsere Insel der Sammelpunkt eines zerstreut liegenden Reiches wäre. Wir brauchten eine starke Flotte und eine Armee, die diese Flotte so rasch wie möglich an die Stellen bringen müßte, wo sie verlangt würde. Diese Armee müßte ein nicht zu großes Berufsheer und immer schlagfertig sein, denn für den Flottenetat müßten wir natürlich viel mehr ausgeben. Ob es mir gelang, ihn zu überzeugen, weiß ich nicht. Meine Äußerungen waren sehr deutlich, und die Franzosen sind später nie mehr auf diese Frage zurückgekommen. Selbstverständlich gab es auch in England Leute, die ein größeres Heer forderten, z. B. bedeutende Generale, wie Lord Roberts. Aber ich glaube nicht, daß sie die Wichtigkeit der Lehre der Seeherrschaft begriffen hatten, und was sie für uns bedeutete. Natürlich wußte ich und sprach es auch im Hause der Gemeinen aus, daß wir im Falle eines großen Krieges wahrscheinlich die allgemeine Wehrpflicht würden einführen müssen, um die Armee zu vermehren und mit Ersatz zu versehen. Aber in Friedenszeiten genügte es, die Organisation zu vervollkommnen, um sie dann, wenn die Notwendigkeit eintrat, erweitern zu können.

Doch wurde auch fernerhin ein Druck auf mich ausgeübt, um schon jetzt die Wehrpflicht zu verwirklichen. Aber ich wußte nicht nur, daß das Parlament die erforderlichen Summen nicht bewilligen würde, sondern stellte auch andere Überlegungen an. Etwa im Jahre 1910 bat mich der Generalstab, einen Vorschlag vorlegen zu dürfen. Ich forderte die Offiziere auf, die Arbeit zu unternehmen, die ich ihnen auf jede Weise erleichtern würde. Schließlich berichteten sie, daß es besonders wegen des unsicheren Zustandes in Europa unmöglich wäre, eine Armee auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht aufzustellen. Um das bestehende Werbesystem durch das neue Aushebungssystem zu ersetzen, würde man mehrere Jahre benötigen. Inzwischen würde unsere verhältnismäßig kleine Berufsarmee wegschmelzen, wegen der zunehmenden Schwierigkeiten bei der Rekrutierung für den Dienst in Übersee.

Wir würden daher zeitweilig so schwach sein, daß unser Generalstab, in die Lage des deutschen Generalstabs versetzt, sofort losschlagen würde. Und es gäbe noch eine andere Schwierigkeit. Die Offiziere, die eine lange Ausbildung nötig hätten, müßten die Zugehörigkeit zur Armee als ihren Beruf betrachten. Wir hätten kaum genug Offiziere für die jetzige Armee, und es sähe nicht so aus, als ob wir mehr bekommen könnten, ganz gewiß nicht genügend, um die neuen Mannschaften auszubilden. Unser Generalstab verwarf somit seinen eigenen Vorschlag und hatte meiner Ansicht nach weise gehandelt. Eine Invasion war ausgeschlossen,[1] und unsere Expeditionsarmee von 6 Divisionen konnte so musterhaft ausgebildet werden, daß sie qualitativ die beste Armee der Welt werden könnte. Einer der bedeutendsten deutschen Generale[2] gab nach dem Kriege einem bekannten britischen Offizier gegenüber dieses Urteil über unsere Expeditionsarmee ab.

So war uns unser Weg vorgeschrieben. French, der das Lager von Aldershot befehligte und mich kräftig unterstützte, begann, 2 Divisionen in der erforderlichen Weise vorzubereiten. Ich besuchte ihn oft und sah auch viel Ian Hamilton, der das Kommando im Süden von England führte, in seinem Hauptquartier Tidworth. In seiner Begleitung beobachtete ich oft die Fortschritte, die gemacht wurden. Er schrieb ein kleines Buch über Wehrpflicht, das ich mit einer Vorrede versah, und Lord Roberts schrieb ein Buch dagegen. Die Mehrheit der Sachverständigen schien zu finden, daß wir am besten abgeschnitten hätten.

Die Territorialarmee entwickelte sich inzwischen sehr gut. Sie wurde in ganz England und Schottland von aktiven Offizieren unter Generalstabsaufsicht organisiert und formierte sich auch teilweise selbständig. Unter meinen Kollegen im Kriegsamt zeich-

[1] Militärs wie Lord Roberts und auch Politiker und Journalisten waren anderer Ansicht und hielten nicht mit ihr zurück, was das Mißtrauen hüben und drüben vermehrte.

[2] General von Kluck.

nete sich besonders der Generalarzt Sir Alfred Keogh aus. Er stellte die höchsten Ansprüche an die Organisation des Sanitätswesens und veranlaßte viele Ärzte und Chirurgen, in die Territorialarmee einzutreten und die Pläne auszuführen, die er entworfen hatte. Er richtete auch viele Hospitäler ein, die bei der Mobilmachung in Tätigkeit traten, und einen Dienst der Krankenschwestern, für den sich viele tüchtige Frauen ausbilden ließen. Als die Kranken- und Verwundetenpflege des Berufsheeres sich bei Kriegsausbruch als ungenügend herausstellte, griff man auf die territorialen Einrichtungen zurück und erzielte dadurch gute Erfolge. England verdankt Sir Alfred Keogh viel für seine verständnisvolle und aufopfernde Arbeit.

Während dieser Periode reiste ich fortgesetzt von Stadt zu Stadt, um mit Territorialoffizieren zu sprechen, Vorträge vor Versammlungen zu halten und die Rekrutierung sowie den Aufbau der Territorialarmee anzuspornen. Wie schon früher, machte es mir nichts aus, die Nächte in Eisenbahnzügen zu verbringen.

Kurze Zeit, nachdem ich Staatssekretär geworden war, kritisierte ein bedeutender General, der dem Armeerat angehörte, scharf die großen Reformen, die ich als notwendig erachtete. Ich riet ihm, wenn er sich nicht damit abfinden könnte, seinen Abschied zu nehmen und mich allein weiterarbeiten zu lassen. Er folgte sofort meinem Rat, und ich machte Sir William Nicholson zu seinem Nachfolger, der früher wegen eines Mißverständnisses zurückgetreten war. Nicholson war ein außerordentlich kluger Offizier und besaß sowohl die Gabe, rasch aufzufassen, als sich klar auszudrücken. Er wurde Generalquartiermeister und war schon damals zum Chef des Generalstabes vorausbestimmt, was er dann auch wurde. Von Natur war er kein Feldsoldat. Ich pflegte ihm lachend zu sagen, daß er ein guter Anwalt geworden wäre und daß er es in der Gerichtskarriere vielleicht bis zum Lord-Großkanzler gebracht haben würde. Aber er besaß eine große Fähigkeit, militärische Grundgedanken zu erfassen und anzuwenden.

Ich berief auch Douglas Haig telegraphisch aus Indien nach Hause in eine hohe Stellung im Generalstab. Diese Körperschaft, die bis jetzt nur im Kriegsamt existierte, hatte ich vergrößert und durch eine von mir selbst verfaßte, im September 1906 veröffentlichte Armee-Order nebst Ausführungsbestimmungen mit allen Truppenteilen der Armee verbunden. Haig besaß einen erstklassigen Generalstabsverstand. Nach seiner Ankunft in London erfaßte er die Lage sofort und gab wertvolle Anregungen für die Bildung der Expeditionsarmee und der Territorialtruppen. Als der Generalstab vollständig funktionierte, führten Haig und Nicholson meine weiteren Pläne aus. So erstreckte sich die neue Organisation nicht nur auf Großbritannien, sondern auch auf die Dominions und auf Indien.

Als man soweit gelangt war, wurde 1909 in London eine Konferenz über militärische Angelegenheiten mit den Dominions abgehalten. Die vorige Konferenz war, soweit dies Gebiet in Frage kam, wegen der Zentralisierungsbestrebungen des früheren Kriegsamts gescheitert. Wir waren jetzt imstande, zu erklären, daß die Dominions und Indien ganz autonom bleiben dürften. Wir verlangten nur, daß sie nach unserem Muster eigene Generalstabsabteilungen aufstellen und diese nur aus solchen Offizieren bilden sollten, die ihre Ausbildung in der Zentrale des Generalstabs und im Generalstabs-College erhalten hätten. Wenn sie wollten, könnten sie sie auch wieder entlassen. Auch könnten sie uns ihre eigenen Offiziere zur Ausbildung nach England schicken, die dann später an die Stelle der Offiziere treten könnten, die wir ihnen geliehen hätten. Haig arbeitete die Einzelheiten aus und Nicholson schrieb sie zur Orientierung des Kolonialamts und des Amtes für Indien nieder. Niemand hätte mich besser unterstützen können als diese beiden Offiziere. Die Konferenz billigte den ganzen Plan, da er die Lösung aller schwierigen Fragen enthielt. Sir Wilfrid Laurier und General Botha stellten den ungewöhnlichen Antrag, die erklärende Rede, die ich als Staatssekretär gehalten hatte, drucken zu lassen

und im ganzen Britischen Reich zu verbreiten. Dies geschah und in den entferntesten Teilen des Reiches vertiefte man sich in die neuen strategischen Gedanken und wandelte im Zusammenhang mit ihnen die militärische Organisation um.

Ein anderer Offizier, der mich in Generalstabsangelegenheiten verständnisvoll unterstützte, war General Spencer Ewart. Er war zuerst militärischer Sekretär, war aber so ideenreich, daß ich ihn als Leiter der Operationsabteilung in den Generalstab versetzte, an Stelle General Griersons, der den Abschied nahm.

So befand ich mich im Sommer 1906 in voller Arbeit. Ich fühlte ein starkes Bedürfnis, mich noch eingehender zu informieren. Deutschland hatte ein fast vollkommenes Volksheer geschaffen, das im Verhältnis viel weniger kostete als unsere Armee. Ich empfand das Verlangen, einen Einblick in die deutsche Organisation zu bekommen. Was mir möglich gewesen war, hatte ich getan, um die Stimmung des englischen Publikums gegenüber Deutschland zu verbessern. Sympathisch waren uns die Deutschen nicht. Wir kannten weder ihre Geschichte, noch ihre Sprache, noch ihre Literatur hinreichend, und unser Auswärtiges Amt bildete in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Ich hatte dies in möglicherweise zu offenherzigen Reden ausgesprochen, und diese Reden hatten mir mehr Beifall in Deutschland als bei uns eingetragen. Doch hielt ich es für meine Pflicht, nichts unversucht zu lassen.

Als Antwort auf meine Anregung ließ mich der deutsche Kaiser wissen, daß er mich, wie einige meiner Vorgänger, zu den großen Manövern einladen wollte. Ich antwortete, daß ich nur ein Zivilist in schwarzem Rock wäre, und daß mich sogar ein kaiserlicher Befehl nicht dazu bringen würde, mich auf den Rücken des friedlichsten Pferdes der ganzen Mark Brandenburg zu setzen. Ich fügte hinzu, ich würde gern kommen, wenn er mir zu gestatten geruhte, seine großartigen Militärbehörden kennenzulernen. Unser Auswärtiges Amt erhob keine Bedenken, und ich nahm die Einladung an, die auf meinen Wunsch auch auf meinen militärischen Sekretär Oberst

Ellison ausgedehnt wurde. Der deutsche Militärattaché in London, Major Ostertag, mit dem ich freundschaftlich verkehrte, bereitete meine Reise mit dem Grafen Metternich vor, und wir fuhren ab. Aber König Eduard befürchtete, daß ich mir in der Gesellschaft der deutschen Offiziere etwas vergeben könnte, und forderte mich auf, auf unserem Wege nach Berlin in Marienbad Halt zu machen, wo er sich gerade aufhielt. Wir statteten unserem König einen dreitägigen Besuch in Marienbad ab. Ich sagte ihm, daß ich mich bemühen werde, sehr vorsichtig zu sein, und er nahm mir das Versprechen ab, für ihn eigenhändig ein vollständiges Tagebuch über meine Eindrücke in Berlin zu verfassen. Dies tat ich, und ich glaube, daß wenigstens ein Teil dieses Tagebuchs sich bei den Akten unseres Auswärtigen Amtes befindet, und daß die Absicht besteht, ihn neben anderen Vorkriegsdokumenten zu veröffentlichen.[1] Der andere Teil scheint verschwunden zu sein.[2]

Wir wurden in Berlin am 31. August 1906 erwartet, als ein Hindernis eintrat. Während Grey von London abwesend war, telegraphierte mir sein Vertreter im Auswärtigen Amt, die französische Presse regte sich über den Besuch auf, und ich sollte ihn daher lieber unterlassen. Der König und Campbell-Bannerman, der auch in Marienbad war, waren mit mir der Ansicht, daß schlimme Folgen eintreten könnten, wenn ich den Besuch so kurz vorher absagte. Ich schrieb an Grey, daß ich nach Berlin gehen müßte, und daß ich, wenn die Wirkung wider Erwarten eine schlechte sein sollte, zurücktreten würde, damit er verkünden könnte, daß sein irrender Kollege für seine waghalsige Tat gebüßt hätte. Die Aufregung war dadurch entstanden, daß eine Parade, zu der ich eingeladen war, am „Sedantag" stattfinden sollte. Ich wies darauf hin, daß es nicht

[1] Veröffentlicht in den „Britischen amtlichen Dokumenten über den Ursprung des Weltkrieges 1898—1914", Band III (1904—1906), deutsche Ausgabe, S. 606 ff. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1929).

[2] Ist nicht veröffentlicht.

beabsichtigt wäre, durch diese Parade den Sedantag besonders zu feiern, zumal auch der russische Militärattaché in Berlin zugegen sein würde. Auch versprach ich, nach meiner Ankunft in Berlin sofort den französischen Botschafter[1] aufzusuchen und seinen Rat zu erbitten. Dies tat ich, und der Botschafter versicherte mir, daß er die Befürchtungen des Unterstaatssekretärs[2] in unserem Auswärtigen Amt als übertrieben ansähe. Zweifellos habe der Unterstaatssekretär den Äußerungen einiger Pariser Journalisten eine zu große Bedeutung beigemessen.

Im zweiten Kapitel meines Buches „Vor dem Kriege" habe ich ausführlich über meinen Besuch in Berlin berichtet, und werde daher meine Unterhaltungen mit dem Kaiser, dem Fürsten Bülow, und Herrn von Tschirschky, dem Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten, nicht noch einmal wiedergeben. Der Kaiser behandelte mich sehr freundschaftlich. Ich wohnte der Parade auf dem Tempelhofer Feld in einem Wagen bei. Als er herangaloppierte und mich anredete, stand ich im Wagen auf. „Diese Armee, Mr. Haldane," sagte er, „ist eine prachtvolle Kriegsmaschine, nicht wahr? Und was sollte ich in meiner Lage zwischen den Russen und den Franzosen ohne sie anfangen? Aber die Franzosen sind ja Ihre Verbündeten, also bitte ich um Verzeihung." Ich erwiderte, daß ich mich an Seiner Majestät Stelle sehr über diese Maschine freuen und daß ich persönlich mich viel lieber hinter dieser Maschine als vor ihr befinden würde. Er lachte und sprach von der Organisation seines Generalstabs, den er mir gestattet hatte, mit Ellison zu besuchen. Ich hatte mich inzwischen bereits informiert, und es interessierte mich, festzustellen, daß der Kaiser nicht sehr tief in die Materie eingedrungen zu sein schien. Er sprach von seinem militärischen Erzieher, Bronsart von Schellendorff. Ich hatte dessen wohlbekanntes Buch[3] durchgelesen, das dem Kaiser anscheinend nicht mehr gegenwärtig war.

[1] Marquis de Noailles.
[2] Sir Thomas Henry Sanderson.
[3] Der Dienst des Generalstabes.

Neben anderen Unterhaltungen hatte ich eine mit dem jüngeren von Moltke, dem Generalstabschef, den ich auf seinen Wunsch im Generalstabsgebäude am Tiergarten aufsuchte. Er sprach sehr anerkennend von der Umwandlung unserer Armee aus Brigaden in starke Divisionen, die trotzdem nicht zu groß für den Transport durch die Flotte wären, und wunderte sich darüber, daß dies nicht schon früher geschehen wäre. Was die Armee für Deutschland bedeutete, wäre die Flotte für England. Er fügte hinzu, daß es im Generalstabsgebäude keine Pläne für die Invasion von England gäbe. Ich betrachtete durch das Fenster das nahe liegende Admiralstabsgebäude und fragte ihn, ob seine Zusicherung auch für jenes Gebäude gelte. „Nein," antwortete er, „unsere Admiralität hat natürlich einen Plan für die Invasion von England ausgearbeitet, aber es wäre ein sehr unsicheres Geschäft und würde wahrscheinlich den Handel beider Länder zum Nutzen der Vereinigten Staaten schwer schädigen." Ich entnahm daraus, daß ein deutscher Angriff gegen uns von der Nordküste Frankreichs her zu erwarten wäre. Ich fühlte mich dadurch in meinen Ideen bestärkt und erkannte erneut den Wert einer sofort verwendbaren Expeditionsarmee.

Ich frühstückte bei dem Kaiser und der Kaiserin. Nach dem Frühstück nahm er mich beiseite und sagte mir, es wäre falsch, anzunehmen, daß er unsere Entente mit Frankreich irgendwie abfällig beurteile. Er glaubte sogar, daß eine solche Entente einen guten Einfluß auf die deutsch-französischen Beziehungen ausüben könnte. Gute Beziehungen mit Frankreich lägen ihm sehr am Herzen, und er wäre bemüht, sie mit Hilfe hochstehender französischer Persönlichkeiten zu schaffen. Er begehre keinen Quadratzoll französischen Bodens mehr. Delcassé sei an allem schuld. Ich sagte dem Kaiser, daß ich ihm, wenn er es wünschte, reinen Wein einschenken würde. Er nickte zustimmend, und ich sagte ihm, daß manche Stellen in seinen Reden beunruhigend auf England gewirkt hätten, und daß dieser Grund und nicht etwa der Wunsch, aus Frankreich, Rußland und England einen Dreiverband gegen ihn zu bilden, diese Stimmung hervorgerufen hätte.

Bezüglich der englisch-französischen Entente von 1904 sagte ich, daß es Schwierigkeiten zwischen uns und Frankreich wegen Neufundlands und Ägypten gegeben hätte, und daß wir diese Fragen einfach zur Abschließung eines „guten Geschäfts" ausgenutzt hätten. Er sagte, daß er sich darüber eines Urteils enthalten wollte, meinte aber, daß kein Mißverständnis entstanden sein würde, wenn wir ihn rechtzeitig ins Vertrauen gezogen hätten. Jetzt ständen die Dinge besser, aber wir hätten ihn nicht immer freundlich behandelt, zum Beispiel in der Frage der Kohlenstationen. Seine Armee wäre nicht für den Angriff, sondern für die Verteidigung bestimmt. Was Rußland beträfe, so gäbe es keinen Himalaya zwischen ihm und Rußland, und das wäre sehr bedauerlich. Wie stände es nun mit dem Zweimächte-Standard der Flotte? Ich entgegnete, daß dieser Standard gerade so wie der der deutschen Armee zum „Wesen" unseres Volkes gehörte. Dieser Standpunkt sei vielleicht starr und unbequem, aber er entspreche der nationalen Überlieferung, und eine liberale Regierung würde ebenso an ihm festhalten, wie eine konservative.

Trotz seiner offenen Sprache war der Kaiser im Umgang angenehm. Anscheinend besaß er volle Freiheit, uns alle militärischen Einrichtungen besichtigen zu lassen. Die einzige Bedingung, die er stellte, war die, daß wir über vertrauliche Angelegenheiten keine Auskunft verlangen sollten. Wir hielten uns streng daran. Die deutschen Offiziere behandelten uns sehr freundlich und luden uns an dem Abend vor unserer Abreise nach London zum Diner ein. Der Kriegsminister, der Generalstabschef und 38 kommandierende Generale nahmen an dem Diner teil,[1] das im Kriegsministerium stattfand. Die kommandierenden Generale machten keinen besonderen Eindruck auf mich. Sie sahen nicht so aus, als ob sie die Tradition von 1870 weiterführten.

[1] Hier muß eine Verwechslung vorliegen. Es gab damals nur 23 Armeekorps und die kommandierenden Generale pflegten sich nur einmal im Jahr, am 1. Januar, in Berlin zu versammeln.

Auf dem Heimwege tauschten Ellison und ich unsere Eindrücke aus. Wir stellten fest, daß der große Vorteil des deutschen Systems darin läge, die Feldarmee von der Sorge um das Transport- und Nachschubwesen zu befreien. Es bestand dafür eine besondere Organisation, deren Verwaltung außerhalb des Generalstabs erfolgte. Dieser befaßte sich nur mit der Führung und mit Strategie und Taktik, während die Verwaltungsarbeit der „Intendantur" zufiel, die zum Kriegsministerium gehörte, und zwar sowohl im Frieden wie im Kriege. In der Garnison und auf dem Kriegsschauplatz war die Führung von der Verwaltung getrennt. Weder sollte sich der Generalstab in die Verwaltung einmischen, noch umgekehrt. Die zwei leitenden Organe der Armee waren nicht, wie bei uns, in einem Gebäude untergebracht. Sie nahe zusammenzulegen, wäre nach deutscher Auffassung gefährlich gewesen. Daher befand sich das Generalstabsgebäude eine Meile (englische) vom Kriegsministerium entfernt, im Tiergarten, während das Ministerium in der City, in der Leipziger Straße lag. Aber der große Moltke war nicht einmal damit zufrieden gewesen und hatte gesagt, daß die Entfernung zwischen beiden mindestens zwei Meilen betragen müßte.

Wir bewunderten die Ordnung, die durch diese Trennung der Gewalten erzielt wurde, und solange ich Staatssekretär des Krieges in London war, bemühte ich mich, eine analoge Trennung so streng wie möglich durchzuführen. Ich habe bemerkt, daß in militärischen Dingen eine Verwirrung gewöhnlich durch Kompetenzkonflikte entsteht. Hätte ich lange genug das Kriegsamt geleitet, um die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen, so hätte ich die drei Verwaltungsressorts, die des Generaladjutanten, des Generalquartiermeisters und des Generalfeldzeugmeisters, wie in Deutschland unter einem Chef vereinigt. Dadurch wäre es ihnen ermöglicht worden, sich besser gegen die Neigung des Generalstabes zu Übergriffen zu verteidigen.

Mein Besuch bei König Eduard vor meiner Abreise nach Berlin war ein sehr angenehmer gewesen. Er wohnte im Hotel Weimar.

Viele Besucher kamen, und da ich zu seinem Ministerium gehörte, mußte ich einige für ihn empfangen. Unter diesen befand sich der König Ferdinand von Bulgarien, der gern mit dem König Eduard zusammengetroffen wäre. Aber der König sagte mir offen, er zöge es vor, wenn ich, sein verantwortlicher Minister, mich mit dem König von Bulgarien allein in unserem Zimmer unterhielte. Es gelang mir, die Unterhaltung von den Balkanangelegenheiten auf das artilleristische Gebiet zu lenken, denn der König hatte gerade viele Kanonen, nicht von Krupp, sondern von der französischen Firma Schneider, gekauft. Wir unterhielten uns lange über diese Kanonen.

Während meines Besuches in Marienbad begleitete ich König Eduard oft ohne jede Förmlichkeit. Der König sprach ausgezeichnet deutsch. Ich war dabei, als er eine Rede an eine deutsche Deputation hielt, und als ich ihn fragte, wann er diese Rede verfaßt hätte, entgegnete er: „Ich habe sie gar nicht verfaßt, ich habe einfach gesprochen, was mir einfiel, ohne über die Worte nachzudenken." Er kannte auch außerordentlich viele deutsche Slang-Ausdrücke und bediente sich ihrer, wenn es ihm paßte.

Eines Tages schlug er mir vor, wie österreichische Bürger in die Umgegend hinauszufahren und irgendwo Kaffee zu trinken. Er versicherte mir, daß der österreichische Kaffee ausgezeichnet wäre, und daß man es an der schlechten Qualität des Kaffees sofort merkte, daß man die deutsche Grenze überschritten hätte. Zuerst zwang er mich, einen österreichischen Hut zu kaufen, damit ich wie ein Marienbader aussähe, und dann fuhren wir in Bummelanzügen in einem sehr unscheinbaren Automobil, nur mit einem Chauffeur und ohne Lakaien ein gutes Stück in das Land hinaus. Als wir an einem kleinen Wirtshaus vorüberfuhren, vor dem ein hölzerner Tisch stand, ließ der König halten und sagte: „Hier werde ich Sie einladen." Er bestellte Kaffee für zwei und sagte: „Jetzt werde ich bezahlen, aber ich werde der Frau nur ein kleines Trinkgeld geben, damit sie nicht merkt, wer ich bin." Wir fuhren dann zu einem Ort, den der König

sehr liebte, nämlich zu dem Kloster, in dem der Abt von Teppel residierte. Dort war der König beim Tee mit den Mönchen sehr vergnügt und erzählte lustige Geschichten. Der König war sehr tapfer. Eines Morgens in Marienbad, gerade als er auf der Promenade durch die Menge ging, um an der Quelle sein Glas Wasser zu trinken, warnte ihn ein Kriminalpolizist, der mit seinem Schutze beauftragt war, vor der Fortsetzung seines Morgenspazierganges, da mehrere bekannte Anarchisten am Abend vorher in Marienbad angekommen wären. Er blieb stehen und sagte zu mir: „Wir wollen doch spazierengehen, nicht wahr?" Und dann fügte er nachdenklich hinzu: „Ein König kann wie jeder andere Mensch nur einmal sterben. Außerdem glaube ich diesem ängstlichen Polizisten nichts." Wir setzten unseren Spaziergang fort, und es ging alles gut.

Der König legte viel Wert auf gute Kleidung und war entsetzt, als er mich einige Zeit darauf bei einem Gartenfest in England in einem weichen Hut erblickte, der allerdings nicht sehr neu, mir aber sehr lieb war. „Sehen Sie ihn nur," sagte er laut zu den Damen, die ihn umgaben, „sehen Sie, wie er in dem Hut einhergeht, den er von Goethe geerbt hat."

In Marienbad fühlte er sich sehr wohl. Er hatte viele Bekannte und seine Persönlichkeit wirkte stark auf Deutsche und Österreicher. Nach seinem Tode las man in einigen deutschen Zeitungen: „Wenn dieser Mann nur deutscher Kaiser geworden wäre!" In Marienbad hatte der König gern Campbell-Bannerman um sich, der auch jeden Herbst hinging. Mit Campbell-Bannerman stand er sich sehr gut.

Siebentes Kapitel

Die liberale Regierung

(1905—1912)

Ich muß jetzt zu der Arbeit der Regierung zurückkehren und erzählen, auf welche Gebiete diese Arbeit sich vom Dezember 1905 an erstreckte. Dies ist um so interessanter, weil das britische Publikum während jener Jahre seine Haltung gegenüber dem Liberalismus zu ändern begann. Der Konservativismus, den die Niederlage in der Schutzzollpolitik für einige Zeit erschüttert hatte, begnügte sich damit, sich unwillig mit den großen Veränderungen abzufinden. Die Erbschaftssteuer und die gestaffelte Einkommensteuer wurden von der unionistischen Opposition als grundsätzliche Einrichtungen angenommen, an denen nichts mehr zu ändern war, und das Haus der Lords wurde endlich seines wichtigsten Rechtes, Gesetzentwürfe zu verwerfen, beraubt. Aber wenn die Konservativen sich vor den entscheidenden Einflüssen beugten, so taten dies die Liberalen auf andere Weise ebenfalls. Bei den allgemeinen Wahlen im Januar 1906 hatten die Liberalen einen ungeheuren Erfolg. Sie erlangten 379 Sitze gegen nur 155 Sitze der Unionisten. Aber die Arbeiterpartei erschien mit 51 Abgeordneten, einer verhältnismäßig kleinen Anzahl, deren Einfluß sich aber doch im Parlament fühlbar machte.

Man geht fehl, wenn man eine Partei nur nach der Anzahl ihrer Mitglieder schätzt. Vor allem kommt es auf ihre werbende Kraft im ganzen Lande an. Dabei ist das Programm nicht das wichtigste, sondern die Macht der Gesinnung, aus der dieses Programm, wenn auch unvollkommen, hervorgegangen ist. Es kommt sogar vor, daß diese Gesinnung die Ansichten von Mitgliedern anderer Parteien

umwandelt. Wie Chamäleons nehmen Kandidaten die Farbe ihrer Umgebung an.

Dies war sehr auffällig am Anfang unserer Regierungszeit. Die Vorkämpfer der Demokratie hatten sich unter anderem gelobt, der Anwendung der vom Hause der Lords im Taff Vale-Prozeß gefällten Entscheidung als Präzedenzfall ein Ende zu bereiten. Die Richter hatten in diesem Fall das Recht gefunden, daß eine Gewerkschaft auf Schadensersatz verklagt werden könnte. Für dieses Prinzip ließ sich viel sagen, wenn es nicht der vorausgegangenen Entwicklung widersprochen hätte. Es stand im Widerspruch mit der Auffassung, die sich nach den vor vielen Jahren über diesen Punkt von der Königlichen Gewerkschaftskommission angestellten Untersuchungen bei den Gewerkschaften selbst und bei einigen Richtern eingebürgert hatte. Denn eine Gewerkschaft wäre keine Körperschaft, und durch die vorerwähnte Entscheidung würden auch ihre Unterstützungsfonds dem Zugriff von obsiegenden Klägern in gewöhnlichen Handelsprozessen ausgeliefert werden. Das Haus der Lords hatte das Urteil des Berufungsgerichts verworfen und entschieden, daß die Eisenbahngewerkschaft auf Schadensersatz verklagt und die Beträge, die sie für Pensionen und andere Unterstützungen angesammelt hatte, in Vollstreckung eines Urteilsspruches beschlagnahmt werden könnten. Diese Entscheidung verletzte so stark das Rechtsempfinden eines großen Teiles der Arbeiterbevölkerung, daß ihre Beseitigung bei den allgemeinen Wahlen von 1906 eine wichtige Wahlparole war. Wie wichtig diese Frage war, wußten wir im Kabinett wohl. Die Kronanwälte Lawson Walton und Robson hatten sich mit ihr beschäftigt; ich hatte die Gewerkschaft im Taff Vale-Prozeß vertreten und auch Asquith hatte sich viel damit befaßt. Daß man aber den Grundsatz aufstellen wollte, eine Gewerkschaft könnte unter keinen Umständen auf Schadensersatz verklagt werden, schien uns zu weit zu gehen. Wir bereiteten daher eine Bill vor, die die technische Ausführung des Vertretungsgesetzes in der Weise einschränken sollte, daß die Unterstützungsfonds einer Ge-

werkschaft in einem ganz anderen Teile des Landes, die mit der Streitsache nicht das geringste zu tun hätte, nicht angetastet werden dürften, so daß nur die wirklich Schuldigen die Folgen tragen müßten. Doch hatten wir die Wirkung des Gewerkschaftsgeistes auf die Wahlkandidaten unterschätzt. Als das Haus der Gemeinen zusammentrat, wurde eine Bill vorgelegt, deren eigentlicher Urheber Keir Hardie war, und es stellte sich heraus, daß sie trotz der von uns vorgebrachten Gegenargumente eine starke Mehrheit für sich hatte. Tatsächlich wurde die Bill glatt angenommen, denn wir konnten gegen die Zahl ihrer Anhänger nichts ausrichten, und ebensowenig wagte später das Haus der Lords, das sich in dieser Hinsicht der konservativen Partei im Hause der Gemeinen anschloß, die Bill zu verwerfen. So entstand die Gewerbestreitigkeiten-Akte von 1906. Ihr Zustandekommen angesichts der in beiden Parteien an ihr geübten Kritik offenbarte noch eine weitere Tatsache. Ein neuer Geist war im Entstehen, ein Geist, der die Demokratie antrieb, über die altmodische liberale Tradition hinwegzuschreiten, und der zeigte, daß er sich erst dann zufriedengeben würde, wenn er bewiesen hätte, daß der Demokratie in Zukunft das letzte Wort gehörte.

Es ist ein Fehler, die sogenannte Arbeiterbewegung nach den Einzelheiten zu beurteilen, die ihre von Zeit zu Zeit veröffentlichten Programme enthalten, wie zum Beispiel die Verstaatlichung von Banken, Eisenbahnen oder Bergwerken oder sogar die Neugestaltung des Gewerkschaftsrechts. Um Einzelheiten kümmert sich das Volk nicht und läßt sich ihretwegen nicht hinreißen. Sein Wunsch richtet sich offenbar darauf, zu erreichen, daß ihm wenigstens annähernd die gleichen Lebensmöglichkeiten geboten werden, wie den anderen Klassen. Unser Volk ist im großen und ganzen konservativ und neigt nicht zu Gewalttätigkeiten. Man findet sich damit ab, daß Reformen langsam und allmählich erfolgen, wenn man mit Sicherheit darauf rechnen kann. Mir fällt in diesem Zusammenhang die in den achtziger Jahren von Henry George hervorgerufene Bewegung für die Verstaatlichung des Grundbesitzes ein. In Wirklichkeit wollte

das Volk nicht auf der Verstaatlichung bestehen. Was es wollte, war, daß Mißbräuche der Besitzer im allgemeinen Interesse verhindert würden, und es ist auch schon viel seit jener Bewegung auf diesem Gebiete erreicht worden. So ging es auch mit der Agitation wegen der Gewerbestreitigkeiten. Sie bezeichnete den Anfang großer Veränderungen, und es erscheint mir sehr kühn, zu prophezeien, daß sogar die neue Gewerbestreitigkeiten-Akte von 1927 den Fortschritt der wahren Gewerkschaftsbewegung endgültig zum Stillstand gebracht habe.

In allen solchen Dingen kommt es mehr auf den Geist als auf den Buchstaben an. Wir Liberalen begriffen 1906 nicht, daß der geistige Zustand sich rasch änderte, und daß der Ausblick des victorianischen Liberalismus nicht für die fortschrittliche Bewegung genügte, die am Anfang des 20. Jahrhunderts begonnen hatte.

Mit Maßnahmen allein konnte man nicht weiterkommen. Campbell-Bannerman war sehr wohl beraten, als er John Burns in die Regierung hinnahm, aber sogar Burns, der zwar großes Rednertalent, aber nicht viel Kenntnis besaß, vermochte auch nicht mehr ganz, der Entwicklung seiner Partei zu folgen. Erforderlich war eine neue und aufgeklärte Auffassung der sozialen Fragen, und zu dieser gelang es uns nur teilweise, uns aufzuschwingen. Die Arbeiterpartei besaß sehr viel Disziplin und brachte eine große Literatur hervor, die viel studiert wurde. Leute, wie die Sidney Webbs, erregten wachsende Aufmerksamkeit. Man begann, sich erneut und ernstlich mit Problemen wie dem des Armenrechts[1] zu beschäftigen. Es zeigte sich, daß der Freihandel, obgleich die Wähler ihm günstig gesonnen waren, nicht allein genügte, um eine große Partei zusammenzuhalten. Die Stimmung war zwar gesund, erinnerte aber doch ein wenig an die der industriellen Revolutionsperiode. Dies

[1] Das Hauptprinzip der Poor Law von 1834 war die Übertragung der Armenlasten von den einzelnen Gemeinden auf größere Gemeindeverbände (Unions). Seit 1871 ist das Armenwesen einer Zentralbehörde, dem Local Government Board, unterstellt.

machte sich nicht nur in der Haltung der Masse der arbeitenden Männer und Frauen, sondern auch in der der einsichtigeren und vorurteilsloseren Vertreter der Universitäten bemerkbar. Die Lehren von Männern wie Thomas Hill Green, übten eine tiefgehende Wirkung aus und erweckten Widerstand gegen das laissez faire. Vielfach trat der Wunsch nach der Intervention des Staates zutage.

Campbell-Bannerman lebte außerhalb dieser Bestrebungen. Er gab sich ganz seinem großen Werke, der Versöhnung des Vereinigten Südafrikas durch Gewährung einer vollständigen Autonomie hin. Grey kämpfte mit den schwierigen Problemen der auswärtigen Politik. Gerecht, wie er war, und von dem brennenden Wunsch erfüllt, der Welt den Frieden zu erhalten, glaube ich doch, daß er durch seine mangelhafte Kenntnis der Quellen der deutschen Mentalität behindert wurde. Er kannte wenig die Geschichte, die Literatur und überhaupt die komplizierten Gedankengänge der Deutschen. Dies hätte nicht viel geschadet, wenn die Mehrheit der Mitarbeiter, auf die Grey sich verlassen mußte, besser informiert gewesen wäre. Aber ihre Einstellung war zumeist deutschfeindlich. Sicherlich trug der deutsche Kaiser einen Teil der Verantwortung dafür, und die anscheinend bestehende Entschlossenheit Deutschlands, eine große Flotte zu bauen, spielte auch mit. Aber wir Minister wären besser mit der Lage fertig geworden, wenn wir sie genauer erfaßt hätten und mit der geschichtlichen Überlieferung, die sie hervorgebracht hatte, vertrauter gewesen wären. Ob Disraeli auf diesem Gebiete mehr zu Hause war, weiß ich nicht und bezweifle es sogar. Aber er besaß Phantasie und etwas, was man „internationalen Verstand" genannt hat, was von großem Wert in der kritischen Periode war, in der er das Staatsschiff lenkte. Grey war außerordentlich gewissenhaft und gerecht, aber er schien zu bezweifeln, daß die Deutschen wirklich gute Leute wären, und die Deutschen kannten natürlich diese Zweifel. Infolgedessen wurde die Lage zwischen den beiden Ländern, hauptsächlich wegen geringfügiger Vorfälle, immer gespannter. Ich tat, was in meinen Kräften stand, um seine Haltung

gegenüber Deutschland besser zu gestalten, aber Grey war ein unverfälschter Brite, während ich es viel weniger war, und so kam es, daß ich gegen die Bestrebungen seiner Botschafter und seiner Londoner Berater nichts ausrichten konnte. Außerdem legten die Deutschen seine Politik ganz falsch aus, und es wurde immer schwieriger, mit ihnen auszukommen. Die Entwicklung der Dinge auf dem Balkan erleichterte Grey auch nicht seine Aufgabe.

Asquith leistete Vorzügliches. Er hatte sich gegen den Rat einiger seiner Mitarbeiter im Schatzamt entschlossen, eine Staffelung der Einkommensteuer und eine bessere Verteilung der Steuerlast einzuführen. Diese Maßnahmen wurden jetzt durchgeführt. Lloyd George war sehr tätig im Handelsamt. Ich selbst war voll mit der Armeereform beschäftigt. Im Rückblick kann ich mir den Vorwurf nicht ersparen, daß ich mich nicht lebhafter an der allgemeinen Politik der Regierung beteiligte. Aber die militärischen Angelegenheiten nahmen mich ganz in Anspruch, und obgleich ich stets bereit war, neue Vorschläge zu machen, konnte ich meine Ansichten im Ministerrat nur durchsetzen, wenn eine Lage entstand, für die ich am besten geeignet war, das heißt, wenn ich gleichzeitig mit zwei oder drei Kollegen vorgehen konnte, die mich gut kannten. Das Kabinett arbeitete damals nach einer alten Methode, die hoffentlich nie wiederkehren wird. Es war ein viel zu zahlreiches Gremium von etwa 20 Personen, in welchem kraftvolle Redner sich zu leicht durchsetzten. Der Ministerpräsident kannte die Angelegenheiten, über die verhandelt werden mußte, nicht genau genug, um die Zeiteinteilung richtig zu handhaben. Anstatt seine Autorität geltend zu machen, und die Dauer der Debatte zu bestimmen, ließ er die Dinge gehen. Es gab damals weder einen Sekretär, noch eine Tagesordnung, noch wurde Protokoll geführt. Kurz, der Ministerrat entsprach damals der Beschreibung in dem Bericht des Komitees für die Neugestaltung der Geschäftsordnung der Regierung, dessen Vorsitz mir im Jahre 1918 aufgebürdet wurde. Allerdings hatte ich die Bildung dieses Komitees selbst bei der damaligen Regierung angeregt, weil

ich von der Notwendigkeit überzeugt war, daß die vorerwähnten und andere Übelstände ans Licht gezogen würden.

Um 1906 glich das Kabinett einer Versammlung von Abgesandten. In dieser zahlreichen Versammlung verstanden es zwei oder drei Herren, die Aufmerksamkeit für ihre eigenen Forderungen zu monopolisieren. Dadurch und durch den daraus entstehenden Mangel an Methode kam es, daß andere Angelegenheiten nicht hinreichend diskutiert wurden, und daß die allgemeinen Gesichtspunkte niemals, was unbedingt nötig war, genügend beleuchtet wurden. Churchill war ein ebenso weitschweifiger wie hartnäckiger Redner und Crewe,[1] wenn er eingriff, konnte auch nur schwer ein Ende finden. Lloyd George war ein sehr nützliches Mitglied des Kabinetts. Weder Campbell-Bannerman, noch seinem Nachfolger Asquith gelang es, die Diskussion hinreichend im Zaume zu halten, die daher oft einen geradezu nichtsnutzigen Charakter annahm. Ein kleines Kabinett von zwölf oder noch weniger Mitgliedern hätte die Arbeit viel besser geleistet. Ramsay Macdonald wurde mit dem Kabinett, dem ich 1924 angehörte, viel besser fertig. Aber er hatte auch Sir Maurice Hankey als Sekretär, der die Tagesordnung aufstellte und sorgfältig Protokoll führte.

Damals lebten wir als Regierung viel zu sehr von der Hand in den Mund, und unsere Leistungen verdankten wir nicht unserer gemeinsamen Initiative, sondern der von einzelnen Mitgliedern. Die Kabinettsmitglieder, die besonderes Interesse zeigten, hätten viel häufiger zu systematischen Beratungen zusammenkommen und auch gesellschaftlich mehr miteinander verkehren sollen. Aber zu den Obliegenheiten der Regierung gehörten sehr ausgedehnte Festlichkeiten, und man hatte daher wenig Gelegenheit, Konferenzen abzuhalten. Pünktlich um 1 Uhr 30 waren alle zum Frühstück eingeladen, und die ernsteste Diskussion fand dadurch ihr Ende. Einzelne Minister leisteten oft Vorzügliches, aber die Zusammenarbeit im Kabinett ließ zu wünschen übrig.

[1] Marqueß of Crewe, Lord Privy Seal 1908 und 1912—1915, Präsident des Unterrichtsamtes 1916, Botschafter in Paris 1922.

So hatten wir zwar eine tatkräftige und gute Regierung, die aber nicht, wie es erwünscht gewesen wäre, den neuen Geist hinreichend verkörperte. Mit idealen Vorstellungen wie der, daß die Leistung den wahren Maßstab für die Verteilung der Gewinne der Industrie abgeben müßte, befaßte sich die Regierung nicht. Wir begannen allmählich zu verlieren, was wir an Vertrauen bei den Männern und Frauen gewonnen hatten, die von ihrer Hände Arbeit lebten. Dies kam langsam zum Ausdruck. Und einige von uns taten dagegen, was wir konnten, aber es war nicht genug. Wenn die Konservativen einen genialen Führer besessen hätten, so hätten sie uns vor dem Kriege viele unserer Wähler abspenstig machen können, aber der Führer mit neuen Ideen oder einer, der den Wählern hätte zeigen können, daß die Zeit der alten „industriellen Revolution" nicht alles hervorgebracht hatte, was man im Jahre 1906 brauchte, diesen Führer gab es nicht! Die Konservativen hatten wenig, auf das sie zurückgreifen konnten, außer der stark beschädigten Zollschutzsache. Auf dem Gebiete des Unterrichts hatten sie nichts geleistet, was mit der Unterrichtsakte von 1902 hätte verglichen werden können. Auch die Liberalen zeichneten sich auf diesem Gebiete nicht aus. Crewe und ich hätten gern die Gründung eines nationalen Unterrichtssystems begonnen, aber von Anfang an war es klar, daß das Bestreben der Dissidenten, die Kirchenschulen zu beseitigen, die Lösung sehr erschwerte. Allerdings leisteten die Kirchenschulen sehr wenig. Es war indes nicht möglich, sie ohne weiteres abzuschaffen, und obgleich wir mit vorzüglichen Verwaltungsbeamten, wie Sir Robert Morant, arbeiteten, gelang es uns dennoch nicht, die öffentliche Meinung oder das Parlament für irgendeinen Reformplan zu gewinnen. Trotz ihrer großen Bedeutung interessierten sich zu wenige Menschen wirklich für Unterrichtsfragen, um uns den Impuls zu geben, den wir brauchten. Ich nahm an Kabinettsausschüssen teil, die diese Fragen untersuchten, und hörte gewichtige Persönlichkeiten, wie Dr. Clifford. Aber ihre Vorurteile konnte ich nicht allein meistern, und wirkliche Unterstützung fand ich nicht. So erlitt ich auf diesem

Gebiet eine Niederlage. Inzwischen war ich viel mit den Sidney Webbs zusammen und pflog eingehend Rat mit Morant und anderen Beamten des Unterrichtsamtes. Auch gelang es mir, die wissenschaftliche Ausbildung des Heeres zu fördern, doch brachte ich es nicht fertig, meine Ministerkollegen für eine große Aktion auf dem Gebiete des Unterrichtswesens zu gewinnen. Ich muß gestehen, daß ich in dieser Hinsicht auch 1924 bei der Arbeiterregierung nicht viel mehr erreichte.

Nach diesem Überblick über die allgemeinen Angelegenheiten der Regierung Campbell-Bannerman wende ich mich Spezialfällen zu, mit denen ich mich unmittelbar zu befassen hatte. Nach meinem Besuch in Berlin im September 1906 lud König Eduard den Kaiser Wilhelm zu einem Staatsbesuch in Windsor ein. Die Visite fand im Jahre 1907[1] statt, und ich nahm an ihr fast durchgängig teil. Ich hatte dem König vorgeschlagen, den deutschen[2] Kriegsminister, General von Einem, der mir als dem Minister des Königs in Berlin viele Aufmerksamkeiten erwiesen hatte, mit einzuladen. Dies war geschehen, und es kamen auch von Schoen, der Staatssekretär des Auswärtigen, und andere Mitglieder des Kaiserlichen Kabinetts. Fürst Bülow kam nicht.[3] Die wichtigste Angelegenheit war damals die der Bagdadbahn, für deren Bau Deutschland eine Konzession von der Türkei erlangt hatte. Unsere Interessen werden dadurch berührt, weil die Bahn für rasche Truppentransporte nach Indien dienen konnte. Andererseits war unsere Mitwirkung wegen des erforderlichen großen Kapitals für Deutschland wichtig.

[1] Vom 10. bis 18. November. Daran schloß sich ein Erholungsaufenthalt des durch die Enthüllungen des Moltke-Harden-Prozesses sehr mitgenommenen Kaisers in Highcliffe Castle.

[2] Muß heißen: den preußischen.

[3] Die „Times" hatten Bülow heftig angegriffen, auch war seit 29 Jahren kein englischer Premierminister oder Auswärtiger Minister in Berlin gewesen (cf. O. Hammann, Bilder aus der letzten Kaiserzeit, S. 49).

Ich beabsichtige nicht, die ganze Geschichte der Windsorer Verhandlungen zu wiederholen. Man bat mich, daran teilzunehmen, weil ich sowohl den Kaiser als seine Minister persönlich kannte. Was sich ereignete, habe ich ziemlich eingehend im 2. Kapitel von „Vor dem Kriege" geschildert, wo jeder, den es interessiert, es nachlesen kann. Die Geschichte dieser Tage wird auch in dem 2. Bande von Sir Sidney Lee's „König Eduards Leben" (Life of King Edward) behandelt. Was wir haben mußten, und was ich den Kaiser bat, im Zusammenhang mit der Bagdadbahn zuzugestehen, war ein „Tor", womit ich als Kriegsminister die Aufsicht über den unteren Abschnitt zwischen Bagdad und dem Persischen Golf meinte. Der Kaiser war bereit, darauf einzugehen, und Grey und Lord Harding machten eine Aufzeichnung,[1] um mich bei den Verhandlungen zu unterstützen. Der König war auch dafür, und ich traf um 1 Uhr morgens nach einer Theatervorstellung im Schloß auf des Kaisers Wunsch mit ihm und seinen Ministern zusammen. In meinem Buch habe ich beschrieben, wie lebhaft die Diskussion war. Die Ansicht der Minister war geteilt, und es entstand eine so aufgeregte Stimmung, daß ich den Meinungsaustausch unterbrach, indem ich zu dem Kaiser sagte, daß ich als Fremder, der nicht zu seinem Kabinett gehörte, mich wohl besser zurückziehen sollte. Aber der Kaiser besaß Humor und brauchte außerdem meine Unterstützung. „Ich werde Sie für diese Nacht zum Mitglied meiner Regierung ernennen," sagte er. „Ich bin mit ganzem Herzen dabei, Majestät," erwiderte ich und blieb. Der Vor-

[1] Das Memorandum ist in „Die Große Politik der Europäischen Kabinette" unter Nr. 8668 abgedruckt. Wie das Gespräch zwischen Botschafter Graf Metternich und dem Staatssekretär für Indien, Morley, zeigt (G. P. Nr. 8670), bestand auf englischer Seite die Besorgnis, es könnten im Kriegsfall auch deutsche Truppen mit der Bagdadbahn rascher nach Indien befördert werden. Wilhelm II. bemerkt dazu: „Donnerwetter! Heiliger Alexander der Große! Nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert!" Jedenfalls zeigt die Episode, wie stark das Mißtrauen an der Themse bereits war und, daß wir nicht den richtigen Ton fanden, um es zu zerstreuen.

schlag wurde mit einer kleinen Mehrheit angenommen und von Schoen fuhr am nächsten Morgen nach London, um dort die Einzelheiten mit unserem Auswärtigen Amt auszuarbeiten. Nach einigen Wochen wurde der Abschluß des Abkommens, wie ich annehme, von dem Kanzler Fürsten Bülow vereitelt.[1] Ich glaube, daß ich der einzige Engländer bin, der, wenn auch nur für einige Stunden, Mitglied der deutschen Regierung gewesen ist. In dieser Eigenschaft habe ich mich, wie man sieht, vorübergehend nützlich gemacht, und der Vorfall beweist, daß der Kaiser, neben seinen Mängeln, nicht nur Mut, sondern auch Sinn für Humor besaß.

Der Empfang in Windsor war glänzend, und das Schloß war überfüllt. Ich kam dort an dem zweiten oder dritten Tage des Besuches an und blieb bis zum Ende. Es war befohlen worden, die kleine englische Hofuniform zu tragen: Schwarzen Frack und schwarze Kniehosen, weiße Weste, schwarze Seidenstrümpfe und Lackschuhe. Die Berliner Schneider hatten unsere Gäste sehr gut ausstaffiert, aber die deutschen Lackschuhe sahen nicht sehr elegant aus. Nach dem Diner begaben wir uns in das Rauchzimmer, einem großen Raum, in welchem die Minister nahe bei den Majestäten auf einer Estrade saßen. Ich saß neben General von Einem und bemerkte, daß er Schmerzen zu haben schien. Nach genauer Beobachtung stellte ich fest, daß sein Unbehagen von seinen Füßen herrührte, weil ihn seine Lackschuhe drückten. Schließlich wünschten uns Kaiser und König eine gute Nacht, aber wir mußten noch länger zusammenbleiben. Ich sagte zu dem preußischen Kriegsminister, im Schlosse von Windsor wäre es Sitte, sobald die Majestäten sich empfohlen hätten, die Schuhe abzuwerfen, und ging mit gutem Beispiel voran.

[1] Nach Haldanes Erzählung in „Before the War" soll der Kaiser gesagt haben: „I will give you the gate." („Ich werde Ihnen das Tor geben."). Deutscherseits wird dies bestritten. Es kam zu keiner Einigung, weil Deutschland mit England allein verhandeln wollte, während England auch Frankreich und Rußland hinzuzuziehen wünschte. Die Behauptung über Fürst Bülow ist aus der Luft gegriffen.

Er verstand mich sofort, blickte mich dankbar an und zog seine Lackschuhe mit erleichterter Miene aus. Er muß es dem Kaiser erzählt haben, denn am nächsten Morgen sagte König Eduard zu mir: „Es ist nicht nett von Ihnen, Windsor durch Erfindung merkwürdiger Sitten in Verruf zu bringen." Ich sagte dem König, daß ich mich nur aus Mitleid für General von Einem so schwer vergangen hätte, und der König lachte.

Nach der nächtlichen Sitzung mit dem Kaiser und seinen Ministern mußte ich den Weg vom östlichen Teil des Schlosses, in dem der Kaiser residierte, nach dem Lancaster-Turm, weit weg am anderen Ende, zurückfinden. Es war sehr dunkel, und ich wußte nicht genau, wo der Lancaster-Turm sich befand. Ich tastete mich durch die ganze Galerie hindurch, die mit sehr wertvollen, angeblich scharf bewachten Gegenständen angefüllt war. Ich hätte, wenn ich ein erfahrener Dieb gewesen wäre, viele Wertsachen mitnehmen und wahrscheinlich unbehelligt das Schloß mit ihnen verlassen können. Schließlich wußte ich gar nicht mehr, wo ich war und hatte bereits die Hoffnung aufgegeben, meine Zimmer zu erreichen, als ich auf einen schlafenden Wächter stieß, den ich aufweckte, und von dem ich mich nach dem Lancaster-Turm führen ließ.

Einige von den Gästen sprachen kein Englisch, und ich mußte mich daher oft als Dolmetscher betätigen. Tagsüber nahm ich unsere militärischen Gäste nach London in das Kriegsamt mit, und lud sie zum Frühstück in meinem Hause ein. Während ich arbeitete, fuhren sie gern in meinem Automobil spazieren und besuchten nicht etwa die Westminster Abtei oder den Tower, sondern Maples, Harrods, die Army & Navy Stores und andere große Warenhäuser, deren Ruf zu ihnen gedrungen war.

Obgleich die Verhandlungen zu keinem endgültigen Ergebnis führten, erleichterten sie dennoch die Beziehungen zwischen den beiden Auswärtigen Ämtern, und eine Zeitlang bestand ein gutes Einvernehmen. Grey verheimlichte den Franzosen und den Russen nichts, und war ebenso offen mit dem deutschen Botschafter. Bis

1911 ging alles glatt. In jenem Jahr stattete der Kaiser dem König Georg nach dessen Thronbesteigung einen Besuch in London ab. Ich hatte dem Könige angeboten, in meinem Hause in Queen Anne's Gate ein Frühstück für die im Gefolge des Kaisers befindlichen Generale zu geben. Als der Kaiser davon hörte, äußerte er den Wunsch, auch an dem Frühstück teilzunehmen. Ich erkundigte mich durch den deutschen Botschafter, wen er gern treffen möchte, und die Antwort war, daß der Kaiser mir freie Hand ließe, aber sich freuen würde, einigen meiner Landsleute zu begegnen, mit denen er sonst nicht zusammentreffen würde. Ich traf die Wahl nach meinem eigenen Gutdünken, und als der Kaiser mein kleines Haus betrat, fand er eine bunte Gesellschaft vor. Außer Lord Kitchener, Lord Curzon und Lord Morley, denen er natürlich auch an anderen Orten begegnete, hatte ich Ramsay Macdonald als Führer der Arbeiter-Partei, Spender von der Westminster Gazette, Edmund Gosse, Admiral Sir Arthur Wilson, Lord Moulton und andere mehr eingeladen. Das Frühstück verlief sehr angenehm, und der Kaiser war in bester Laune. Ich glaube, daß er sich wirklich wohl bei mir fühlte. Es war ein Herrenfrühstück, aber meine Schwester und Mrs. Asquith' kleiner Sohn waren in meinem Arbeitszimmer, und der Kaiser ging nach oben und unterhielt sich mit ihnen. Er neckte mich wegen des kleinen Umfangs von Queen Anne's Gate 28, das er mein „Puppenhaus" nannte.

In London wurde der Kaiser begeistert begrüßt, aber bald darauf wurde der Enthusiasmus des Publikums etwas durch die Entsendung des berühmten Schiffes „Panther" nach Agadir gedämpft. Die Franzosen waren sehr besorgt, und an dem politischen Himmel, der so klar erschienen war, zeigten sich Wolken. Möglicherweise war deutscherseits nur eine Kundgebung beabsichtigt, aber der militärische Einfluß war in der Umgebung des Kaisers so stark, daß auch eine andere Erklärung möglich war. Die Reorganisation der englischen Armee war beendigt, und ich war, wenn das Land es wünschte, in der Lage, die Expeditionsarmee mobil zu machen, und sofort auf den

Kontinent zu entsenden. Um ganz bereit zu sein, ließ ich die in dieser Jahreszeit üblichen Manöver nicht abhalten, und gab als Grund die andauernde Trockenheit an. Das dadurch ersparte Geld wurde für Mobilisierungsmaßnahmen verwandt.

Ich war mir darüber klar, daß die Deutschen davon Wind bekommen würden, und hielt es für angezeigt, offen mit ihnen zu sein, obgleich die Maßnahmen in England selbst geheimgehalten wurden. Ich sagte dem deutschen Militärattaché, Major Ostertag, daß der Generalstab verpflichtet wäre, sich für jede Eventualität vorzubereiten. Er schrieb darüber einen Bericht nach Berlin und fügte hinzu, daß wir sechs Infanteriedivisionen und eine Kavalleriedivision sehr schnell durch Frankreich an die belgische Grenze werfen könnten. Ich stand mich sehr gut mit ihm, und er erzählte mir später, daß der große Generalstab seinem Bericht gar keine Bedeutung beilegte. Der deutsche Generalstab hielte unsere Expeditionsarmee für so klein, daß man sich nicht um sie zu bekümmern brauchte. Die gleiche Ansicht hegte der Generalstab noch im August 1914 und veranlaßte daher nicht die deutsche Flotte, die Transporte über den Kanal zu verhindern. In beiden Fällen irrte sich der deutsche Generalstab gründlich, was einige seiner Führer auch später anerkannten.

Die Agadir-Krise ging vorüber, hinterließ jedoch einen bitteren Nachgeschmack. Die durch die Krise notwendig gewordenen militärischen Vorbereitungen, denen das Komitee für die Reichsverteidigung ihre endgültige Gestalt geben mußte, offenbarten eine unerwartete Unstimmigkeit. Die Organisation der Expeditionsarmee erforderte Abmachungen mit der Marine wegen der Art und der Richtung ihrer Beförderung über den Kanal. Im Kriegsamt glaubten wir, daß diese Abmachungen feststänben, aber am Ende des Sommers von 1911, als alles für die Möglichkeit unseres Eintritts in einen Krieg bereit sein mußte, wurden wir unangenehm überrascht. Bei einer Sitzung des Verteidigungskomitees, an der der erste Lord der Admiralität,[1] und der damalige erste Seelord, Sir Arthur

[1] Reginald M'Kenna (1908—1911).

Wilson,[1] mit mir und Sir William Nicholson als Generalstabschef teilnahmen, stellte es sich heraus, daß die Admiralität nicht eines Sinnes mit uns war. Der Ministerpräsident, Mr. Asquith, führte den Vorsitz, und wollte unsere gemeinsamen Kriegspläne kennenlernen. Überraschenderweise sagte Sir Arthur Wilson, daß der Plan der Admiralität für einen Kriegsfall gegen Deutschland sich grundsätzlich von unserem unterschiede. Die Admiralität beabsichtigte, Teile der Expeditionsarmee nacheinander an der Ostseeküste zu landen. Wir warfen sofort ein, daß dieser Plan vom militärischen Standpunkt aus keinen Erfolg verspräche, weil diese Truppen, selbst wenn die Admiralität eine geeignete Landungsstelle fände, mit Hilfe des deutschen Eisenbahnsystems schnell von einer fünf- bis zehnfachen Übermacht umgeben sein würden. Sir John Fisher schien diesen Gedanken der mehr als 150 Jahre zurückliegenden Geschichte des Siebenjährigen Krieges entnommen zu haben, und Sir Arthur Wilson hatte sie sich anscheinend zu eigen gemacht. Der erste Lord trat für Sir Arthur ein. Ich bemerkte, daß die Anzahl und die Verwendung der Truppen und die Auswahl des Operationsgebietes zur Zuständigkeit des Generalstabs des Kriegsamts gehörten, und daß wir uns über diese Fragen mit den Franzosen verständigt hätten. Die Ergebnisse seien von Zeit zu Zeit vom Verteidigungskomitee selbst gebilligt worden. Sir William Nicholson fragte Sir Arthur, ob es in der Admiralität eine Karte der deutschen strategischen Eisenbahnen gäbe. Sir Arthur erwiderte, daß sie nicht verpflichtet wären, solche Karten zu haben. „Ich bitte um Verzeihung," sagte Sir William, „wenn Sie sich in militärische Probleme einmischen, so sind Sie verpflichtet, nicht nur eine solche Karte zu haben, sondern sie auch zu kennen." Die Stimmung wurde erregt, und ich teilte im stillen ganz die Ansicht des Generalstabschefs. Er hatte eine ziemlich scharfe Zunge, und ich erinnerte mich daran, daß Sir John Fisher mich bei einer früheren Gelegenheit gebeten hatte, „Old Nick"[2] zu

[1] Nachfolger von Sir John Fisher.

[2] Spitzname für den Teufel.

veranlassen, ihm nicht immer mit seinem Klumpfuß auf die Füße zu treten.

Der Ministerpräsident bezweifelte nicht, daß die Abmachungen auf Grund des Generalstabsplans ausgeführt werden müßten, aber die Mitglieder der Admiralität waren anscheinend am Ende der Sitzung nicht dieser Überzeugung. Die Schwierigkeit rührte daher, daß es damals keinen Admiralitätsstab gab. Sir John Fisher hatte sich dieser Neuerung stets unter dem Vorwande widersetzt, daß die Kriegspläne der Admiralität verraten werden könnten, wenn es einen Admiralstab gäbe. Er übersah, daß man im 20. Jahrhundert ohne ein vorbereitendes, umfassendes Studium militärische Unternehmungen, zu Lande oder zur See, nicht erfolgreich durchführen kann. Die Marine besaß demnach keine dem Generalstab des Kriegsamtes entsprechende Einrichtung und erhielt sie erst nach Erledigung des hier geschilderten Vorfalls.

Nach der Sitzung teilte ich dem Ministerpräsidenten mit, daß ich die Verantwortung für die militärischen Angelegenheiten nicht länger tragen könnte, wenn er nicht Ordnung in der Admiralität schaffte. Er und ich beabsichtigten in jener Nacht, nach Schottland zu reisen, und hatten daher den Streit über den Transport und die Verwendung der Truppen wenigstens vorläufig beigelegt. Er bat mich, ihn von Cloan aus in Archerfield in Ost-Lothian zu besuchen, wo er sich aufhalten würde, und die Sache dort mit ihm weiter zu besprechen. Ich sagte selbstverständlich zu. Der Ministerpräsident sagte noch, daß er wahrscheinlich Personalveränderungen in der Admiralität würde vornehmen müssen und mich vielleicht der Admiralität zuteilen würde, um die Transportfragen über den Kanal endgültig festzulegen und einen wissenschaftlich gebildeten Stab zusammenzustellen.

Damals hofften wir alle, daß der Krieg vermieden werden könnte. Es ist behauptet worden, daß alle Verhandlungen über mögliche Gefahren und die Vorbereitungen dagegen im Komitee für die Reichsverteidigung geführt worden wären, ohne daß das

Kabinett davon Kenntnis erhalten hätte. Das Kabinett war eine zu große Körperschaft, um sich mit Einzelheiten zu befassen, aber einige ihrer Laienmitglieder wohnten häufig den Beratungen des Komitees bei. Ich entsinne mich, daß mir Morley später, als ich aus dem Amte ausgeschieden war, sagte, er habe nichts von diesen Dingen gewußt. Ich erinnerte ihn daran, daß er darauf bestanden hatte, an allen wichtigen Sitzungen des Komitees teilzunehmen und sogar den Vorsitz in Unterausschüssen zu führen, die sich mit rein militärischen Verwaltungsfragen beschäftigten. Er versicherte mir, daß ihm die Unterhaltungen mit den französischen Generalen nur teilweise bekannt geworden seien. Ich erwähnte Sitzung über Sitzung, bei denen er den ausführlichen Erklärungen des Leiters der Operationsabteilung gelauscht hatte, die sich auf die Prüfung der Frage bezogen, wie wir am besten einem Angriff durch Belgien hindurch entgegentreten könnten, wenn ein solcher erfolgte. Ich erinnerte ihn daran, daß Crewe, Harcourt, Lloyd George und andere Mitglieder der Regierung gleichzeitig mit ihm zugegen gewesen wären. Wir sahen Akten des Verteidigungskomitees durch, die er aufbewahrt hatte, und fanden das Protokoll einer der ersten Sitzungen, dem eine ausführliche Aufstellung und Kartenmaterial beigegeben waren. Morley hatte eine eigenhändige Randbemerkung hinzugefügt, in der er an sich selbst die Frage stellte, ob er an dieser Sitzung hätte teilnehmen sollen, und diese Frage dann dahin beantwortete, daß seine Anwesenheit im öffentlichen Interesse gelegen zu haben schiene. Die Arbeit des Komitees war ihm nicht mehr gegenwärtig, aber in den sorgfältig aufgehobenen Protokollen müssen die Berichte über viele Sitzungen enthalten sein, an denen er und die anderen von mir erwähnten Persönlichkeiten teilgenommen haben. Unter den Mitgliedern der Regierung mag es welche gegeben haben, die weder Fragen stellten noch sich hinreichend für die militärischen Vorbereitungen interessierten, um die wichtigsten Verhandlungspunkte mit den französischen Generalen zu ergründen. Aber angesichts der Tatsachen wäre es vermessen, zu be-

haupten, daß Campbell-Bannerman oder Asquith irgend etwas vor ihren Kollegen verborgen hätten.[1]

Die Admiralität hatte ihre angeblichen Kriegspläne mit dem strengsten Geheimnis umgeben, und ich glaube, daß die leitenden Persönlichkeiten, nicht einmal M'Kenna, viel ins Vertrauen gezogen hatten. Jedenfalls mußte ich mich in Archerfield über eine sehr ernste Frage mit dem Ministerpräsidenten aussprechen. Ich hatte mich so intensiv mit Generalstabsfragen beschäftigt, daß ich, obgleich ich durchaus nicht geneigt war, wenn auch nur zeitweilig, von der Armee zu der mir wenig vertrauten Marine überzugehen, die Überzeugung hatte, daß niemand außer mir imstande wäre, mit dem Problem des Marine-Kriegsstabes fertig zu werden. Ich glaube, daß der Ministerpräsident meine Ansicht teilte, doch hatten wir es sorgfältig vermieden, Personenfragen zu berühren.

Als ich vor dem Hause in Archerfield eintraf, sah ich Winston Churchill vor der Tür stehen. Anscheinend hatte er etwas läuten hören und suchte daher den Ministerpräsidenten auf.

Ich hatte mich nicht geirrt. Churchill wollte selbst von dem Ministerium des Innern zur Admiralität übertreten. Er hatte Asquith davon überzeugt, daß der erste Lord dem Hause der Gemeinen angehören müßte. Da ich inzwischen einen Sitz im Hause der Lords erhalten hatte, schien darin für mich ein Hindernis zu liegen. Doch bezeichnete ich die Situation als zu kritisch, um sich bei irgendeinem Hindernis aufzuhalten. Mir war es gleich, ob ich erster Lord würde oder nicht, aber wenn ein wirklicher Marine-Kriegsstab geschaffen und der Admiralität die Notwendigkeit dafür vor Augen geführt werden sollte, mußte jemand mit dieser Aufgabe betraut werden, der die dafür erforderlichen Kenntnisse und die Erfahrungen besaß. Wo war eine solche Persönlichkeit zu finden? Augenscheinlich hatte Churchill Asquith hart bedrängt. Ich fuhr nach Cloan zurück und kam am nächsten Tage wieder. Churchill war

[1] Es ergibt sich daraus, daß die leitenden Männer der liberalen Regierung die Tragweite der Verhandlungen mit Frankreich überschauten.

noch immer da, und Asquith ließ uns beide in einem Zimmer allein. Ich begann, indem ich zugab, daß seine Anschauungsgabe und Vitalität meine überträfen, und daß er körperlich sich besser zum Marineminister eignete als ich. Aber in dieser kritischen Zeit käme es nicht nur auf solche Eigenschaften an. Die Marine und die öffentliche Meinung müßten gewonnen werden, und sie würden sich am leichtesten von der Notwendigkeit wissenschaftlicher Vorbereitung für den Seekrieg von jemand überzeugen lassen, der bereits ähnliche Einrichtungen im Kriegsamt durchgeführt hätte. Ich glaubte, in einem Jahr das Erforderliche erreichen zu können, und wenn er sich so lange um die Armee bekümmern wollte, so würde ich nach diesem Jahr in das Kriegsamt zurückkehren, und er könnte dann die Admiralität übernehmen. Ich glaubte nicht daran, daß das Lord-Kanzleramt, wie der Ministerpräsident annähme, bald frei sein und mir übertragen werden würde. Es wäre mir augenblicklich ganz gleichgültig, wer das Große Siegel erhielte. Es handelte sich darum, eine wichtige Vorkehrung für den Notfall zu treffen. Und, offen gesagt, glaubte ich nicht, daß gerade Churchills besondere Veranlagung sich am besten dafür eignete, die Lösung des uns beschäftigenden Problems herbeizuführen.

Aber Churchill ließ nicht locker und Asquith gab nach. Ich gebe zu, daß Churchill gute Arbeit verrichtete, indem er die Flotte gerade vor dem Jahre 1914 auf einen zahlenmäßig hohen Stand brachte. Ich bezweifle auch nicht, daß seine Überredungsgabe von hohem Wert im Hause der Gemeinen war. Ich verließ ihn in Archerfield in durchaus freundschaftlicher Stimmung, denn er stimmte mit mir darin überein, daß ein wissenschaftlich ausgebildeter Kriegsstab für die Marine geschaffen werden müßte, ein Stab, der Schlachtenpläne und auch die Typen von Schiffen und Kanonen studieren würde, und machte mir außerdem noch einen Vorschlag. Wenn ich meine Absicht, zur Admiralität überzutreten, aufgeben wollte, so erklärte er sich bereit, mich zu den Sitzungen mit ihm und seinen Admiralen einzuladen und mit mir den neuen

Stab ins Leben zu rufen. Diesen Vorschlag nahm ich an, da es unter den Umständen keinen besseren gab. Bald darauf hielten wir während mehrerer Tage Sitzungen in Whitehall ab und legten die Grundlage für den neuen Marinestab. Churchill verlangte, daß er ihm als erstem Lord unmittelbar unterstellt würde. Diesem Verlangen widersetzte ich mich nachdrücklich, indem ich darauf hinwies, daß der Stab nur unter dem ersten Seelord seine Aufgabe erfüllen könnte. Prinz Ludwig von Battenberg,[1] ein guter Sachverständiger, stimmte mir bei, und der Stab wurde dem ersten Seelord unterstellt. Es war viel erreicht worden, aber die drei Jahre bis zum Kriege genügten nicht, und erst im Kriege selbst gelang es, die Einrichtung hinreichend zu vervollkommnen. Dies habe ich damals und später bei Unterhaltungen mit Flottensachverständigen der jüngeren Schule festgestellt.

Eine Frage, die damals an mich im Kriegsamt herantrat, war der Aufbau des Flugwesens. Viele Erfinder suchten mich als verantwortlichen Minister auf, und ich prüfte ihre Pläne und Beschreibungen. Unter diesen Erfindern befanden sich auch die Gebrüder Wright. Aber diese Leute waren nur kluge Empiriker, und ich erkannte, daß wir noch sehr hinter den Deutschen zurückstanden, die das Flugwesen auf einer wissenschaftlichen Grundlage entwickelten. Ich entzog daher diese Angelegenheit größtenteils dem Ressort des Generalfeldzeugmeisters und schuf mit Genehmigung des Ministerpräsidenten eine besondere Abteilung in dem staatlichen Laboratorium für Physik in Teddington. Dort wurde eine ständige wissenschaftliche Kommission aus den besten theoretischen und praktischen Sachverständigen gebildet, die für ihre Arbeit bezahlt wurden. Es gelang uns, den jetzt verstorbenen Lord Rayleigh, unter dessen Leitung ich im Sprengstoff-Komitee gewirkt hatte,

[1] Zweiter Seelord, vermählt mit Prinzessin Viktoria von Hessen. Erster Seelord 1913, bis Sir John Fisher im Herbst 1914 dieses Amt wieder übernahm. Der Prinz erhielt dann den Namen eines Marqueß von Milford Haven und starb am 13. September 1921.

als Vorsitzenden zu gewinnen. Das Komitee leistete von Anfang an sehr nützliche Arbeit. Dank seiner Initiative wurde die Ballonfabrik in Farnborough wieder in Gang gesetzt und ihre Leitung einem bekannten Ingenieur und technischen Experten, Mr. Mervyn O'Gorman, übertragen. Die Fabrik sollte neue Typen von lenkbaren Luftfahrzeugen herstellen, sowohl schwerere als leichtere wie die Luft, unter Benutzung der Ergebnisse des Teddingtoner Spezialausschusses, dem Mr. O'Gorman angehörte. Bald darauf wurde der Bau der sogenannten „Zeppeline" der Admiralität überlassen. Diese gab einige in Auftrag, hielt es aber nicht für erforderlich, das Rayleigh-Komitee über die mathematischen und physikalischen Vorbedingungen zu befragen. Der Auftrag, einen Zeppelin herzustellen, wurde von dem Direktor des Schiffsbauwesens an eine bedeutende Ingenieurfirma vergeben, als ob es sich um einen Schiffsbau handelte. Da die erforderlichen Feststellungen nicht vorher getroffen worden waren, fiel der Zeppelin sehr bald der Vernichtung anheim, während die Flugzeuge der Arbeit Lord Rayleighs und seiner Kollegen, einschließlich Mr. O'Gormans, Ehre machten. An der weiteren Entwicklung war ich nicht mehr viel beteiligt. Meinem Nachfolger, Oberst Seely, gelang es schließlich, mit Churchills Unterstützung, einen sehr ausgedehnten Flugdienst bei der Armee und der Marine ins Leben zu rufen. Man hat uns vorgeworfen, daß wir zu langsam vorgegangen wären und die wissenschaftlichen Erfordernisse nicht hinreichend berücksichtigt hätten. Letzterer Vorwurf trifft, glaube ich, bis in die neueste Zeit zu, aber jetzt wird mehr in dieser Hinsicht erreicht, denn damals forderten die Presse und die Geschäftswelt stürmisch, daß zuerst gehandelt und dann nachgedacht werden sollte, und verhinderten dadurch jeden gründlichen Fortschritt. Gediegene und wirklich schnelle Ergebnisse können nur dann erzielt werden, wenn die praktische Ausführung von sorgfältiger Forschungsarbeit geleitet wird.

So nähert meine Schilderung sich dem Ende meiner vorbereitenden Arbeit im Kriegsamt. Während meiner ersten beiden

Amtsjahre war ich einer der eifrigsten Arbeiter im Verteidigungskomitee und nutzte alle seine Wirkungsmöglichkeiten aus. Nach Campbell-Bannermans Tode im Jahre 1908 nahm der neue Ministerpräsident, Asquith, großen Anteil an dem Komitee und führte stets den Vorsitz. Wenn er einmal verhindert war, bat er mich, ihn zu vertreten. Balfour hatte das Komitee bei seiner Gründung mit nützlichen Richtlinien ausgestattet. Aber durch uns trat eine neue Entwicklung ein, indem wir systematisch für Spezialprobleme Unterausschüsse schufen. Ich glaube, daß es zweckmäßig gewesen wäre, diese Unterausschüsse noch weiter zu vermehren, und bin besonders der Ansicht, daß die Zivilisten, die zu den Unterausschüssen gehörten, von dem Ministerpräsidenten nicht in so großer Anzahl zu den Plenarsitzungen des Komitees hätten zugelassen werden sollen, wie es der Fall war. Denn ihre Gegenwart verhinderte oft die Vertreter der Marine und des Heeres, offen ihre Meinung zu äußern. Die Sitzungen glichen zuweilen überfüllten politischen Versammlungen. Manche Mitglieder des Kabinetts brannten darauf, an den Sitzungen des Komitees teilzunehmen, das lediglich eine beratende Körperschaft von Sachverständigen war, während sie es unberechtigterweise als eine Einrichtung betrachteten, die die gleichen Befugnisse hätte wie die Regierung selbst. Es war die Pflicht des Ministerpräsidenten, als Leiters beider Körperschaften, diese falsche Vorstellung zu korrigieren. Eine Folge der unzulänglichen Führung war es, daß die Vertreter der Marine und der Armee, die weniger redegewandt waren als ihre Zivilkollegen, sich von den Politikern zum Schweigen bringen ließen. Die Herstellung des Gleichgewichts war eine delikate Angelegenheit, aber sie hätte sich erreichen lassen. Ich hatte mich stets in der Hoffnung gewiegt, ehe der große Krieg über uns kam, daß aus dem Komitee in Kriegszeiten der Große Generalstab des ganzen Reiches entstehen würde, ein wirklicher Kriegsrat, der sich mit allen militärischen Fragen in einer Weise beschäftigt hätte, die ich in der Vorrede zu meiner Schrift über die Wehrpflicht (Compulsory

Service) auseinandergesetzt habe. Aber der große Umfang des Komitees erschwerte diese weitere Entwicklung, und während des Krieges übernahm die Regierung einen großen Teil seiner Aufgaben, was meiner Ansicht nach eine ganz schlechte Lösung war. Soweit kam es trotz des Widerstandes der tüchtigen Komiteesekretäre Admirals Ottley und nach ihm des Sir Maurice Hankey. Letzterer tat durch die Zusammenstellung des sogenannten „Kriegsbuches" (War Book), was ihm möglich war, um diese Entwicklung aufzuhalten, die teilweise dadurch entstand, daß der Ministerpräsident nicht genügend Zeit hatte, um sich mit diesem wichtigen Werk zu beschäftigen. Damals war der Ministerpräsident gleichzeitig Präsident des Komitees, aber es gab keinen stellvertretenden Vorsitzenden, der ihn von der Verpflichtung andauernder Überwachung hätte entlasten können. Unter Mr. Baldwins erster Regierung wurde ein solches Amt geschaffen, das ich selbst während der Zeit der dann folgenden Arbeiterregierung bekleidet habe. Danach ist eine Ernennung nicht mehr erfolgt, wie ich annehme, weil die Wahl schwierig war und Mißstimmung hätte erzeugen können. Jedenfalls halte ich es für bedauerlich, daß es seit meiner Zeit keinen beamteten Vorsitzenden des Verteidigungskomitees mehr gegeben hat.

1911 nahm ich als Viscount meinen Sitz im Hause der Lords ein, um zeitweilig die Führung zu übernehmen, während der wirkliche Führer, Lord Crewe, mit dem Könige nach Indien reiste. Der Ministerpräsident hatte mich bereits, als Lord Crewe krank war, wissen lassen, daß ich möglicherweise das Amt für Indien übernehmen müßte, und früher hatte der damalige Staatssekretär für Indien von meiner eventuell in Frage kommenden Ernennung zum Vizekönig von Indien gesprochen. Aber ich hatte das Kriegsamt nicht verlassen wollen, ehe ich nicht meine Aufgabe dort vollständig erfüllt hätte. 1911 war ich aus dem Gröbsten heraus, und ich fürchtete, abgestumpft zu werden. Mein alter Freund, Lord Nicholson, hatte das Kriegsamt verlassen und zum Nachfolger als Chef

des Generalstabs einen anderen guten Freund von mir, Sir John French, erhalten. Sir Douglas Haig war Befehlshaber des Lagers von Aldershot geworden. Sir Ian Hamilton und Ellison waren zur Inspektion der Überseestreitkräfte versetzt worden. Das Arbeitsquantum hatte sich so verringert, daß ich keine Bedenken trug, mich als Richter im Kronrat und im Hause der Lords zu betätigen, da es dort zu wenig Richter gab. Das Haus der Gemeinen hatte mich dazu ermächtigt, obgleich ich Minister war. So dehnbar ist unsere Verfassung, daß diese Abweichung zulässig erschien.

An einem Junimorgen des Jahres 1912, während der Pfingstferien, benachrichtigte mich der Lord-Großkanzler, Lord Loreburn, daß er schwer krank wäre und sofort zurücktreten müßte. Er bat mich, den Monarchen zu verständigen, da er zu krank wäre, um es selbst zu tun. Ich sprach mit dem König, und der Haupteinpeitscher (Chief Whip) setzte sich auf drahtlosem Wege mit Asquith in Verbindung, der an Bord der Admiralitätsjacht im Mittelmeer kreuzte. Asquith antwortete: „Fragt Haldane, wer sein Nachfolger im Kriegsamt sein könnte." Der Wollsack mußte sofort besetzt werden, weil das Haus der Lords im Begriff war, zusammenzutreten, und es jetzt keinen Kanzler gab. Amtlich konnte indes vor der Rückkehr des Ministerpräsidenten am Montag morgen nichts geschehen, und die Sache mußte ganz geheim behandelt werden. Wir beschlossen vorläufig, am Montag nachmittag eine Beratung abzuhalten, bei der mir das Große Siegel übergeben werden sollte. Am Dienstag morgen um 10.30 sollte der „Master of the Rolls" meine Vereidigung vornehmen. Ich traf mit einigen der Richter beim Diner am Freitag abend zusammen. Natürlich durfte ich ihnen nichts über Lord Loreburns Rücktritt oder über Dinge erzählen, die damals noch nicht feststanden. Sie warfen mir vor, niemals meine alten Freunde bei Gericht besucht zu haben. Ich sagte, daß ich ihnen sehr gern einen Besuch abstatten würde, und zwar wahrscheinlich am Dienstag morgen. Das Große Siegel wurde mir

vom König am Montag um 6 Uhr nachmittags eingehändigt und am nächsten Morgen erschien ich, wie ich versprochen hatte, in der Revisionskammer Nr. 1 zu einem Besuch bei den Richtern, und zwar in der Amtstracht des Kanzlers, mit großer Perücke. An jenem Abend speiste ich in Lincoln's Inn mit meinen Richterkollegen. Nach dem Diner entfernte ich mich still und ging auf den New Square, um die Treppe von Nr. 5 zu betrachten, wo sich meine alte Dachstube befand. Ich ging die Treppe hinauf zu meiner früheren Eingangstür und hörte, wie die Rechtsbeflissenen noch zu später Stunde arbeiteten, gerade wie ich selbst vor mehr als 30 Jahren. Ich wollte den Türklopfer ergreifen und um Erlaubnis bitten, mir mein altes Zimmer ansehen zu dürfen, doch überkam mich Verlegenheit und ich ging unbemerkt die steile Treppe wieder hinunter.

So war es gekommen, daß ich wieder in den Dienst meiner Herrin, der Justiz, eintrat.

Bevor ich endgültig das Kriegsamt verließ, wurde ich mit einem besonderen Auftrag betraut. Ich wurde nach Berlin entsandt, um die deutsch-englischen Beziehungen mit der deutschen Regierung zu besprechen, insbesondere im Hinblick auf eine starke Vermehrung der deutschen Flotte, die eine entsprechende Vermehrung auf unserer Seite zur Folge haben konnte. Seit der Entsendung des „Panthers" nach Agadir und dem Marsch der französischen Truppen nach Fez sah es auf beiden Seiten recht drohend aus, und am 21. Juli 1911 hatte Lloyd George in der City eine vorher festgelegte Erklärung abgegeben, daß wir nicht beiseitestehen könnten, wenn ein ernster Streit entstände. Ob die Franzosen oder die Deutschen mehr für die bestehende Spannung zu tadeln waren, oder ob wir uns mehr eingemischt hatten, als es nötig war, darüber werden sich die Historiker wohl niemals einigen können. Jedenfalls wurden die Beziehungen zwischen England und Deutschland dadurch nicht besser, und in Deutschland erwog man eine Flottenvermehrung.

Im Januar 1912 kehrte Sir Ernest Cassel[1] von Berlin nach London zurück. Er war gut mit dem Kaiser bekannt und hatte im Einverständnis mit einigen meiner Ministerkollegen dem Kanzler Bethmann Hollweg persönliche Vorschläge gemacht, wie die Lage entspannt werden könnte. Cassel lag eine Entspannung sehr am Herzen. Der Kaiser hatte ihn beauftragt, in London zu sagen, daß die in beiden Ländern herrschende Stimmung ihm große Besorgnis einflöße und daß er einen unmittelbaren und persönlichen Meinungsaustausch zwischen den beiden Kabinetten für geeignet hielte, die Lage zu verbessern. Unsere Regierung beschloß, dieser Anregung zu folgen. Meine Ministerkollegen erachteten mich als geeigneten Abgesandten, weil ich deutsch sprach und mit einigen der wichtigsten deutschen Staatsmänner auf freundlichem Fuße stand. Grey sagte mir, daß ich unter allen Umständen nach Deutschland fahren müßte. Ich wies darauf hin, daß der größte Eindruck erzielt werden würde, wenn er selbst hinginge[2] und ich ihn begleitete. Aber er zog es vor, mich allein fahren zu lassen, und Asquith und die anderen Minister stimmten ihm zu. Grey ließ nun Goschen, unseren Botschafter in Berlin, nach London kommen, um sich mit uns über die Lage auszusprechen. Goschen war ein ausgezeichneter Mann, aber nicht weitsichtig genug, um über ein bloßes angenehmes gesellschaftliches Verhältnis mit den Deutschen hinauszukommen.

Die Geschichte meines Besuchs in Berlin im Februar 1912 wird eingehend im Kapitel II von „Vor dem Kriege" geschildert, welches sich mit den diplomatischen Beziehungen jener Zeit befaßt. Ich kam in inoffizieller Mission. Ich sollte offen reden und die Absichten unserer Regierung darlegen, aber ich sollte kein Abkommen ab-

[1] Die Initiative ging von Ballin aus. In Berlin nahm man nach Cassels Angaben an, daß Grey und Churchill nach Berlin kommen würden.

[2] Am 12. Dezember 1911 sagte Haldane zu dem deutschen Militärattaché Ostertag: „Ich möchte so gern, daß Sir Edward Grey Herrn von Bethman Hollweg persönlich träfe!" (G. P. Nr. 10670).

schließen, sondern mich damit begnügen, Material nach London zurückzubringen, auf Grund dessen endgültige Entschlüsse gefaßt werden könnten. Mein Bruder, der Physiologe, fungierte als mein Privatsekretär und kam angeblich mit mir nach Berlin, um wissenschaftliche Angelegenheiten mit den Biologen der dortigen Universität zu erörtern.

Folgendes Zitat aus „Vor dem Kriege" beschreibt die Lage, die ich in Berlin vorfand:

„Ich traf am 8. Februar 1912 in der deutschen Hauptstadt ein und verbrachte einige Tage mit Unterredungen mit dem Kaiser, dem Reichskanzler, dem Staatssekretär des Reichsmarineamts (Admiral von Tirpitz) und anderen Ministern des Kaisers. Diese Unterredungen habe ich auf Grund der Notizen wiedergegeben, die ich nach jeder Unterredung machte, um die im Laufe derselben erfolgten Äußerungen möglichst genau festzuhalten.

Zuerst unterhielt ich mich mit Herrn von Bethmann Hollweg, dem Reichskanzler. Wir trafen uns in der englischen Botschaft und unsere ganz zwanglose Unterhaltung ging tief auf die Materie ein und verlief sehr angenehm. Mein Eindruck war und ist es bis heute geblieben, daß Bethmann Hollweg damals ebenso ehrlich bestrebt war, den Krieg zu vermeiden, wie ich selbst. Ich wies auf gewisse Gefahrenpunkte ganz offen hin, und er hörte zu und antwortete mir mit anscheinend vollem Verständnis für unsere Lage. Ich sagte, daß das deutsche Volk das unbestrittene Recht habe, seine bereits großartige Rüstung noch weiter zu verstärken. Doch wäre es eine unvermeidliche Folge einer solchen Haltung, daß andere Völker sich im Interesse ihrer eigenen Sicherheit zueinander hingezogen fühlten. Dies geschähe gerade jetzt. Ich verhehlte ihm nicht, daß wir in militärischer Beziehung und zur See Vorbereitungen getroffen hätten, doch handelte es sich nur um Verteidigungsmaßnahmen, die man in Deutschland nicht als ungewöhnlich ansehen würde. Ich bemerkte ferner, daß wir entschlossen wären, keinen Angriff irgendeiner Nation zu dulden, und sagte ihm, was ihn zu beruhigen schien, daß wir keine

geheimen militärischen Verträge abgeschlossen hätten. Aber, fügte ich hinzu, wenn Frankreich angegriffen und der Versuch gemacht würde, französisches Gebiet zu besetzen, so dürfte Deutschland nicht darauf rechnen, daß wir neutral blieben. Zweifellos würde die Lage unserer vom Meere geschützten Insel ernstlich gefährdet sein, wenn Deutschland sich in den Besitz der Kanalhäfen an der Nordküste Frankreichs setzte. Ferner wären wir vertraglich verpflichtet, Belgien gegen einen Überfall beizustehen, geradeso wie wir unter gewissen Umständen Portugal und Japan helfen müßten. Drittens könnten wir, weil wir für unsere Versorgung mit Lebensmitteln und Rohstoffen auf ungehinderten Seeverkehr angewiesen wären, nicht so lange warten, bis Deutschland es für gut befunden haben würde, seine Flotte so stark zu vergrößern, daß der uns durch unsere Flotte gebotene Schutz nicht mehr ausreichen würde. Deutschland könnte nach Belieben mehr Schiffe bauen, aber wir würden alsdann für jedes deutsche Schiff zwei in Auftrag geben.

Der Kanzler sagte, daß er mir meine Äußerungen keineswegs verübelte, daß aber seine Admirale und Generale außerordentlich schwer zu behandeln wären.

Ich erklärte, daß es sich mit den Admiralen und Generalen in meinem eigenen Lande auch nicht leicht auskommen ließe. Im Laufe unserer Unterredung schlug der Kanzler mir eine Neutralitätsformel vor, auf die ich später zurückkommen werde.

Ich verließ den Kanzler mit dem Eindruck, daß ich mich mit einem rechtschaffenen Mann unterhalten hätte, der sich einigermaßen bedrängt fühlte. Am nächsten Tage frühstückte ich mit dem Kaiser und der Kaiserin im Schloß und verhandelte nachher fast drei Stunden mit dem Kaiser und Admiral von Tirpitz im Arbeitszimmer des Kaisers. Die Unterhaltung wurde fast durchweg in deutscher Sprache geführt und beschränkte sich auf Marinefragen. Der Kaiser war sehr entgegenkommend, aber Tirpitz schien sich mehr zurückzuhalten. Es handelte sich um die Frage, ob Deutschland sein Flottenprogramm weiter ausführen sollte oder nicht. Den wirklichen Inhalt dieses

Programms kannten wir nicht, wir wußten nur, daß es eine Vermehrung der Schlachtschiffe vorsah. Der Kaiser gab mir eine vertrauliche Abschrift des Entwurfes des neuen Flottengesetzes[1] und bemerkte dabei, daß er nichts dagegen einzuwenden hätte, wenn ich den Entwurf meinen Kollegen privatim zeigte.[2] Ich warf nicht einmal einen Blick hinein, denn schon der Umfang zeigte mir, daß der Entwurf ein sorgfältiges Studium erfordern würde. So steckte ich ihn einfach in die Tasche, wiederholte aber, was ich dem Kanzler gesagt hatte, daß die Notwendigkeit eines sicheren Verkehrs zur See unseren Flottenschutz zu einer Lebensfrage für uns machte. Die Deutschen könnten tun und lassen, was sie wollten, aber wir auch, und wir würden wahrscheinlich zwei Schiffe für jedes deutsche bauen. Eigentlich läge es nicht an uns, den Wettstreit zu mildern, sondern an Deutschland. Jedes Abkommen zur Beilegung der bestehenden Differenzen und zur Durchdringung der Beziehungen zwischen den beiden Völkern mit einem neuen Geist würde Stückwerk bleiben, wenn Deutschland immer mehr Schiffe baute und uns zu der doppelten Leistung zwänge. Ja, die ganze Welt würde über ein solches Abkommen lachen, und unser Volk würde denken, daß man es zum besten gehabt hätte. Ich schlösse mich dieser Ansicht nicht an, weil ich glaubte, daß schon das Bestehen eines Abkommens an und für sich wertvoll wäre. Aber der Kaiser würde einsehen, daß das englische Volk seinem Vorgehen nur geringe Bedeutung beilegen würde, wenn sein Flottenprogramm nicht durch das Abkommen stark verändert würde.

Wir besprachen alsdann den Vorschlag der deutschen Admiralität für das neue Programm. Admiral von Tirpitz verteidigte es heftig. Ich bestand darauf, daß es von Grund aus umgeändert werden müßte, wenn bessere Beziehungen entstehen sollten. Die Unterredung

[1] Gemeint ist die Flottennovelle von 1912.

[2] Das war in diesem Anfangsstadium der Verhandlungen ein schwerer taktischer Fehler, den Tirpitz auf Bethmann Hollweg abzuwälzen versucht.

wurde in freundschaftlichem Tone weitergeführt, aber ich fühlte, daß wir bei dem Kernpunkt meiner Aufgabe angelangt waren. Der Admiral wünschte, daß wir uns hinsichtlich der Vermehrung unserer eigenen Flotte zu einigen Zugeständnissen bequemten. Er bezeichnete den Zweimächtestandard als zu hart für Deutschland und meinte sogar, daß Deutschland sich nicht mit ihm abfinden könnte.

Ich sagte, daß es sich darum nicht handeln könnte. Die Deutschen wären frei, und wir auch, und wir müßten unsere Handlungsfreiheit aus Sicherheitsgründen aufrechterhalten. Wir kamen dann auf den Gedanken, in einem eventuell abzuschließenden allgemeinen Abkommen[1] den beiderseitigen Flottenstandard und die Schiffsbaufrage überhaupt nicht zu erwähnen; der Kaiser sollte, wenn der Abschluß eines umfassenden Abkommens gelänge, verkünden, daß seine ursprünglichen Ansichten über das neue Flottengesetz sich infolge des Abkommens von Grund auf verändert hätten; das Inkrafttreten des Gesetzes müßte daher verzögert und das Tempo des Schiffsbaus verlangsamt werden.

Der Kaiser sagte, daß ein solches Abkommen sicher förderlich wirken würde, und fügte hinzu, daß der Kanzler mir eine Formel als Grundlage vorschlagen sollte. Ich erklärte mich bereit, mit dem Kanzler über eine geeignete Formel zu verhandeln und auch die anderen Fragen mit ihm zu besprechen. Alsdann würde ich nach London zurückkehren und sowohl dem König als meinen Ministerkollegen über die gute Aufnahme berichten, die mir in Berlin zuteil geworden sei, und das Gesamtergebnis meiner Unterredungen, insbesondere die schwierige Schiffsbaufrage, ihrer Beurteilung unterbreiten. Denn ich wäre nach Berlin gekommen, nicht, um ein Abkommen zu treffen, sondern um mit Hilfe des Kaisers und seiner Minister den Boden dafür vorzubereiten. Die freundliche Stimmung in Berlin hätte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und

[1] Er meint das allgemeine politische Abkommen, auf das Deutschland hinauswollte.

ich zweifelte nicht, daß ich in London eine ebenso freundliche Bereitschaft antreffen würde."

Der Kaiser schien mir den Frieden zu wollen, aber nicht zu verstehen, daß man die Sache des Friedens am besten fördert, wenn man nicht mit dem Schwerte rasselt. Bei dem Schmieden dieses Schwertes schien mir Tirpitz den Kaiser nachdrücklich zu unterstützen, obgleich ich selbst von ihm nicht glaube, daß er den Krieg im Auge hatte. Bethmann war ganz anders geartet und schien die Lage ungefähr wie wir zu betrachten, aber er war nicht stark genug, um den Ring zu durchbrechen, der den Kaiser umgab.

Ich wurde überall gut aufgenommen. Ich glaube, daß die Deutschen im allgemeinen keinen Krieg wünschten, obgleich sie eine übertriebene Vorstellung von ihrer Macht als Volk in Waffen hatten. Als das Gerücht entstand, daß ich nicht wirklich verhandeln wollte, fielen die Kurse an der Berliner Börse. Etwas erreichte ich aber doch. Es gelang mir, das Tempo des Schiffsbaus etwas zu verlangsamen, und die Ausgaben für die Marine in beiden Ländern ein wenig zu verringern. Aber Tirpitz bestand auf seiner Flottenpolitik und zwang mich, ihn nicht im unklaren darüber zu lassen, daß wir dann auch unsere Flotte vergrößern müßten. Angesichts der Geistesverfassung, in der sich die Berater des Kaisers in Marineangelegenheiten damals befanden, war es nicht möglich, sie für ein Abkommen zu gewinnen. Ich glaube, daß der Kaiser geneigt gewesen wäre, das Flottengesetz zu verzögern, aber seine Berater verhinderten ihn daran, und er war nicht mächtig genug, um sich ihrer zu erwehren. Bethmann tat, was er konnte, war aber in seiner Stellung nicht stark genug, um diesen Einflüssen zu widerstehen, wie es Bismarck, der im letzten Teil seiner Laufbahn ein großer Friedenskanzler war, vermocht hätte. Ich kehrte nach London zurück und stattete der Regierung eingehend Bericht über die Lage ab. In dem Entwurf des neuen Flottengesetzes, den mir der Kaiser freundlicherweise gegeben hatte, fanden die Sachverständigen der Admiralität viele bedrohliche Angaben, und es blieb uns nichts anderes übrig, als mit unseren

Vorbereitungen fortzufahren. Als der Krieg begann, hatten diese Vorbereitungen einen bedeutenden Umfang erreicht. Seit die liberale Regierung im Jahre 1905 zur Macht gelangt war, waren die Ausgaben für die Marine von 31 Millionen auf über 50 Millionen Pfund gestiegen. Im Lichte späterer Ereignisse war diese Vermehrung nicht zu groß.[1]

Wenn wir am Anfang dieses Jahrhunderts Deutschland besser verstanden hätten, so wäre es uns vielleicht gelungen, Deutschland, Frankreich und Rußland einander näherzubringen. Aber dazu wäre es erforderlich gewesen, daß wir selbst die Deutschen genauer kennten. Sie sind Begriffsmenschen und daher schwer zu ergründen, aber dank dieser Eigenschaft sind sie genau und verläßlich, wenn man einmal ein Abkommen mit ihnen getroffen hat. In dieser Verbindung möchte ich darauf hinweisen, daß Vertreter der einzelnen Völker jetzt miteinander bei den Zusammenkünften des Völkerbundes verkehren und sich gegenseitig aussprechen können. Aber auch dazu ist viel Wissen nötig, viel mehr Wissen, als wir Engländer gewöhnlich über die Völker besitzen, mit denen wir in Berührung kommen. Auf diesen Punkt will ich hier nicht weiter eingehen, denn was ich darüber zu sagen habe, ist bereits in einem Vortrag ausgeführt, den ich 1911 in Oxford über das Thema „Großbritannien und Deutschland" hielt, der später in einer Sammlung von Vorträgen veröffentlicht wurde, die den Titel „Die Universitäten und das Leben der

[1] Man kann nicht sagen, daß Haldane, bei allem besten Willen, der Aufgabe, die er Ballin gegenüber als weltgeschichtliche Aktion bezeichnete, ganz gewachsen war. Marine- und Kolonialangelegenheiten waren ihm fremd. Auch liegt der Verdacht nahe, daß er mit den letzten Zielen der britischen Politik nicht vertraut war. Es ist daher begreiflich, daß der Kaiser, der allerdings, ebenso wie Tirpitz, psychologisch Unmögliches von England verlangte, die Mission Haldanes als ein Manöver bezeichnete. Zu denken gibt jedenfalls, daß Grey am Tage, als Haldane in Berlin eintraf, Benckendorff gegenüber eine scharfe Sprache führte, und daß bei Haldanes Rückkehr die Einigung über Persien mit Rußland erfolgt war.

Nation“[1] führt. Der Krieg hat uns viel gelehrt, aber diese Lehren müssen, wenn sie uns und anderen Völkern wirklich nützen sollen, in eine systematischere Form gebracht werden.

Nach dem Februar 1912 wurden weiter Verhandlungen mit Deutschland geführt, nicht mehr über die Flottenfrage, in der die deutsche Regierung offenbar nicht nachgeben wollte, sondern über andere Angelegenheiten. Durch die Erledigung mehrerer territorialer Fragen, einschließlich derer von Neufundland und Ägypten, war es uns gelungen, unsere Beziehungen zu Frankreich freundlich zu gestalten, und wir hofften, auch mit Deutschland zu einem guten Einvernehmen zu gelangen. Unsere Verhandlungen betrafen Afrika[2] und die Bagdad-Eisenbahn und schritten schnell und in zufriedenstellender Weise fort. Kurz vor dem Kriege wurden sogar die Entwürfe für diese Abkommen bereits paraphiert.

Ich beteiligte mich emsig an den Verhandlungen mit Deutschland, und entwarf schwierige Noten, die dann nach Berlin gingen. Offenbar hatte der Reichskanzler in Berlin mit manchen Widerständen zu rechnen, wenn er an uns schrieb. Zuweilen vertrat ich auch Grey im Auswärtigen Amt, wenn er sich einmal etwas länger von seiner ermüdenden Arbeit ausruhen wollte. Morley oder ich pflegten im Auswärtigen Amt zu sein, wenn Grey ohne eigentlichen Urlaub abwesend war. Am Anfang des Jahres 1906 war seine Frau an den Folgen eines Unfalls gestorben. Sie war eine bedeutende und vornehme Frau, und ihr Tod traf ihn schwer. Nur angestrengte Arbeit konnte seine Trauer etwas lindern.

Da ich eine kräftige Gesundheit besaß und Arbeit nie scheute, übernahm ich zuweilen auch die Leitung des Ministeriums des Innern, während der Staatssekretär verreist war. Es war keine Sinekure, denn damals ereigneten sich oft unerwartete Ausstände und Unruhen, bei denen die Polizei und mitunter sogar das Militär einschreiten mußte. Soldaten und Polizisten benahmen sich musterhaft. Ich

[1] A. a. O., S. 47—92.

[2] Die portugiesischen Kolonien.

freute mich, am Abend zu hören, daß die Soldaten, die nach den Aufruhrgebieten entsandt worden waren, um die Bevölkerung gegen die Zerstörung ihres Eigentums und sogar vor Todesgefahr zu schützen, während des Tages Fußball mit den Aufrührern gespielt hatten.

So verlief mein Leben im Jahre 1912. Es veränderte sich, als ich Lord-Großkanzler wurde, aber nicht so stark, wie man hätte annehmen können. Bevor ich die Schilderung dieser Periode beende, muß ich ein Ereignis erwähnen, das mich sehr stark berührt hatte. König Eduard verschied im Sommer 1910.[1] Ich hing sehr an ihm, und er trat mir menschlich näher als vielleicht irgendeinem anderen meiner Kollegen. Ich traf oft, sowohl aus amtlichen Gründen, wie bei gesellschaftlichen Anlässen, mit ihm zusammen. Er ließ mich häufig auf die Liste derer setzen, denen er bei Diners und bei Wochenendbesuchen zu begegnen wünschte. Meine Reformbestrebungen für die Armee unterstützte er nachhaltig und besprach auch gern andere Regierungsangelegenheiten mit mir. Er nahm es nie übel, wenn man ihm offen die Meinung sagte.

Seinen Tod empfand ich als den Verlust eines lieben Freundes, und die, die ihm nahestanden, hatten es nicht anders erwartet. Unter den Briefen, die ich damals schrieb, finde ich einen vom 10. Mai: „Heute morgen ließ mich die Königinmutter kommen. Sie empfing mich allein in einem Raum, wo er noch aufgebahrt lag, und ich nahm zum letztenmal Abschied von meinem alten und lieben Herrn. Der Ausdruck seines Antlitzes war nur wenig verändert, während seines Lebens hatte ich ihn oft so mit geschlossenen Augen sich zurücklehnen sehen. Die Königinmutter erzählte mir, daß er mich sehr gern gehabt hätte." Das war eines der Erlebnisse, auf die es in unserem Dasein wirklich ankommt.

[1] Am 6. Mai 1910.

Achtes Kapitel

Meine Amtszeit als Lord-Großkanzler

(1912—1915)

Zweimal habe ich das Große Siegel geführt, vom Sommer 1912 bis zum Sommer 1915 und dann noch einmal 9 Monate vom Anfang des Jahres 1924 an. Dieses Kapitel handelt hauptsächlich von meiner ersten Kanzlerschaft. Als ich den Wollsack bestieg, war es mein Ehrgeiz, das durchzuführen, was ich seit vielen Jahren als notwendig erkannt hatte, nämlich die Befestigung der Rechtsabteilung des Kronrats in seiner Eigenschaft als oberstes Gericht des Reiches außerhalb von Großbritannien und damals von Irland. Aus Richtermangel hatte dieses Gericht oft nur aus drei Mitgliedern bestanden, um über Revisionen von Gerichtshöfen der Dominions zu entscheiden, in denen fünf Richter saßen. Die Dominions hatten begonnen, diesen Zustand zu tadeln, und darauf hingewiesen, daß die verfügbaren Richter vorzugsweise im Hause der Lords versammelt würden.

Eine andere Reform, die mich beschäftigte, war die gründliche Umwandlung der Bodengesetzgebung in England. Bindungen des Grundbesitzes konnten unbedenklich werden, besonders, wenn es sich um kleine Familiengüter handelte, wo Witwen und Kinder auf diese Weise sichergestellt werden konnten, wenn der Besitzer für Lebenszeit gegenüber der Außenwelt die Stellung eines wirklichen Eigentümers erhalten konnte, dem die freie Verfügung über das Land zustand. Die Bindung würde sich dann nur noch auf den Erlös aus diesen Geschäften erstrecken, analog dem in Lord Cairnes' Landakte aufgestellten Grundsatz. Der Plan eines „Vorhanges", hinter dem

mit einem in seiner Verfügungsfreiheit beschränkten Besitzer Geschäfte abgeschlossen werden konnten, als ob er der unbeschränkte Eigentümer wäre, war von einem bedeutenden Anwalt für Grundstücksübertragungen, dem jetzt verstorbenen Mr. Wolstenholme, ausgearbeitet worden. Sein bekanntester Schüler, Mr., später Sir, Benjamin Cherry, war bereit, seine Kenntnisse und seine Erfahrungen zu meiner Verfügung zu stellen. Sir Philip Gregory und mehrere andere hervorragende Grundstücksanwälte wollten sich auch an der Arbeit beteiligen. So arbeiteten wir in den Jahren 1913 und 1914 Gesetzentwürfe aus, die ich als Kanzler dem Parlament vorlegte. In der Atmosphäre von Mißtrauen konnten die Bills nicht weiter gefördert werden, aber es befanden sich in ihnen Grundsätze und viele Einzelheiten, die seitdem gesetzliche Form bekommen haben. Als der Krieg vorüber war, nahm der damalige Lord-Großkanzler, Lord Birkenhead, die Arbeit wieder auf, wo ich sie abgebrochen hatte, und verbesserte sie. Mein Mitarbeiter, Sir Benjamin Cherry, unterstützte ihn hierbei, und sie stellten eine vollkommenere Fassung her, die mich sehr befriedigte. Lord Birkenhead bat mich, den Vorsitz über ein aus beiden Häusern des Parlaments gewähltes Komitee zu übernehmen, dem der Entwurf vorgelegt wurde, und ich verbrachte drei Monate im Jahre 1920 bei dieser Arbeit. Schließlich gelang es Lord Birkenheads Tatkraft, den Entwurf als Gesetz durchzubringen. Wahrscheinlich konnte das nur ein konservativer Lord-Großkanzler mit einer starken Mehrheit in beiden Häusern des Parlaments fertigbringen. Dieser Vorgang bekräftigt die schon früher von mir geäußerte Ansicht, daß große Reformen auf rechtlichem Gebiet nur von mehreren einander folgenden Lord-Großkanzlern durchgeführt werden können. Denn kaum war die Bill angenommen, als es sich zeigte, daß ihre Ausführung noch mehrere andere Gesetze erforderlich machte. Lord Cave, der der beabsichtigten Reform etwas kritisch gegenüberstand, als er den Sitz auf dem Wollsack einnahm, erkannte dies und legte die noch notwendigen Bills vor. Seine Regierung trat zurück, ehe sie angenommen werden

konnten, und so fiel es mir, als ich 1924 Lord-Großkanzler in der Arbeiterregierung wurde, zu, mich wieder mit der Frage zu beschäftigen. Ich brachte mehrere Bills zur Annahme im Hause der Lords, aber die Arbeiterregierung löste sich auf, ehe die Bills im Hause der Gemeinen beraten werden konnten. Nach seiner Rückkehr in das Kanzleramt gelang es Lord Cave, die Bills nach weiteren Verbesserungen zur Annahme zu bringen, und die Reform der Boden-Gesetzgebung wurde vollendet, wie sie beabsichtigt worden war. Wahrscheinlich wird sie noch weitere Veränderungen erfahren, aber vorläufig entspricht sie allen Anforderungen, und wir drei Lord-Großkanzler haben uns nicht von Parteirücksichten leiten lassen, sondern einmütig an diesem Werk gearbeitet.

Ich kehre nun zu der Zusammensetzung der obersten Gerichte zurück. Trotz mancherlei Schwierigkeiten erreichte ich im Jahre 1913 die Annahme einer Akte, durch die uns die Zuteilung von zwei weiteren Gerichtslords mit Gehalt ermöglicht wurde. Es wurden mit Asquiths Unterstützung die beiden ausgezeichneten Richter, Lord Dunedine und Lord Sumner, ernannt. Denn um im Hause der Gemeinen eine Vorlage für die Vermehrung der Richter durchzubringen, ist der ganze Einfluß des Premierministers erforderlich. Die Regierung muß mit dem Vorurteil rechnen, daß es für die zu erledigende Arbeit bereits zu viele Richter gäbe. Es gelang mir auch noch, zwei andere hervorragende Juristen, Sir Alfred Cripps und Lordrichter Buckley, zu gewinnen. Sie wurden 1914 und 1915 als Lord Parmoor und Lord Wrenbury zu Pairs erhoben und arbeiteten ohne Gehalt genau so eifrig wie ihre bezahlten Kollegen. Eine gleiche unentgeltliche, sehr wertvolle Mitarbeit wurde nach meiner Zeit von Lord Phillimore geleistet, der ebenfalls die Pairswürde erhielt, und noch von vielen anderen.

Als ich zum erstenmal Lord-Großkanzler war, mußte eine ungewöhnliche Anzahl von Richterstellen der Abteilung des Hohen Gerichtshofs für Straf- und Zivilsachen neu besetzt werden. In vollem Einverständnis mit Asquith beschlossen wir, diese Stellen mit ganz

hervorragenden Juristen zu besetzen. Meine Nachfolger haben ebenfalls nach diesem Grundsatz gehandelt, der für die Justizverwaltung von höchster Bedeutung ist.

Ich beschäftigte mich auch damit, engere Beziehungen zwischen dem Kanzleramt und dem Ministerium des Innern herzustellen. Ein enges Zusammenarbeiten der beiden Ämter ist erforderlich, da beide in erster Linie Justizministerien sind und ihre Tätigkeit oft ineinandergreift. Die Gründe dafür sind ausführlich in einem von mir verfaßten Abschnitt des Berichts über die Funktionen der Regierung dargelegt. Ich glaube, daß das vielfältige Gebiet des Justizwesens nur durch systematische Untersuchungen von seinen Mängeln befreit werden kann. Der Lord-Großkanzler soll der wichtigste Berater der Regierung für Rechts- und Verfassungsfragen sein. Darauf und auf die Überwachung der höheren richterlichen Beamten sollte er hauptsächlich seine Aufmerksamkeit richten. Der Staatssekretär des Innern sollte sich, was er jetzt schon zu einem großen Teile tut, mit der administrativen Seite des Justizwesens beschäftigen. Die Arbeit der beiden Justizminister sollte sich ergänzen und sich nicht, wie es jetzt der Fall ist, gegenseitig stören. Wenn der Lord-Großkanzler seine Pflicht angemessen erfüllen soll, so muß man ihm dazu Zeit lassen, und das kann nur dadurch geschehen, daß man ihn von seinen täglichen Richterpflichten entbindet. Wenn er von 10.30 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags fast die ganze Woche hindurch zu Gericht sitzen muß, so kann er sich natürlich nicht im einzelnen mit den Fragen beschäftigen, mit denen sich seine Regierungskollegen befassen; selbst wenn man ihn außerdem von der Aufgabe, als Sprecher im Hause der Lords zu fungieren, entlastete, würde er noch genug zu tun haben, um seine Zeit auszufüllen.

Während meiner zweiten Kanzlerschaft im Jahre 1924 versuchte ich, einige dieser Gedanken zu verwirklichen. Ich bereitete eine Bill für die vollständige Umgestaltung des Hauses der Lords vor, durch die dann auch die von mir geplanten Veränderungen ermöglicht werden würden. Aber die öffentliche Meinung war dafür nicht reif,

und ich behalte mir die Bill für später vor. Doch gelang es mir während meiner Amtszeit, unter der Hand engere Beziehungen zwischen den beiden Ministern herzustellen und manches auf das Ministerium des Innern abzuwälzen, wie die allgemeine Verwaltung des Irrenwesens, für das dieses Ministerium eher zuständig war als mein eigenes. Es gelang mir auch, den Gesichtskreis des Personals im Kanzleramt zu erweitern und seine Leistungsfähigkeit zu erhöhen.

Wie die Dinge damals lagen, bestand meine Haupttätigkeit darin, als Richter aufzutreten, und das hohe Ansehen, dessen sich unsere Entscheidungen erfreuten, zu erhalten. Dabei wurde ich nachhaltig von meinen Richterkollegen unterstützt. Ich glaube nicht, daß ich von Natur dazu bestimmt war, ein bedeutender Richter zu sein. Nicht etwa, als ob ich nicht hinreichende Rechtskenntnis besessen hätte. Diese ging mir durchaus nicht ab, ich war als Advokat in vielen schwierigen und verschieden gearteten Prozessen aufgetreten, und obgleich ich 6 Jahre lang das Kriegsamt geleitet hatte, war mir der größte Teil meiner juristischen Kenntnisse noch gegenwärtig. Aber höchste richterliche Begabung ist eine sehr seltene Erscheinung. Lord Lindley besaß sie und auch Lord Bowen und Lord Watson. Ich erkannte, daß es mir niemals gelingen würde, die Objektivität zu erreichen, mit der sie an die Streitfälle herangingen, indes sind Rechtskenntnisse und der Wunsch, ganz gerecht zu sein, auch viel wert, und diese besaß ich beide. Aber ich glaube, daß ein Richter nur die höchste Stufe erreichen kann, wenn er sich nicht zersplittert, wie ich es getan habe, sondern sich ausschließlich in das Recht vertieft, wie zum Beispiel der verstorbene Lord Blackburn. Lord Cairnes war fast die einzige Ausnahme von dieser Regel gewesen. In unserer Zeit ist eine solche gänzliche Hingabe an juristische Probleme schwieriger geworden, als sie früher war. Das juristische Gebiet ist viel ausgedehnter, und gleichzeitig stellt die Politik mehr Ansprüche. Zudem sind die höchsten Richterstellen immer mehr nur auf dem Wege über die Politik zu erreichen. Und es erfordert mehr Zeit und Energie als

früher, einen Sitz im Hause der Gemeinen zu erlangen und sich auf ihm zu behaupten.

Solange das Arbeitsgebiet des Lord-Großkanzlers nicht anders begrenzt wird, muß er, ob er es will oder nicht, einen großen Teil seiner Zeit seiner richterlichen Tätigkeit widmen. Während meiner ersten Kanzlerschaft fiel mir das nicht schwer. Ich war kaum 60 Jahre alt und noch sehr robust, was für einen vielbeschäftigten Minister beinahe ebenso notwendig ist wie geistige Spannkraft. Aber ich hatte noch außerhalb liegende Aufgaben zu erfüllen. Ich mußte regelmäßig an den Sitzungen des Komitees für die Reichsverteidigung teilnehmen und das Kriegsamt im Hause der Lords vertreten. Auch mußte ich als Vorsitzender die Beendigung der Untersuchungen wahrnehmen, welche die Königliche Kommission für die Neugestaltung der Universität London anstellte. Außerdem mußte ich den Kabinetts-Sitzungen beiwohnen, und mindestens vier Tage in der Woche wurden durch die Gerichtsverhandlungen im Kronrat und im Hause der Lords ausgefüllt. Ich erledigte alles, so gut es ging, aber dann kam noch die Ausfertigung der Urteile, eine schwere Bürde für den Lord-Großkanzler, der dabei immer präsidieren muß. In jener aufgeregten Zeit dauerten die Sitzungen des Hauses der Lords oft bis in die späte Nacht, und die Ausfertigung der Urteile war daher keine leichte Aufgabe, wenn ein hohes Niveau, wie ich es mir vorgesetzt hatte, erreicht werden sollte. Auch das wurde dank meiner Ausdauer durchgeführt. Ich scheute keine Mühe und war sehr eifrig bei der Sache. Wer sich die Zeit nehmen will, die während jener drei Jahre in solchen Fällen wie Sinclair gegen Brougham, Nocton gegen Lord Ashburton (im Hause der Lords), Bonanza, Generalanwalt für Australien gegen die Koloniale Zuckergesellschaft (im Kronrat) von mir gefällten Entscheidungen zu lesen, wird anerkennen, wieviel Zeit und Arbeit darauf verwendet werden mußten. Dabei muß man im Auge behalten, daß der Lord-Großkanzler bei der Verfassung der Urteile sich nicht, wie die Richter des Obersten Gerichtshofs in den Vereinigten Staaten, von Sekre-

tären unterstützen lassen darf, sondern ausschließlich auf sich selbst angewiesen ist.

Lindley, Watson und Bowen waren gestorben oder zurückgetreten, ehe ich Kanzler wurde, aber Halsbury und Macnaghten waren noch da und eine Zeitlang meine Kollegen. Sie waren sehr gute Kollegen, und ihrer reichen Erfahrung verdankte ich viel. Es war eine Freude, mit ihnen zusammenzuarbeiten, denn sie erkannten sofort, worauf es bei einer Sache ankam. Trotz zunehmenden Alters blieb Halsbury seinem Berufe treu. Er war allmählich recht taub geworden, und da er kein Bedenken trug, sich mit mir zu unterhalten, wenn ich den Vorsitz führte, so wurde die Verhandlung zuweilen durch geflüsterte Worte belebt, die aber wegen seiner kräftigen Stimme, ganz gegen seine Absicht, von allen gehört wurden. Als er einmal mit den Ausführungen eines unserer Kollegen unzufrieden war, flüsterte er mir auf diese Art zu: „Unser Kollege ist der Sache nicht gewachsen." Ohne daß irgendein Zwang für ihn bestanden hätte, kämpfte er weiter gegen sein hohes Alter, und erst ganz zuletzt unterwarf er sich seinen Ärzten und der Lady Halsbury, die mir sagte, daß es lebensgefährlich für ihn sein könnte, mit der richterlichen Tätigkeit fortzufahren. Sein Verstand arbeitete rasch und bestimmt. Es war eindrucksvoll, zu beobachten, wie schnell er von Anfang an die wichtigsten Tatsachen aus einem Streitfall herausschälte. Wenn er auch im Hinblick auf Quellenkenntnis es nicht mit Cairns oder Selborne aufnehmen konnte, so war er doch ein großer Richter durch die Methode, mit der er an jede Sache heranging. Mit mir war er schon, als ich Advokat war, befreundet und gab seiner Überzeugung Ausdruck, daß ich über kurz oder lang sein Nachfolger auf dem Wollsack werden würde. Über meine politischen Ansichten schüttelte er den Kopf und meinte, daß ich ein degenerierter Nachfahr meiner Urgroßonkel, der Lords Eldon und Stowell, wäre. Aber er pflegte in Briefen und mündlich zu betonen, daß diese Bezeichnung sich seiner Ansicht nach nicht auf meine juristischen Fähigkeiten erstreckte.

Ein anderer bemerkenswerter Kollege von mir war Lord Moulton. Er hatte die Gabe außerordentlich rascher Auffassung. Er war zu impulsiv, um ein ganz großer Richter zu werden, aber er besaß einen umfassenden Geist. Als der deutsche Kaiser nach Queen Anne's Gate anläßlich des von mir bereits erwähnten Frühstückes kam, war Moulton auch zugegen. Nachdem er sich mit ihm unterhalten hatte, sagte der Kaiser zu mir: „Aber wer ist dieser Mann eigentlich? Sie sagen, er sei ein Richter, aber er scheint alles zu wissen."

Was meine Kollegen betraf, die mich in den obersten Gerichten umgaben, so war ich also sehr vom Zufall begünstigt. Mit ihrer Hilfe erledigte ich meine Arbeit, obgleich ich dann noch oft bis zum Morgengrauen am Schreibtisch saß, um Urteile auszufertigen und Reden vorzubereiten. Denn zu jener Zeit waren die politischen Debatten im Hause der Lords sehr lebhaft. Zum Beispiel erforderte die Rede, die ich hielt, als wir das Gesetz über die Entstaatlichung der Kirche in Wales durchbrachten, großen Zeitaufwand.

Die Verhältnisse waren damals so schwierig, daß allerlei Angriffe gegen mich gerichtet wurden. Mit der Kritik über die Armee wurde ich rasch fertig, aber andere Kritiken, denen ich entgegentreten mußte, verursachten mir viel Mühe.

Eine Quelle des Ausruhens und der Erfrischung war für mich mein jetzt verstorbener Freund Edmund Gosse, der damals noch Bibliothekar des Hauses der Lords war. Er suchte mich oft auf und seine treue Freundschaft, sowie die von Muir-Mackenzie, meines ersten Sekretärs, tröstete mich oft in stürmischen Zeiten.

Ich muß jetzt ein Vorkommnis erwähnen, wie es sich noch nie in der Geschichte des Kanzleramtes ereignet hatte. Im August 1913 stattete ich den Vereinigten Staaten und Kanada einen kurzen Besuch ab. Präsident Wilson, einige der führenden Politiker und Advokaten der Vereinigten Staaten, und, in Kanada, der Generalgouverneur, Herzog von Connaught, und der kanadische Ministerpräsident, Mr. Borden, hatten mich gemeinsam eingeladen, den Atlantischen Ozean zu überqueren und Ansprachen an die amerika-

nischen und kanadischen Advokatenvereine und an das Publikum überhaupt zu halten. Die Einladung war ungewöhnlich für einen britischen Groß-Siegelbewahrer, der im Lande bleiben muß. Ich sollte mich nach Montreal begeben, wo die Jahrhundertfeier des Vertrages von Gent[1] bevorstand. Die beiden Advokatenvereinigungen hatten aus diesem Grunde eine Zusammenkunft verabredet. Mr. Kellogg, der damals Präsident der amerikanischen Vereinigung war, und später Botschafter in England, und alsdann Staatssekretär in Washington wurde, kam persönlich nach London, um der Einladung mehr Nachdruck zu verleihen. Die Regierung war der Ansicht, daß ich hingehen, aber meinen Besuch auf ein Wochenende beschränken sollte, um förmliche Einladungen nach Washington und Ottawa zu vermeiden, da diese wahrscheinlich, um niemand zu enttäuschen, den Besuch noch anderer Städte mit obligatem Zeitverlust nach sich ziehen würden. Diese sogenannte „blitzartige" Reise erfolgte nunmehr und wurde in allen ihren Einzelheiten ausführlich von den Zeitungen geschildert. Meinen Vortrag arbeitete ich sehr gründlich aus. Die Ansprache behandelte die Dinge, welche die drei Völker zusammenführten. Wir befänden uns in einem Zustand, in dem man hoffen könnte, daß die Verständigung zwischen den Völkern, zu denen ich spräche, und andererseits zwischen ihnen und Frankreich und Rußland und auch Deutschland und Österreich-Ungarn so entwickelt werden könnte, daß daraus eine noch viel umfassendere Entente entstände. Dadurch könnten wir hoffen, mit den besten Seiten der anderen Völker in Berührung zu treten, und auf diese Weise eine die ganze Welt erfassende „Sittlichkeit",[2] was man mit „potenziertem Anstandsgefühl" übersetzen könnte, zu entwickeln, zum Unterschied von bloßem Rechtszwang oder reiner Ethik. Die Schaffung einer festeren Grundlage für das Völkerrecht und die Vermehrung der Ehrfurcht vor internationalen

[1] Der Friede von Gent zwischen England und den Vereinigten Staaten von Amerika wurde am 24. Dezember 1814 geschlossen.

[2] In Deutsch im englischen Text.

Verträgen, sowie der Achtung vor den Rechten und Pflichten fremder Nationen würde die Folge sein.

Alles schien damals friedlich, und trotzdem empfand ich eine gewisse Unsicherheit. Die Balkankriege hatten gezeigt, wie labil die internationale Lage in Wirklichkeit war, und wie wachsam wir alle sein mußten. In dem Vortrag, den ich in Montreal hielt, zitierte ich das Gebet von Grotius,[1] bemerkte aber, daß seine Erfüllung mir noch in weiter Ferne zu liegen schiene, und daß wir zwar mit aller Kraft dafür wirken müßten, aber ein rasches Ergebnis nicht erhoffen könnten.

Der Vortrag wurde in extenso in den englischen, amerikanischen und kanadischen Zeitungen abgedruckt. Er erregte große Aufmerksamkeit, nicht nur in den englisch sprechenden Ländern, sondern auch auf dem europäischen Kontinent. Er wurde unter dem Titel „Höhere Nationalität" (Higher Nationality) veröffentlicht. Bethmann Hollweg schrieb mir, daß er nicht nur den Gedanken treu bliebe, in denen wir uns in Berlin im Februar 1912 gefunden hätten, sondern daß er auch, soweit es in seiner Kraft läge, sich ganz für die internationale Verständigung einsetzen würde und glücklich darüber wäre, daß ich mich offen als seinen Arbeitsgenossen erklärt hätte.

Das sehr gastfreundliche amerikanische Empfangskomitee bestand darauf, nicht nur mich, sondern auch meine Schwester und Sir Kenneth Muir-Mackenzie, den ersten Sekretär des Lord-Großkanzlers, vom Anfang unserer Reise bis zu unserer Rückkehr nach Lon-

[1] Hugo de Groot, holländischer Jurist und Staatsmann (1583 bis 1645). Sein bekanntestes Werk ist „Mare Liberum", worin er die Freiheit des holländischen Handels nach Ostindien verteidigt.

Das Gebet lautet (nach Haldane):

„Möge Gott, Er, Der es allein kann, diese Lehren allen denen ins Herz schreiben, welche die Angelegenheiten der christlichen Länder lenken, daß sie göttliche und menschliche Rechte verstehen und achten. Möge Gott sie erleuchten, daß sie immer daran denken, wie wichtig das Amt ist, das Er ihnen anvertraut hat, welches ist über Menschen zu regieren, also über Wesen, die Gott über alles liebt."

don freizuhalten. In New York, wo wir an einem Freitag nachmittag eintrafen, erwartete uns ein glänzender Empfang. Am nächsten Tage fuhren wir den Hudson hinauf nach West Point, wo ich als früherer Leiter unseres Kriegsamts die Kadettenschule der amerikanischen Armee besichtigen sollte. Unmittelbar darauf nahm uns eine Abordnung von kanadischen Ministern in Empfang, und wir reisten nach einem Bankett in Albany nachts nach Montreal weiter, wo wir zwei Tage blieben. Am zweiten Tage hielt ich meinen Vortrag im Theater vor einer großen Zuhörerschaft, unter der sich auch die obersten Richter und andere Richter, sowie Mitglieder der beiden Advokatenvereinigungen befanden. Der Präsident des obersten amerikanischen Gerichts, Douglas White, führte den Vorsitz. Borden, Taft, Choate, Lord Strathcona, der trotz seines hohen Alters mit uns gereist war, und andere hervorragende Politiker und Juristen saßen auf der Rednerbühne.

Am Morgen des nächsten Tages, eines Dienstags, ging es wieder nach New York. Douglas White und ich wurden während der Fahrt im Reiseanzug photographiert. Am Abend kamen wir in New York an und fuhren mit demselben Dampfer, der „Lusitania", nach England zurück. Dieser Wochenendbesuch war der einzige, den ich der Neuen Welt abstatten durfte, aber ich stehe noch im Briefwechsel mit vielen Leuten in Nordamerika und in Kanada.

Zu jener Zeit mußte ich anfangen, mich um meine Gesundheit zu bekümmern. In die Debatten über Lloyd Georges Budget im Jahre 1910 im Hause der Gemeinen hatte ich oft eingegriffen. Die Erbschaftssteuerparagraphen waren sehr verwickelt, und da ich die Materie kannte, hatte ich mich bereit erklärt, sie zu übernehmen. Das brachte, neben meiner Tagesarbeit im Kriegsamt, Sitzungen mit sich, die die ganze Nacht dauerten. So kam es, daß die Natur mir plötzlich Einhalt gebot. In einem Auge hatte ich eine so ernste Iritis, daß die Ärzte fürchteten, es nicht retten zu können. Schließlich erholte es sich, aber ich sehe noch heute sehr schlecht damit. Während der zweiten Dezemberhälfte und der Weinachtsferien mußte ich das

Bett hüten. Dies hätte nicht viel ausgemacht, wenn damals nicht gerade die allgemeinen Wahlen bevorgestanden hätten. Meine Geschwister waren in Cloan bei meiner Mutter, aber Sir John und Lady Horner nahmen sich meiner liebevoll in London während dieser schweren Erkrankung an. Anfang Januar war ich aber doch imstande, nach Ost-Lothian zu fahren und die Wahlkampagne zu einem guten Ende zu bringen, die meine Schwester mit Asquiths und anderer Freunde Hilfe sehr energisch in meiner Vertretung geführt hatte. So gesellte ich mich als „verwundeter Krieger" zu ihnen und wurde in Haddington mit einer starken Majorität gewählt.

Aber die Augenkrankheit war nicht mein schlimmstes Leiden. Während ich krank in London lag, entdeckten die Ärzte, daß ich infolge von Überanstrengung an Diabetes litt. Da mein Vater an dieser Krankheit gestorben war, mußte ich große Vorsicht üben und die strenge Diät befolgen, die damals, vor Erfindung des Insulins, das einzige Linderungsmittel war. Auf diese Weise gelang es mir weiter, meine Arbeit zu bewältigen, allerdings nicht unbegrenzt. Zweimal warf mich eine Ansammlung von Zucker in meinem Blut aufs Krankenlager. Der erste Anfall nahm mich sehr mit, und beim zweiten trat eine akute Ischias hinzu. Beide Erkrankungen ereigneten sich kurz vor den Sommerferien; ich wurde nach Cloan geschafft und erholte mich dort nach einiger Zeit.

Ohne einen glücklichen Umstand wäre ich überhaupt nicht wieder gesund geworden. Wenige Zeit vor meinem zweiten Anfall hatte Banting das Insulin erfunden. Auf den Rat der bedeutendsten Ärzte, die mich behandelten, entschloß ich mich, mir jeden Morgen eine Einspritzung von Insulin in den Arm machen zu lassen, was anscheinend eine ausgezeichnete Wirkung ausgeübt hat. Diese Einspritzungen ersetzten die Sekretionen der sogenannten „Langerhansschen Inseln", und obgleich mein Körper vermutlich älter ist, als meine Jahre anzeigen, ist es mir doch gelungen, die Ansammlung von gefahrbringenden Zuckermengen in meinem Blut zu verhindern.

So war ich bei großer Vorsicht imstande, wie früher meine Arbeit zu erledigen, deren Umfang keineswegs abnahm. Nach Annahme der Parlamentsakte prüfte das Regierungskomitee, dessen Mitglied ich unter dem Vorsitz von Lord Ripon war, die Frage, wie wir am besten die Reform des Hauses der Lords durchführen könnten, zu der wir uns in der Präambel der Akte verpflichtet hatten. Meinungsverschiedenheiten entstanden über den Vorschlag, das Haus der Lords durch einen unmittelbar gewählten Senat zu ersetzen. Nur kräftige junge Leute mit großen Mitteln hinter sich hätten für diesen Senat kandidieren können, und die Autorität des Hauses der Gemeinen hätte dadurch erschüttert werden können. Wir wollten uns nicht zwischen der Aufstellung junger und reicher Wahlkandidaten oder aber für die Entwicklung eines vergrößerten Parteisystems zu entscheiden haben. Die liberale Mehrheit kam zu dem Ergebnis, daß die Präambel der Parlamentsakte am besten durch Wahlkörper ausgeführt werden könnte, die aus den unmittelbar gewählten Mitgliedern des Hauses der Gemeinen beständen. Selbstverständlich würde dieser Plan Angriffe hervorrufen und durchaus nicht die eifrigen Gegner befriedigen, die die Macht des Oberhauses zu stärken wünschten. Es entstand eine allgemeine Verwirrung, die sich auch später wieder einstellte, als die konservative Partei die Angelegenheit in die Hand nahm. Die Lords richteten viele Beschwerden gegen uns, weil wir unser Versprechen nicht erfüllten, und mit diesen Beschwerden mußte sich natürlich in erster Linie der Lord-Großkanzler befassen.

Eine andere wichtige Frage schob sich in den Vordergrund. Als die Homerule-Bill 1914 im Parlament durchgepeitscht wurde, vernahm man die Drohung, daß Ulster[1] sich ihrer Einführung mit Gewalt widersetzen würde. Es wurde auch behauptet, daß die Truppen, wenn sie nach Ulster entsandt würden, um dort die Ordnung zu

[1] Nordirland. Nach dem Vertrage vom 6. Dezember 1921 erhielt Ulster Homerule mit Vertretung im englischen Reichsparlament, während Südirland Freistaat wurde.

sichern, sich weigern würden, diesen Befehl auszuführen. In den Debatten über diese Frage mußte ich oft als früherer Staatssekretär des Krieges die Armee vertreten. Die Last dieser Tage erdrückte mich fast. Morgens mußte ich kurz nach 10 Uhr im Hause der Lords meine richterliche Tätigkeit beginnen und bis 4 Uhr nachmittags Revisionsverfahren beiwohnen. Dann, nach 20 Minuten mit meinen Sekretären, um die allgemeine Arbeit des Kanzlers zu erledigen, mußte ich wieder mein Amt als Sprecher im Hause der Lords antreten. Zuweilen waren die Sitzungen kurz, aber meistens währten sie sehr lange, gewöhnlich bis Mitternacht. Nebenbei mußte ich die Zeit finden, um die Bewerbungen für die Pfründen des Kanzlers zu prüfen, und zwar mußte ich doppelt so viele Pfründen verteilen wie die beiden Erzbischöfe zusammen. Außerdem mußte ich mich um die Gerichtsbeamten in England und in Schottland bekümmern, um Irrenanstalten, um die Verwaltung aller gerichtlichen Ämter in England einschließlich der Grafschaftsgerichte und um noch viele andere, weniger wichtige Angelegenheiten. Selten konnte man in jenen stürmischen Tagen am Wochenende einmal aufs Land gehen. Im Hause der Lords gab es nur eine sehr kleine liberale Partei, und ich mußte daher fast immer zugegen sein. An den Mittwochen, wenn die Kabinettssitzung ausfiel, fühlte ich mich verpflichtet, an den Zusammenkünften des Komitees für die Reichsverteidigung teilzunehmen, was für mich nicht nur eine Pflicht, sondern eine Freude war.

Als im Frühjahr 1914 die leidenschaftliche Erregung derer, die die Homerule bekämpften, ihren Höhepunkt erreicht hatte, ereignete sich ein unglücklicher Vorfall in der Curragh-Ebene. Der Oberstkommandierende hatte einige Befehle gegeben, die anscheinend nicht sehr taktvoll abgefaßt waren, und jedenfalls mißverstanden wurden. Eine größere Anzahl von tapferen Offizieren bildete sich ein, daß man ihnen befohlen hätte, ihre Soldaten gegen ihre unionistischen Brüder in Ulster zu führen. Vergebens versicherte die Regierung, daß ihr eine solche Absicht ganz fern läge. Die Gemüter waren zu sehr überreizt. Ich hielt eine Rede im Hause der Lords, in der ich ausführte,

daß jede Regierung die Pflicht hätte, Leben und Eigentum der Bevölkerung zu schützen, wenn es unglücklicherweise zu einem Aufstand in Ulster käme, und daß Truppen dafür verwendet werden müßten, wenn die Polizei nicht ausreichte. Ich fügte hinzu, daß wir gar nicht daran dächten, die öffentliche Meinung zu vergewaltigen oder überhaupt mehr zu tun, als gegen Exzesse auf der Hut zu sein. In dem nachfolgenden Satz sagte ich, wir hätten keine „Absicht", den Truppen Befehle zum Einschreiten zu geben, natürlich unter der Voraussetzung, daß Aufstände und Angriffe gegen die Kasernen, die angedroht worden waren, aber noch nicht stattgefunden hatten, unterblieben. Dieser Satz wurde aus seinem Zusammenhang herausgerissen, und überall als ein vom Lord-Großkanzler gegebenes Versprechen dargestellt, daß die Regierung unter keinen Umständen Truppen nach Ulster entsenden würde. Als der Hansard-Korrekturbogen mir am nächsten Tage vorgelegt wurde, wollte ich klarstellen, daß der fragliche Satz nicht von der übrigen Rede getrennt werden dürfte. Es wurde allgemein angenommen, daß die Abgeordneten ungenaue Ausdrücke verbessern, aber an dem Sinn der Rede selbst nichts ändern dürften. Ich konnte mir nicht denken, daß irgend jemand mir solche Änderungsabsichten zutrauen könnte. Im Zusammenhang war der Satz, wie er da stand, durchaus verständlich. Erst wenn man ihn isoliert betrachtete, konnte man ihm eine Auslegung geben, die uns an der Erfüllung einer selbstverständlichen Pflicht hindern würde. Um jeden Doppelsinn auszuschalten, fügte ich daher das Wort „sofortige" vor „Absicht" ein, doch wäre es besser gewesen, dies zu unterlassen, denn in jenen Tagen ging es hoch her, und ich wurde sofort im Hause der Lords angegriffen. Ich brauche kaum zu erwähnen, daß man mich außerhalb des Hauses einen Fälscher und Betrüger nannte. Zu gleicher Zeit wurde der Ministerpräsident vom Führer der Opposition im Hause der Gemeinen Lügner genannt. So ging es damals her.

Der Curragh-Zwischenfall veranlaßte das Kriegsamt zu einem verunglückten Versuch, das Militär zu beruhigen. Es wurde eine

Sprache geführt, die mit der militärischen Disziplin nicht vereinbar erschien. Die Regierung konnte diesen Erlaß nicht gutheißen, und schließlich demissionierten Oberst Seely, der Chef des Generalstabs, Sir John French, und der Generaladjutant General Ewert. Ich tat, was ich konnte, um die beiden Generale, mit denen ich eng befreundet war, von ihrem Entschluß abzubringen, indem ich ihnen sagte, daß sie unsere Instruktionen mißverstanden hätten, aber sie empfanden, daß sie Versprechungen gemacht hätten, die sie nicht halten könnten, und daher zurücktreten müßten. Der Ministerpräsident übernahm zeitweilig das Kriegsamt. Ich half ihm soviel ich konnte, aber ich war anderweitig so stark in Anspruch genommen, daß ich nicht immer aufpassen konnte. Er nahm zwei Ernennungen gegen meinen Rat vor. Die eine war die des neuen Generalstabschefs. Er wählte den General Douglas, der ein ausgezeichneter Generaladjutant gewesen war, aber die Generalstabsarbeit nicht kannte, und keine natürliche Begabung für sie besaß. Ich war überzeugt, daß er nicht der richtige Mann für diese Stellung war, falls der Krieg ausbrechen sollte. Ich hatte mich nicht getäuscht, denn es gelang Douglas nicht, das richtige Verhältnis zu Lord Kitchener zu finden, als dieser später Staatssekretär des Krieges wurde. Wahrscheinlich wäre er der Generaladjutant gewesen, den wir brauchten, wenn man ihn wieder in diese Stellung zurückversetzt hätte. Die andere Ernennung, die mir nicht recht zusagte, war die von Sir Henry Sclater zum Generaladjutanten. Er hatte sich in Indien ausgezeichnet, aber seine Vorstellungen von der Tätigkeit eines Generaladjutanten hatte er sich nur dort gebildet, und er wußte wenig Bescheid über die Neugestaltung der Armee und des Kriegsamtes. Diese Ernennungen flößten mir große Besorgnis ein, die anscheinend von dem späteren Lauf der Ereignisse gerechtfertigt wurde. Die Lage in Irland wurde immer ernster. Die Unionisten in Ulster hatten Gewehre in Hamburg gekauft, und wir hatten Grund, anzunehmen, daß die deutsche Regierung den Verkehr durch den Kieler Kanal eingestellt hätte, um der „Fanny", dem Dampfer, auf dem sich die Gewehre befanden, Ge-

legenheit zu geben, um Dänemark herum in die Nordsee zu gelangen und so der Wachsamkeit der britischen Flotte zu entgehen. Die Deutschen zeigten ein unerfreulich reges Interesse für die Schwierigkeiten der englischen Armee in Irland und für die Aussicht, daß diese Schwierigkeiten nicht so bald aufhören sollten. In der französischen Armee herrschte Unruhe wegen der Mißwirtschaft in der Magazinverwaltung, und weil die verlängerte Dienstpflicht noch nicht durchgeführt war. So lagen die Dinge kurz vor Ausbruch des Krieges. Immerhin war vieles rechtzeitig geleistet worden. Einige Tage nach Kriegsbeginn besuchte mich der Ministerpräsident in Queen Anne's Gate und sprach folgende, für einen so zurückhaltenden Mann ungewöhnliche Worte zu mir: „Wenn das Land vorbereitet in den Krieg eintritt, so verdankt es das Ihnen mehr als irgendeinem anderen Menschen."

Ende Juli 1914 war der Krieg unvermeidlich geworden. Gerade vor diesem Unheil wohnte Grey bei mir in Queen Anne's Gate 28. Einige Tage früher war Herr Ballin[1] in London gewesen und hatte mit meiner Schwester und mir diniert. Wir hatten Grey und Lord Morley dazu eingeladen, denn wir wußten, wie sehnlich er wünschte, den Frieden zu erhalten. Damals, glaube ich, sah er bereits den Ausbruch des Krieges voraus, obgleich wir selbst noch hofften, daß er vermieden werden könnte; denn nach dem Diner sprach er zuerst mit Grey und dann mit mir allein über unsere Lage und unsere Beziehungen zu Deutschland. Wir sagten ihm beide, daß unsere Beziehungen soweit ganz gut wären, aber ihre Erhaltung davon abhinge, daß Deutschland Frankreich nicht angriffe. In diesem Falle könnte Deutschland nicht auf unsere Neutralität rechnen. Gerade ehe England am 4. August an Deutschland den Krieg erklärte, sandte mir Ballin durch einen Boten einen Brief, in dem er des Diners und seiner Freude, daran teilgenommen zu haben, gedachte. Er äußerte die Hoffnung, die auf unsere Worte gegründet war, wie

[1] Ballin war auf Jagows Veranlassung nach London gefahren. Churchill soll ihm unter Tränen gesagt haben: „My dear friend, don't let us go to war!" („Mein lieber Freund, machen wir keinen Krieg!")

er sie aufgefaßt hatte, daß England neutral bleiben würde, wenn Deutschland nicht versuchte, Frankreich zu „verschlingen". Ich antwortete nicht mehr auf diesen Brief, der einen Tag vor der Kriegserklärung eintraf. Wichtig war an diesem Brief nur, daß Ballin Grey und mir das Wort „verschlingen" zugeschrieben hatte, während wir in Wirklichkeit von „angreifen" gesprochen hatten, als wir die Bedingungen bezeichneten. Ich legte dem Brief keine Bedeutung bei. Aber die „Times" entdeckten auf irgendeine Weise, daß Herr Ballin mir einen Brief durch einen Boten geschickt hatte. Die Nachricht wurde sofort veröffentlicht, und im Hause der Lords wurde darüber eine Frage an mich gerichtet. Ich erwiderte, daß Herr Ballin, mit dem ich gut bekannt wäre, mir einen Privatbrief geschrieben hätte, um mir für meine Gastfreundschaft zu danken, und daß der Brief keine Äußerung enthielte, deren Bekanntgabe im öffentlichen Interesse läge. Ich lehnte es daher ab, den Brief vorzulesen. Denn der höchste Richter, von dem man die strengste Befolgung der Rechtsprinzipien erwarten konnte, durfte einen Privatbrief nicht ohne Genehmigung seines Urhebers veröffentlichen, wenn der Brief noch in Friedenszeiten geschrieben worden war. Davon abgesehen wollte ich Grey, der bei dem Diner, zu dem ich Ballin eingeladen hatte, zugegen gewesen war, nicht den Angriffen aussetzen, die man gegen mich zu richten begann. Ich zeigte den Brief Grey und Crewe, dem Führer des Hauses der Lords, und beide stimmten mir darin zu, daß kein Anlaß vorläge, den Brief bekanntzugeben. So wurde der Brief weiter von meinen Gegnern gegen mich ausgenutzt. Wenn ich es nicht hätte vermeiden wollen, Grey in die Sache hineinzuziehen, so glaube ich, daß ich selbst als Lord-Großkanzler besser getan hätte, Ballins gutes Recht zu ignorieren und den Brief herauszugeben. Denn er war harmlos und ein bißchen töricht.

Ballin ist jetzt tot, und ich sehe daher keinen Grund, um den Brief[1] noch länger zurückzuhalten, der damals die Neugier so stark

[1] In den Ballin-Biographien Huldermann und Stubmann wird der Brief nicht erwähnt.

erregte, daß 200 £ für eine Abschrift geboten wurden. So lautete also der Brief:

Hamburg, den 1. August 1914.

„Lieber Lord Haldane,

Kaum eine Woche ist vergangen, seit ich die Ehre und das Vergnügen hatte, einen außerordentlich interessanten Abend bei Ihnen zu verbringen. Die Atmosphäre, die uns damals umgab, war so rein und wohltuend, daß sie nicht einmal durch die ernste, politische Unterhaltung gestört wurde, die wir nach dem Diner führten.

Inzwischen hat sich die Weltlage mit fast unausdenkbarer Schnelligkeit von Grund aus verändert. Man scheut sich zu glauben, daß Rußland und Deutschland, sowie vielleicht auch Frankreich und Italien und sogar England in einen Krieg hineingezogen werden sollten, weil das jahrelang herausgeforderte Österreich gezwungen wurde, eine Art von Strafexpedition gegen Serbien zu unternehmen. Dabei handelt es sich um einen Krieg, der strenggenommen keinem dieser Länder einen Gewinn bringen kann, aber Werte in einem für das menschliche Gehirn noch unfaßlichen Ausmaß zerstören würde?

Hier fragt man sich, ob England wirklich an diesem Kriege teilnehmen werde? In der vorigen Woche haben Sie mir klar zu verstehen gegeben, daß England sich nur dann bewogen fühlen werde, kriegerische Maßnahmen zu ergreifen, wenn Deutschland Frankreich verschlinge, mit anderen Worten, wenn das europäische Gleichgewicht durch deutsche Annektion französischer Gebiete bedeutend verändert würde.

In Anbetracht der kritischen Lage erwarte ich selbstverständlich nicht, eine Auskunft von Ihnen zu erhalten. Besonders bekümmert mich das von Paris ausgehende und in London verbreitete Gerücht, daß Deutschland eine Art von Präventivkrieg gegen Rußland und Frankreich zu führen beabsichtige, d. h. daß Deutschland den Zeitpunkt als besonders günstig für einen solchen Krieg betrachte, und

den Kriegsausbruch daher ohne ernsten Grund überstürze. Ich hoffe, daß Sie und Sir Edward Grey diese verleumderische Behauptung nicht ernst nehmen. Sie kennen unseren Kaiser persönlich und wissen, daß er es als seine Lebensaufgabe betrachtet, Deutschland den Frieden zu erhalten. Ich kann Ihnen sogar versichern, daß es stets sein aufrichtiger Wunsch war, bei seinem Tode den Ruhmestitel eines Friedenskaisers zu erwerben. Der Gedanke, daß der deutsche Kaiser sich verleiten lassen könnte, einen Präventivkrieg zu beginnen, ist für die, die ihn kennen, geradezu lächerlich. Und, da mir die Achtung und die Freundschaft, die Sie unserem Reichskanzler, Herrn von Bethmann Hollweg entgegenbringen, bekannt sind, bin ich überzeugt, daß Sie mir zustimmen werden, wenn ich sage, daß auch der Kanzler unfähig ist, so skrupellos zu handeln. Jedenfalls wollte ich Ihnen dies schreiben und hoffe, daß es England gegen gewisse Garantien möglich sein werde, eine freundliche Neutralität zu bewahren, und daß es gelingen möge, in letzter Stunde einen friedlichen Ausweg aus diesem schrecklichen Chaos zu finden.

Ich bitte Sie, lieber Lord Haldane, meine herzlichsten Wünsche und Empfehlungen entgegen zu nehmen und bleibe

Ihr aufrichtigst ergebener

(gez.) Ballin."

Am Ende des Kapitels werde ich auf den persönlichen Angriff zurückkommen, von dem dieser Brief das Vorspiel bildete.

Ich habe bereits erwähnt, daß Grey bei Kriegsausbruch in meinem Hause wohnte. Am 4. August wurde der englische Botschafter von Berlin abberufen, und die voraufgehende Woche war für Grey sehr schwer. Während er bei mir wohnte, tat er alles, um die Katastrophe zu vermeiden. Ich half ihm, so gut ich konnte mit meinem Rat, aber er war auch allein seiner Aufgabe vollständig gewachsen. Telegramme und Berichte trafen auch nachts unaufhörlich ein. Um ihm die so nötige Ruhe zu gönnen, beauftragte ich einen Diener, die Depeschenkästen in mein Schlafzimmer zu bringen und

mich zu wecken. Ich öffnete dann die Kästen mit meinem Amtsschlüssel und entschied, ob Grey gestört werden müßte. Während jener Woche leistete er Außerordentliches, und die Rede, die er im Hause der Gemeinen vor der Kriegserklärung hielt, bewies, daß er mit Herz und Seele die Pflicht erfüllte, die nach seiner Überzeugung unabwendbar war. Am Sonntag, dem 2. August, war es ihm und mir klar geworden, daß es für England fast unmöglich war, sich dem Kriege fernzuhalten. Wir waren auf verschiedenen Wegen zu dieser Schlußfolgerung gelangt. Er fühlte sich Frankreich verpflichtet, und glaubte, daß unser Nationalinteresse eng mit seiner Erhaltung verbunden sei. Nach meiner Ansicht, die auf meiner Kenntnis des deutschen Generalstabs beruhte, würde das Ziel des Krieges, wenn die deutsche Kriegspartei einmal die Oberhand gewonnen hätte und das Schwert aus der Scheide gezogen wäre, nicht nur die Niederwerfung Frankreichs und Rußlands, sondern die Beherrschung der Welt sein. Wenn wir uns heraushielten und den Deutschen gestatteten, sich selbst nur zeitweilig an der Nordseeküste Frankreichs festzusetzen, so würden wir der nächste Gegner sein, und trotz unserer Flotte uns in der größten Gefahr befinden. Voraussichtlich würden wir dann ganz allein in der Welt dastehen und der ungeheuren Übermacht erliegen. Es war ratsam, einen großen Entschluß zu fassen, und ohne zu zögern, in den Kampf einzutreten, aus dem, wie ich glaubte, wenn die Abriegelung des ersten Angriffs gegen Frankreich gelang, die verbündeten Mächte dank ihren bedeutenden Hilfsquellen schließlich siegreich hervorgehen würden. Ich setzte mein Vertrauen auf unsere Seeherrschaft und auf die Blockade als letztes Mittel.

Nachdem wir unsere Meinung gebildet hatten, wurde Grey und mir sofort die Notwendigkeit raschen Handelns vor Augen geführt. Denn während wir beim Diner saßen, kam ein Telegramm mit der Nachricht, daß die deutsche Armee sich anschickte, in Belgien einzufallen. Ich war immer der Ansicht gewesen, daß die Deutschen ihren Angriff gegen Frankreich auf diesem Wege bewerkstelligen würden. Ich wußte, daß Graf Schlieffen diesen Plan ausgearbeitet hatte,

und daß er sogar vorgeschlagen hatte, auch durch einen Teil von Holland[1] zu marschieren, was jedoch nach unseren geheimen Informationen später aufgegeben worden war. Grey fragte mich, was ich vorschlüge. Meine Antwort war: „Sofortige Mobilmachung". Er stimmte mir bei, und wir beschlossen, alsbald den Ministerpräsidenten aufzusuchen.

Er hatte Gäste, und wir gingen mit ihm in ein anderes Zimmer. Mit uns kam auch Crewe, meiner Erinnerung nach der einzige Minister, der außer uns anwesend war. Wir sprachen uns über den Ernst der Lage aus und erwogen, was zuerst unternommen werden müßte. Asquith schloß sich unserer Auffassung an. Eine sorgfältig abgefaßte Mitteilung, aus der hervorging, daß wir einen raschen Entschluß für erforderlich hielten, wurde alsbald an den französischen Botschafter gesandt. Ich schlug Asquith, der damals das Kriegsamt leitete, vor, mir wegen seiner Belastung mit Kabinettssitzungen und Parlamentsverhandlungen vom nächsten Tage ab dieses Amt zu übertragen, indem ich alsdann in seinem Namen alles Erforderliche veranlassen würde. Er erklärte sich einverstanden, und am Montag morgen um 11 Uhr saß ich wieder in meinem alten Zimmer und berief den Armeerat. Die Generale fielen fast auf den Rücken, als ich ihnen mitteilte, daß ich ermächtigt wäre, die sofortige Mobilmachung der Expeditionsarmee und der territorialen Streitkräfte, sowie die der Spezialreserven und der Offizierschule anzuordnen, und daß die bereits vorbereiteten Telegramme unverzüglich hinausgehen müßten, ohne Rückfrage bei der Finanzabteilung des Kriegsamts oder beim Schatzamt. Es stand alles für uns auf dem Spiel. Alle Anordnungen wurden glatt erledigt, und das Publikum wunderte sich darüber, daß nach gewissen Häfen im Süden Englands keine Züge verkehrten. Der Grund war, daß die Eisenbahndirektoren als Obersten die Linien übernommen hatten und sich an jenem Nachmittag eifrig damit beschäftigten, den Transport der Expeditionsarmee nach Newhaven und Southampton vorzubereiten. Die for-

[1] Limburg.

melle Mobilisierungsorder erging erst am nächsten Tage, aber wir hielten es für unnötig, darauf zu warten. Ich verständigte die Generale, daß die Fragen, ob die Expeditionsarmee wirklich über den Kanal geschickt werden, und aus wieviel Divisionen sie bestehen sollte, nicht entschieden werden könnten, ehe die Regierung, der König und das Parlament sich für den Krieg oder für den Frieden entschlossen hätten. Daher müßten sich die Generale bereit halten, eventuell die ganze Expeditionsarmee mit Hilfe der Transportabteilung der Admiralität durch Frankreich an die belgische Grenze auf ein Gelände gegenüber der Lücke von Chimay zu führen, wie es schon vor mehreren Jahren vereinbart worden war.

Alle erforderlichen Einzelheiten waren seit 1906 gründlich ausgearbeitet worden. Seit langer Zeit war Feldmarschall Sir John French zum Führer der britischen Armee im Kriege ernannt worden. Er eignete sich vorzüglich für diese Aufgabe, denn er war eine echte Soldatennatur im modernen Sinne. Überdies war er seit 1906 sehr viel in Frankreich gewesen und kannte den Kriegsschauplatz genau. Die Stäbe waren verteilt und alle Eisenbahnvorkehrungen waren getroffen. Diese hatte ich selbst, während ich das Kriegsamt leitete, aus den Händen des Generalquartiermeisters und der Militäringenieure genommen und in die der Kriegskommission der Eisenbahndirektoren gelegt, die mit der Abteilung des Generalquartiermeisters zusammenarbeiten sollten. Die Direktoren erfüllten glänzend ihre Pflicht, und alles ging wie am Schnürchen. Diese Leistung veranschaulicht in treffender Weise die Möglichkeit, Zivilisten in eine militärische Organisation einzuordnen und ein Volk unter einem freiwilligen System zu den Waffen zu rufen. So waren wir denn mobil. Ich brauche kaum zu erwähnen, daß die bald darauf verbreitete Behauptung, ich hätte gewünscht, die Entsendung der Expeditionsarmee zu verzögern, ganz unbegründet war. Ich setzte mich vielmehr dafür ein, daß alle 6 Divisionen nach Frankreich eingeschifft würden. Die Admiralität war imstande, Gewähr dafür zu übernehmen, daß eine erfolgreiche Invasion praktisch unausführbar

wäre; nach dem Kriege habe ich festgestellt, daß die Deutschen niemals versucht haben, diesen Plan ernstlich zu verwirklichen.

Am Montag nachmittag (dem 3. August) hatte mich der Ministerpräsident gebeten, einen Kriegsrat einzuberufen und die Teilnehmer vorher auszusuchen. Neben anderen lud ich Lord Roberts und Lord Kitchener ein, der sich zufällig in London aufhielt. Dieser Kriegsrat war ein wenig von dem Gedanken an eine Invasion bedrückt, und es war ihm daher nicht lieb, alle 6 Divisionen außer Landes zu schicken. So wurde beschlossen, 4 sofort zu entsenden und eine 5. folgen zu lassen. Sir John French und ich wollten alle zusammen hinausschicken, aber wir blieben in der Minderheit. Wir wiesen darauf hin, daß noch eine 7. Division verfügbar wäre, die teilweise aus Ägypten herangeholt werden müßte.

Die, welche die dürftigen Zeitungsnachrichten über meine Tätigkeit an jenem Montag mißverstanden, haben versichert, ich wollte das Kriegsamt wieder übernehmen und den Krieg leiten. Nichts falscher als dies! Mit Recht oder Unrecht hegte ich die Ansicht, daß es sich im Hinblick auf die militärische Organisation unserer Verbündeten empfehlen würde, eine große Soldatenfigur an die Spitze unseres Kriegsapparates zu stellen, und das konnte, wie ich glaubte, nur Lord Kitchener sein. Kein anderer übte eine derartige Massensuggestion aus. Der Ministerpräsident und Churchill waren auch dieser Meinung, aber das Auswärtige Amt wollte ihn auf seinem Posten als Generalkonsul in Ägypten belassen, wo Unruhen befürchtet wurden. Diese Schwierigkeit wurde überwunden, und es rührte ausschließlich von ihr her, daß die Leitung des Kriegsamts Lord Kitchener einige Stunden später anvertraut wurde. Inzwischen sorgte ich dafür, daß er stets zu den Sitzungen des Kriegsrats zugezogen wurde, und war damals und nach seiner Ernennung viel mit ihm zusammen.

Es gelang mir nicht, ihn dazu zu bestimmen, die territorialen Streitkräfte, die ich geschaffen hatte, hinreichend auszunutzen. Auch verringerte er die Bedeutung des Generalstabs, indem er ihm einige

nicht sehr geeignete Offiziere zuteilte, denen diese Tätigkeit fremd war. Kitchener war eine sehr starke Persönlichkeit. Aus Ägypten hatte er die Vorstellung mitgebracht, daß die Kriegführung Sache eines einzigen leitenden Kopfes wäre. Die moderne Kriegswissenschaft Europas war ihm unbekannt. Infolgedessen war es schwer, ihn zu den erforderlichen Maßnahmen zu veranlassen. Er weigerte sich, Mannschaften durch die Vermittlung der Grafschaftsvereinigungen auszuheben, die auf Grund der bestehenden Einrichtungen ohne weiteres verpflichtet waren, die Rekrutierung und Aufstellung der Truppenkörper vorzunehmen. Er bestand darauf, nicht eine Territorialformation nach der anderen auszuheben, sondern mit Hilfe der Abteilung des Generaladjutanten des Kriegsministeriums neue „Kitchener-Armeen" zu schaffen. Durch die plötzliche Abweichung von dem festgelegten Plan entstand Verwirrung. Doch wurde für unsere Armee in Frankreich gut gesorgt. Ihre Ausrüstung genügte, und sie besaß in ihrem Hauptquartier ihren eigenen Generalstab. Aber in London gab es keinen Generalstab, der diesen Namen verdiente, und der zum Beispiel einen leitenden und einschränkenden Einfluß hätte ausüben können, als die Dardanellen-Unternehmung Gestalt annahm.

Kitchener und ich blieben gute Freunde. Wir pflegten zusammen zu Abend zu essen und uns auszusprechen. Aber es gelang mir nicht, ihn zu modernisieren. Trotzdem war er ein großer Mann und seine Persönlichkeit ein bedeutendes moralisches Aktivum für unsere Nation. Während Krieg und Frieden sich die Wage zu halten schienen, entstanden weitere Unstimmigkeiten. In der am Vormittag des 3. August abgehaltenen Kabinettssitzung traten tiefe Meinungsverschiedenheiten zutage. Morley und Burns waren überhaupt gegen unsern Eintritt in den Krieg. Burns vertrat die Auffassung, daß er es nicht übers Herz bringen könnte, sich mit einem Unternehmen, wie es der Krieg wäre, irgendwie zu befassen. Morley teilte diese Empfindung, machte aber außerdem Grey den Vorwurf, daß er es so weit hätte kommen lassen. Zuerst tadelte er nicht nur Grey, sondern

auch Asquith und mich. Weshalb er sich gegen mich wandte, habe ich nie ganz begriffen. Ich pflegte ihn zu fragen, ob es denn überhaupt keine Umstände gäbe, unter denen ein großes Volk verpflichtet wäre, in einen Krieg einzutreten. Er bestritt nicht, daß solche Umstände sich ergeben könnten, und leugnete nicht, daß die Besetzung der Häfen im nördlichen Frankreich durch die Deutschen uns großen Gefahren aussetzen könnte. Ich glaube, daß er stets an die Unterhaltungen zwischen den beiden Generalstäben dachte, die im Jahre 1906 begannen, obgleich er selbst, wie ich bereits bemerkt habe, ohne Widerspruch an den Sitzungen des Verteidigungskomitees teilgenommen hatte.

Ich stimmte mit ihm überein, daß der Krieg hätte vermieden werden können, pflegte aber stets hinzuzufügen, daß die Schuld dafür lange vor Greys Amtsführung entstanden war, als wir zu wenig beachteten, was sich schon damals auf dem Kontinent vorbereitete. Morleys und Burns Haltung war wenigstens grundsätzlich bedingt, während man dies von den anderen kriegsfeindlichen Kabinettsmitgliedern nicht behaupten konnte. Lloyd George,[1] Harcourt, Simon und Beauchamp blieben zuerst unbeugsam. Als die Deutschen aber in Belgien einfielen, gaben alle vier ihre Gegnerschaft mit der Begründung auf, daß wir nun unsere vertraglichen Verpflichtungen erfüllen müßten. Diese Ansicht wurde vom Hause der Gemeinen bekräftigt und von der überwiegenden Mehrheit des Publikums gutgeheißen. Darauf gestützt, gelang es Asquith, der sehr geschickt operierte, das Kabinett in wenigen Tagen zu seiner Ansicht zu bekehren. Churchill versammelte beherzt die Flotte und erntete wohlverdienten Beifall für seine Energie. Er war viel mit Kitchener zusammen, der am Dienstag abend zum Staatssekretär ernannt worden war. In Asquiths Auftrage verhandelte ich mit Kitchener, der sofort die Leitung der Operationen übernahm, wobei er von Churchill unterstützt und von Asquith beaufsichtigt wurde.

[1] Hinter Lloyd George standen Industrie, Handel und Bankwelt, die den Krieg nicht wollten.

Mein Anteil an den Geschehnissen wurde immer geringer. Ich hatte die vermutliche Entwicklung der Dinge optimistischer als Grey betrachtet. Nach der Marneschlacht war ich überzeugt, daß die Deutschen zuletzt unterliegen würden, weil wir Zeit gewannen, unsere Macht zur See auszunützen. Auch hielt ich viel von der Ausdauer der Russen. Diese überschätzte ich zwar, erkannte aber andererseits, daß die Führung des deutschen Heeres unzulänglich war. Es war ein großartiges Heer, und die Flotte war sehr leistungsfähig, aber es zeigte sich allmählich, daß die beiden Kriegsinstrumente nicht mit der wissenschaftlich begründeten Umsicht und der unbeugsamen Entschiedenheit verwendet wurden, die den deutschen militärischen Geist im Jahre 1870 ausgezeichnet hatten. Auch schien die Stellung des Kaisers unsicher zu sein. Welche Eigenschaften er auch sonst haben mochte, jedenfalls hielt ihn die Welt nicht für einen großen Kriegsherrn. Im ganzen betrachtet, schien es mir, daß ein demokratisches Gemeinwesen besser geeignet war, in einem langen Kampf auszuhalten, als ein autokratisches.

Ich muß jetzt auf die Angriffe eingehen, die gegen mich nach dem Vorfall mit Ballins Brief gerichtet wurden. Hauptsächlich erfolgten sie durch die Presse und außerhalb des Parlaments, aber sie waren so heftig, daß sie die öffentliche Meinung stark beeinflußten, was meine mir ergebenen und treuen Freunde in Wut versetzte. Die Gründe und der Verlauf meiner Verhandlungen in Berlin im Februar 1912 wurden in einigen Zeitungen gröblich entstellt. Das Auswärtige Amt handelte meiner Ansicht nach unweise, indem es sich weigerte, die betreffenden Akten zu veröffentlichen. Seither sind die Akten bekannt geworden, nicht nur durch mich und andere Persönlichkeiten in England, sondern auch durch Tirpitz und Bethmann Hollweg. Im Grunde sind wir uns alle einig darüber, was sich während meines Besuchs in Berlin ereignete, und ich halte es für sehr bedauerlich, daß das Publikum damals in Unwissenheit gelassen wurde. Außerdem wurde eine Menge von lächerlichen Gerüchten über mich verbreitet. Meine Frau wäre eine Deutsche; ich wäre ein unehelicher

Bruder des Kaisers; ich hätte einen geheimen Briefwechsel mit der deutschen Regierung unterhalten; ich hätte gewußt, daß Deutschland Krieg führen wollte, und diese Kenntnis meinen Ministerkollegen verheimlicht; ich hätte die Mobilmachung und Entsendung der Expeditionsarmee verzögert. Alle diese Räubergeschichten konnten nur durch die Veröffentlichung der Dokumente widerlegt werden, und dazu wollte sich das Auswärtige Amt, wie gesagt, damals nicht verstehen. Die Wirkung blieb nicht aus. Die Harmsworth-Presse und andere Zeitungen griffen mich planmäßig an. Ich wurde mit anonymen Briefen überschüttet. Als Antwort auf einen im „Daily Expreß" erschienenen Aufruf trafen an einem Tage im Hause der Lords nicht weniger als 2600 Protestbriefe gegen meine angebliche hochverräterische Haltung ein. Diese Briefe gelangten in Säcken in mein Haus, und ich überließ es dem Küchenmädchen, sie zu öffnen und ihren Inhalt zu verwenden.

Gewöhnlich hat alles, was sich ereignet, irgendeinen Grund. Es traf zu, daß ich tief in die deutsche Philosophie und Literatur eingedrungen war und große Bewunderung für die Fähigkeit, systematisch zu denken, empfand, durch die sich das deutsche Volk auszeichnet. Vielleicht hatte ich meine Landsleute zu oft auf ihre Mängel in dieser Hinsicht aufmerksam gemacht. Aber ich wußte auch besser Bescheid über die Schwächen der deutschen Veranlagung und über ihre zu große Neigung zu Abstraktionen. Ich hatte den Unterschied zwischen dem Deutschland vor dem Kriege von 1870 und dem vor dem Kriege von 1914 ziemlich genau erkannt. Ich hatte den Niedergang des Großen Generalstabs und die Gefahr, die für Deutschland in dem unbeherrschten Naturell des Kaisers lag, richtig eingeschätzt. Wenn Großbritannien tiefer in den Geist und die Geschichte des schwer zugänglichen Volkes jenseits der Nordsee eingedrungen wäre, und, etwa nach dem Berliner Vertrage, mehr Verständnis für Deutschland gezeigt hätte, so wäre man vielleicht ohne die Gleichgewichtstheorie ausgekommen. Die Diplomatie hätte auf das ideale Ziel eines engen Einvernehmens zwischen den Großmächten Deutsch-

land, Österreich, Großbritanien, Frankreich und Rußland hinarbeiten können, und wir hätten auf diese Weise voraussichtlich alles und noch mehr erhalten können, als der Völkerbund uns heute bietet. Aber für eine solche Idealpolitik waren wir und die anderen Völker damals schlecht vorbereitet. Wir wußten zu wenig von den Dingen, bei denen es mehr auf den Geist ankam als auf den Buchstaben. Dies traf sowohl für unsere Vertreter in der Heimat als im Auslande zu. Führende Persönlichkeiten hätten lange gemeinsam auf das große Ziel hinarbeiten müssen. Als die Kriegsgefahr näher rückte, war es zu spät. Die Persönlichkeiten, die für diese Politik verantwortlich gewesen wären, hätten den Geist und die Geschichte aller beteiligten Völker gründlich kennen müssen. Ich glaube, daß dieser Drang in mir stärker lebte, als es sich für einen Minister ziemte, der nationale Politik in der Armee oder auf anderen Gebieten durchzuführen hat, und daß es diese Geistesverfassung bei mir war, die das Publikum verhinderte, mir sein volles Vertrauen zu schenken. Ich glaube nicht, daß der Verdacht, der mich traf, irgendwie berechtigt war. Ich kann nur einen Vorteil darin erblicken, daß ich ein gewisses Verständnis für internationale Dinge erworben hatte. Ich war dadurch kenntnisreicher und auch mutiger geworden. Denn ich war zu dem Geheimnis der Kraftquellen der ausländischen Gegenspieler durchgedrungen. Weshalb sollten wir nicht einen genau so vollkommenen Generalstab wie die Deutschen oder die Franzosen besitzen, oder warum sollten wir nicht das beste Unterrichtssystem der Welt haben? Ich hielt unser Volk stets für mindestens so tüchtig wie irgendein anderes. Aber ich wollte mit den Leistungen der anderen Völker vertraut werden und mich in die Ursachen einfühlen, die diesen Leistungen zugrunde lagen. Diese Tendenz führt zur Duldsamkeit, doch glaube ich nicht, daß sie geeignet ist, einem das Vertrauen des britischen Publikums zu gewinnen. Ich war zu oft in Deutschland gewesen, und war zu tief in die deutsche Literatur eingedrungen, um nicht engherzigen Leuten Grund zu der Behauptung zu geben, daß Deutschland meine „geistige Heimat" wäre.

Jedenfalls wandte sich im August 1914 ein großer Teil des Volkes von mir ab. Ich befürchtete, daß dies der Regierung schaden könnte, und fühlte mich daher verpflichtet, dem Ministerpräsidenten im Herbst 1914 mitzuteilen, daß mein Rücktritt die beste Lösung wäre, da die Angriffe gegen mich naturgemäß die Stellung der Regierung schwächen würden. Er lachte darüber, aber ich nahm die Sache ernster. Wenn alles veröffentlicht worden wäre, hätten die Angriffe wahrscheinlich aufgehört. Doch wollten weder Asquith noch Grey während des Krieges die Einzelheiten früherer Verhandlungen mit Deutschland bekanntgeben. Es gab daher keine Verteidigung für mich, und es war mir klar, wie die Sache ausgehen würde. Vor allem mußte man den öffentlichen Charakter dieser Angriffe berücksichtigen. Wie die Dinge lagen, war die von mir nach besten Kräften verrichtete Arbeit vollendet, und ich empfand, daß ich die Regierung nicht mehr stärkte. Als der Sturm immer heftiger gegen mich tobte, sagte ich mir, daß es dem Ministerpräsidenten schwer fallen würde, eine Koalitionsregierung zu bilden, wenn ich Lord-Großkanzler bliebe, und schrieb an ihn in diesem Sinne. Es lag mir nicht mehr viel daran, im Amte zu bleiben. Die strategischen Probleme wurden von anderen Leuten gelöst, und man brauchte mich eigentlich nicht mehr. Ein ausschlaggebender Einfluß war mir versagt, und es wäre mir daher unangenehm gewesen, auch nur formell für Zustände verantwortlich zu sein, deren Gestaltung zweifelhaft war. Das Endergebnis war, daß Asquith sich entschloß, eine Koalitionsregierung zu bilden, und uns alle in einem Rundschreiben ersuchte, zurückzutreten. Ich erklärte sofort mein Einverständnis. Ich glaube, daß dieser Schritt dem Ministerpräsidenten naheging, da wir seit langer Zeit eng befreundet waren. Auch ich war betroffen, aber hauptsächlich seinetwegen. Denn ich erkannte die ersten Anzeichen einer auch gegen ihn gerichteten Bewegung, und ich glaubte, daß er besser daran getan hätte, mit starker Hand seine eigene Stellung und die seiner Kollegen zu behaupten.[1]

[1] Asquith trat 1916 zurück.

Bald darauf hielt ich im nationalliberalen Klub vor meinen treuen Anhängern eine Abschiedsrede, die ungekürzt veröffentlicht wurde, und Asquith hatte einen sehr schönen Brief geschrieben, der in dieser Versammlung verlesen wurde. Asquith tat noch mehr, denn er veranlaßte den König ohne mein Wissen, mir den Verdienstorden zu verleihen. Ich war darüber sehr erstaunt und unsicher, ob ich den Orden annehmen sollte. Es schien mir, daß mir der Verdienstorden nicht gebührte, nachdem meinetwegen ein so heftiger Streit entstanden war. Da mich aber der König und der Ministerpräsident vor der Verleihung nicht befragt hatten, ließ ich die Sache gehen.

Ich bin jetzt fast am Ende dieser Periode meiner persönlichen Geschichte angelangt. Selbst die stärksten Beleidigungen machten keinen Eindruck auf mich. Ich wußte genau, daß die Neugestaltung der Armee gründlich und auf eine Art erfolgt war, die sie in den Stand setzen würde, die ihr gestellte Aufgabe zu erfüllen. Ich wußte auch, daß die neue Armee, klein, wie sie war, die Grundlage für eine großartige Ausdehnung abgeben konnte, falls sich dies als notwendig erwies. Ferner vertraute ich darauf, daß die strategischen Grundsätze, die seit 1911 von der Admiralität in Anlehnung an die der Armee eingeführt worden waren, unsere beiden großen Beschützer befähigen würden, zusammen für den Sieg zu arbeiten. Ich ergab mich in mein Schicksal, da sich in der Armee, wenn sie siegreich heimkehrte, Zeugen befanden, deren Aussagen zu meinen Gunsten unwiderstehlich wirken würden. Und ich behielt recht.

Ehe der Sieg kam, mußte ich natürlich viel ausstehen. Man bedrohte mich mit Tätlichkeiten auf der Straße, und mehrmals lief ich Gefahr, erschossen zu werden. Aber ich hatte auch viele zuverlässige Freunde, deren Anteilnahme seit Jahren meine Arbeit begleitet hatte. Von amtlicher Seite wurde ich nur unterderhand und wenig nachhaltig unterstützt, und die Weigerung, meine diplomatischen Akten zu veröffentlichen, nährten den Verdacht. Aber meine Freunde in der Armee und außerhalb wankten nicht. Als die britischen Truppen nach dem Siege in Frankreich nach London

zurückkehrten und ihr siegreicher Führer, Douglas Haig, neben dem König an ihrer Spitze einritt, wurde London von einem Freudentaumel ergriffen. Zu mir kam niemand, und ich saß einsam in meinem Arbeitszimmer in Queen Anne's Gate. Es war schon Nacht geworden, als mein Diener mir meldete, daß mich ein Offizier zu sprechen wünschte, der seinen Namen nicht angeben wollte. Mein Diener war damals sehr vorsichtig, da merkwürdige Leute versucht hatten, zu mir zu gelangen, und da Scotland Yard ihn ersucht hatte, keine Unbekannten einzulassen. Ich sagte ihm indes, er möchte den Offizier nur hereinführen. Die Tür öffnete sich, und über die Schwelle trat mein lieber Freund, Feldmarschall Douglas Haig, der gerade im Triumph mit seinem König durch die Mall geritten war. „Ich darf nicht bleiben," rief er aus, „ich bin nur gekommen, um Ihnen ein Buch zu bringen, in das ich etwas geschrieben habe." Nach diesen Worten empfahl er sich. Das Buch enthielt seine Kriegsberichte, und er hatte folgende herzliche Widmung hineingeschrieben:

„Dem Viscount Haldane of Cloan, dem größten Staatssekretär des Krieges, den England je gehabt hat, in dankbarer Erinnerung an seine erfolgreichen Bemühungen um die Organisierung der Armee für einen Krieg auf dem Kontinent, trotz starker Opposition im Armeerat und mit nur lauer Unterstützung seiner Freunde im Parlament. Haig, F. M."

Ich habe die Empfindung, daß folgender Brief des Feldmarschalls Earl Haig hierher gehört:

Generalhauptquartier der britischen Armeen in Frankreich. „Dienstag, den 19. November 1918.

Mein lieber Lord Haldane,

Es hat sich hier so viel ereignet, daß ich mich nicht mit meiner Privatkorrespondenz beschäftigen konnte. Ich hoffe daher, daß Sie

mir verzeihen werden, wenn ich Ihren so überaus freundlichen Brief erst jetzt beantworte.

Ich freue mich, daß Sie an meine Arbeit mit Ihnen im Kriegsamt zurückdenken. In meiner Erinnerung wird jene Zeit stets eine hervorragende Stelle einnehmen, weil die Vorbereitung unserer Armee für den Krieg damals begonnen hat. Bis Sie das Kriegsamt übernahmen, wußte niemand, welchem Zweck unsere Armee eigentlich dienen sollte! Und ich bin sicher, daß alle Offiziere, die in jenen arbeitsreichen Jahren im Kriegsamt wirkten, Zeugnis ablegen werden für den so überaus wichtigen Dienst, den Sie der britischen Armee im ganzen Reiche geleistet haben. Damals haben Sie die Grundlage für das ungeheure Kriegsinstrument geschaffen, das die berühmte deutsche Armee geschlagen und einen siegreichen Frieden erzielt hat. Und wo wären wir heute ohne den Generalstab des Reiches, den Sie ersonnen haben, und ohne die Felddienstordnung (Teil II. Organisation), deren Einführung Sie gegen die Opposition des Armeerats und des Schatzamts durchgesetzt haben?

Ich und mit mir viele Mitglieder des Heeres sind sehr bedrückt über die unwürdige Behandlung, die Ihnen während dieser kritischen Periode unserer Geschichte widerfahren ist, und ich hoffe, daß der Tag nicht fern sein möge, an dem Ihre unschätzbaren Dienste für das Reich die gebührende Anerkennung finden.

Mit tiefempfundener Bewunderung für die Art, wie Sie Ihre Pflicht erfüllt und die gehässigen Angriffe der Presse gegen Sie nicht beachtet haben, und mit nochmaligem Dank für Ihre sehr willkommenen Glückwünsche zu den Erfolgen der britischen Armee bin ich Ihr aufrichtig ergebener D. Haig."

Neuntes Kapitel

Im Ruhestand

(1915—1923)

Nach der Bildung der Koalitionsregierung durch Asquith als Ministerpräsident war ich beschäftigungslos geworden. Ich mußte mir daher überlegen, wie ich meine Zeit am nützlichsten verwenden könnte. Als früherer Lord-Großkanzler erhielt ich eine Pension von 5000 £ im Jahr. Irgendeine gesetzliche Verpflichtung ist mit dieser Pension nicht verknüpft. Aber ich hatte stets sehr bestimmt den Standpunkt vertreten, daß die früheren Lord-Großkanzler, die diese hohe Pension erhielten, moralisch verpflichtet waren, soviel wie möglich in den obersten Gerichten mitzuarbeiten, die ungenügend besetzt waren, wenn man auf die pensionierten Kanzler nicht rechnen konnte. Außerdem führt der älteste Exkanzler, wenn der Kanzler selbst abwesend ist, den Vorsitz, und da ich der älteste war, so mußte mir, wenn der Lord-Großkanzler das eine der beiden obersten Gerichte leitete, regelmäßig der Vorsitz in dem anderen zufallen. Somit sah ich es als meine Hauptpflicht an, mich weiter bei diesen hohen Gerichten zu betätigen.

Zuerst trat ich eine kleine Erholungsreise an. Mein alter Freund French, der die britischen Streitkräfte in Frankreich als Feldmarschall befehligte, lud mich dringend ein, ihn zu besuchen und mir die Divisionen, deren Vorbereitung uns soviel Zeit gekostet hatte, bei ihrer Tätigkeit anzusehen. Ich begab mich also nach St. Omer, wo sich damals sein Hauptquartier befand. Am Abend meiner Ankunft bewarfen uns deutsche Flugzeuge mit Bomben, aber der Angriff wurde dann abgeschlagen. Am nächsten Tage fuhr ich im

Automobil herum, um einige mir bekannte Divisionsgenerale zu besuchen. Doch empfand ich, daß ich Goethes Beispiel nicht hinreichend befolgen würde, wenn ich nicht die Feuerprobe bestand. French traf freundlicherweise die erforderlichen Vorbereitungen mit unseren Verbündeten. Ich fuhr ziemlich weit nach Notre Dame de Lorette, wo ein deutscher Angriff gerade im Gange war. Das französische Kommando beförderte mich möglichst versteckt auf beschossenes Gelände, und wie Goethe sah und hörte ich die Granaten rings um mich einschlagen und explodieren. Wahrscheinlich hatten mich die französischen Offiziere in eine Gegend führen lassen, die nicht von allzuvielen Granaten heimgesucht wurde.

Der Besuch war interessant, und der Feldmarschall lud mich ein, im Oktober wieder nach St. Omer zu kommen. Ich folgte der Einladung und wurde von Kitchener mit der Aufgabe betraut, festzustellen, wie es zu Reibungen zwischen den Kommandos von zwei Kitchener-Divisionen gekommen wäre. Ich erfüllte seinen Wunsch, indem ich einen besänftigenden Einfluß ausübte. Ich war als Zuschauer bei der Schlacht von Loos[1] zugegen, besonders bei dem Kampf der beiden Artillerien.

Aber solche flüchtigen Unternehmungen vermochten nicht, meine Zeit auszufüllen. Ich fühlte mich verpflichtet, an der politischen Tätigkeit des Hauses der Lords teilzunehmen. Um wirksam aufzutreten, braucht ein Pair, der kein Amt bekleidet, eine Grundlage. Die Öffentlichkeit muß wissen, daß er sich mit einer bestimmten Frage befaßt. In meinem Fall war diese Frage stets die des höheren Unterrichts gewesen. So lag es auch jetzt für mich nahe, mich zum allgemeinen Wohle auf diesem Gebiete zu betätigen. Für die Elementar- und höheren Schulen wurde jetzt gut gesorgt. Die städtischen Universitäten waren gegründet worden. Aber ein wichtiger Teil des höheren Unterrichts mußte noch weiter entwickelt werden. Der höhere

[1] 25. September 1915. Die Folge dieser für die Engländer ungünstig verlaufenen Schlacht war, daß Feldmarschall French im Dezember nach England zurückberufen und General Haig sein Nachfolger wurde.

Unterricht wurde damals fast gänzlich innerhalb der Mauern der Universitäten erteilt. Seit 1915 ist viel geschehen, um den Wirkungskreis auszudehnen, aber bis zu diesem Zeitpunkt war eigentlich noch nichts erfolgt, und die Öffentlichkeit war noch nicht aufmerksam auf diese Bewegung geworden.

Zunächst galt es, Mitarbeiter zu gewinnen. Im Parlament befaßten sich leider nur sehr wenige Abgeordnete mit der Frage, während sich außerhalb viele Leute damit beschäftigten. Einer der ersten, der sich mir anschloß, war mein alter Gefährte, Albert Mansbridge. Er war der führende Geist des Arbeiter-Bildungsbundes gewesen, der sehr erfolgreich für die Sache der Erwachsenen-Fortbildung wirkte. Dann kam Harold Laski, ein hochbegabter Schriftsteller und Journalist. Auch R. J. Tawney war dabei, der sich besonders als Lehrer ausgezeichnet hatte. Ferner gab es auch bedeutende Männer bei den Universitäten, alte und junge, die bereit waren, mir zu helfen. In Oxford und Cambridge hatten einige schon auf eigene Faust einen Anfang gemacht.

Ich besuchte alle Universitäten in England und in Schottland, und pflog Rat mit ihren leitenden Männern. Sie sahen ein, daß sie ihre Fähigkeiten viel besser im Dienste der Allgemeinheit ausnützen könnten, wenn sie mir folgten, als wenn alles so bliebe, wie es war. Viele meiner Mitarbeiter kamen nach Queen Anne's Gate, und wir wurden uns allmählich klar über unser Ziel und über den Weg, den wir einschlagen mußten. Das Ziel war folgendes. Seit Kriegsbeginn hatte die Arbeit, die die Universitäten für den Staat leisteten, mehr Anerkennung gefunden, und die Colleges erhielten endlich beträchtliche Zuschüsse von der Schatzamts-Kommission, deren Vorsitzender Sir William M'Cormick war. Die Lehrtätigkeit an den Universitäten stand auf einer hohen Stufe und versprach, durch bessere Ausnutzung der Lehrstühle und Vermehrung der Lehrmittel noch vollkommener zu werden. Der Carnegie-Trust unterstützte die schottischen Universitäten mit erheblichen Summen. Sie wurden durch eine Gruppe von Beauftragten verteilt, zu denen auch ich gehörte.

Aber die Tätigkeit der Universitäten beschränkte sich hauptsächlich auf die Studenten, die innerhalb ihrer Mauern wohnten. Es handelte sich somit darum, die öffentliche Meinung für eine bedeutende Ausdehnung der Universitätsarbeit zu gewinnen, die sich außerhalb dieser Mauern vollzog. Wenn es gelang, in den Industriestädten eine hinreichende Anzahl von Arbeitern zu systematischen Abendkursen zusammenzubringen, dann würde es sich wohl für die Universitäten lohnen, hochwertige Lehrkräfte für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen, denen ja dann die Tagesstunden für ihre eigenen Studien und Forschungen blieben. Wenn eine Besoldung damit verbunden wäre, würde diese Aufgabe wohl patriotisch empfindende Studenten in den höheren Semestern reizen können, soweit sie sich dafür eigneten. Außerdem wußten wir, daß das Unterrichtsamt dieser Erweiterung des nationalen Unterrichtssystems günstig gesonnen und geneigt war, zu helfen, soweit es ihm seine beschränkten Mittel erlaubten. Wir hofften auch, daß die lokalen Unterrichtsbehörden allmählich Anteil an dem Plane nehmen würden.

Tatsächlich war der Plan bereits in einigen Städten, wie in Stoke-on-Trent, zur Ausführung gelangt, und es fragte sich nun, ob es gelingen würde, die gleiche Entwicklung auf viele andere Industriezentren auszudehnen. Es kam hauptsächlich darauf an, wie die arbeitende Klasse in Gegenden, wo solche Lehrkurse noch ganz unbekannt waren, den Gedanken aufnehmen würde. Um Sicherheit darüber zu erlangen, beschlossen wir, einen Werbefeldzug zu unternehmen, und ich versprach, in Versammlungen in verschiedenen Teilen Englands und Schottlands zu sprechen. Solche Versammlungen einzuberufen, war nicht schwer, und ich meldete mich für eine große Anzahl an, jedenfalls für so viele, wie es mir mein Gesundheitszustand und meine richterlichen Pflichten erlaubten. Meine Mitarbeiter taten das gleiche, wenn auch nicht in so großem Ausmaß wie ich, denn sie waren alle stark beschäftigt. Der Vorgang erinnerte mich an die Kampagne, die ich unternommen hatte, als die Territorialtruppen zum erstenmal aufgestellt wurden. Es gelang mir im

Laufe eines Jahres, Ansprachen in 50 bis 60 Versammlungen an verschiedenen Orten zu halten.

Unser gemeinsamer Grundsatz war der Glaube an die Wirkung der höheren wissenschaftlichen Bildung auf die Entwicklung der Demokratie. Wir waren nicht der Ansicht, daß man durch diese Bildung alles erreichen könnte. Es gab noch andere geistige Faktoren, die, wie die Religion und die Liebe zum Schönen, nicht minder wichtig waren. Aber wir glaubten, daß von den Fesseln der Unwissenheit befreite Menschen auch der Einwirkung dieser anderen Faktoren zugänglicher sein würden. Wie die Verhältnisse nun einmal lagen, würden sie zwar nicht die volle Gleichheit erlangen, aber doch empfinden, daß man ihnen dazu verhelfen wollte, ihre Aussichten im Lebenskampf denen der höheren Stände etwas mehr anzugleichen. Unter den bestehenden Umständen war der Besuch der Universitäten fast ausschließlich den Söhnen und Töchtern der Reichen vorbehalten. Die Ausführung unserer Pläne würde zum mindesten die Anzahl der von der Weiterbildung Ausgeschlossenen bedeutend verringern. Ich besuchte viele Industriestädte, wie Birmingham, Bristol, Southampton, Leicester, Nottingham, York, Durham, Liverpool, Manchester, Leeds, Sheffield, Glasgow, Edinbourgh, Dundee und Aberdeen, um den akademisch Gebildeten und dem übrigen Publikum die Ansprüche der von uns in Aussicht genommenen neuen Studenten klarzumachen. Am bereitwilligsten zeigten sich Städte, in denen es noch keine akademischen Bildungsstätten gab, wie Warrington und Lancaster. Dort begrüßte die Arbeiterbevölkerung, und zwar ihr weiblicher Teil mehr als der männliche, lebhaft die Möglichkeit, ihren Kindern eine bessere geistige Ausbildung zu verschaffen, als sie ihr selbst zuteil geworden war. Die Reisen ermüdeten mich zuweilen sehr. Die Versammlungen fanden gewöhnlich am Mittwoch und Sonnabend, den gerichtsfreien Tagen, statt, und ich konnte mit Hilfe von Nachtfahrten am nächsten Morgen wieder in London zur Stelle sein. Wenn die Versammlungslokale in der Nähe lagen, z. B. in den Vororten von London, verursachte es mir keine Mühe, daran

teilzunehmen. Ich, Mansbridge, Tawny, Laski und die anderen traten überall mit gutem Erfolg auf. Auch A. L. Smith, der damalige Master von Balliol College in Oxford und einige bedeutende Akademiker in Cambridge wirkten zwar mehr oder weniger unabhängig, aber nach denselben Prinzipien wie wir. Die Bewegung erregte immer größere Aufmerksamkeit, und das Unterrichtsamt schritt zur Ernennung von Komitees zum Zwecke der Berichterstattung. In dem bedeutendsten dieser Komitees führte der Master von Balliol den Vorsitz.

Das waren unsere Pläne. Um sie auszuführen, mußten wir natürlich eine Organisation schaffen. Der Erziehungsbund der Arbeiter bestand nicht nur, sondern arbeitete sehr erfolgreich, und wir beabsichtigten keineswegs, seine Kreise zu stören. Wir unterhielten gute Beziehungen zu ihm und unterstützten ihn auch durch Geldsammlungen. Wir hielten es für wünschenswert, ein Institut zu schaffen, das sich in die Verwaltung an Ort und Stelle nur wenig einmischen, sondern nach Art eines Generalstabs die Ziele und die Organisation des Unterrichts festlegen sollte. So entstand das Britische Institut für die Fortbildung der Erwachsenen (British Institute of Adult Education). Mansbridge gründete im Anschluß an unsere Bemühungen seinen Weltbund, um unsere gemeinsame Lehre im Ausland, in Amerika, in der Tschechoslowakei und in anderen fernen Gegenden, die er selbst besuchte, zu verbreiten. Das Britische Institut arbeitete ganz für sich auf rein nationaler Basis. Eifrig tätige Mitglieder waren Laski, junge Abgeordnete, wie Oliver Stanley und Loder, G. D. H. Cole und Sir Percy Jackson. Großes Interesse bekundeten der Erzbischof von York, Mrs. Barbara Wootton und B. A. Yearlee. Bekannte Unterrichtstheoretiker wie Salter Davies, Sir Henry und Miß Hadow und Professor Peers von dem Nottingham Universitätscollege setzten ihre Kraft für das Institut ein. Auch unser Sekretär T. H. Searls war sehr arbeitsam und tüchtig.

Zuerst gab es Schwierigkeiten, da das Institut nicht einmal über die erforderlichen geringen Geldbeträge verfügte. Wir mußten

Sammlungen veranstalten, was durchaus nicht so einfach war. Aber das Glück lächelte auch uns. Eines Morgens suchte ich den jetzt verstorbenen Sir Ernest Cassel auf, der sehr reich war und großes Verständnis für unsere nationalen Bedürfnisse hatte. Er sah leidend aus und überraschte mich mit der Mitteilung, daß er eine Million Pfund für die Armen ausgeben wollte. Ich sagte ihm, daß seine Million, wenn er sie auf gut Glück ausgäbe, nicht viel mehr nützen würde, als ein Tropfen Wasser in einem leeren Eimer. Wenn er sie aber für einen bestimmten Zweck, wie zum Beispiel für die Fortbildung der Arbeiterklasse, zur Verfügung stellen wollte, könnte er ein schönes Ergebnis erzielen. Seiner Gewohnheit entsprechend dachte er eine Minute lang nach und sagte dann, daß er eine halbe Million für Volkshochschulen und eine weitere halbe Million für ein Krankenhaus hergeben wollte, in dem die Studenten Heilung von beginnender Geisteskrankheit finden könnten. Dann fragte er mich, ob ich den Vorsitz des Verwaltungsrats übernehmen wollte, der in seinem Namen die Verwendung der ersten halben Million zu bestimmen haben würde. Ich erklärte mich einverstanden, und er bezeichnete sofort die anderen Mitglieder des Verwaltungsrats: Lord Balfour, Lord Oxford, Herbert Fisher, Sidney Webb, Sir George Murray, Miß Philippa Fawcett und noch einige mehr. Bald darauf starb Cassel an Herzschwäche. Ich glaube, daß sein Arzt zur Zeit meines Besuches ihn bereits auf seinen nahen Tod vorbereitet hatte, aber Cassel war groß veranlagt und mutig und besaß sehr viel Selbstbeherrschung. Vor seinem Tode war er noch imstande, lebhaften Anteil an der Verwendung der von ihm gestifteten Summe zu nehmen. Wir bedachten damals das Fortbildungsinstitut ziemlich reichlich, und setzten auch aus den Zinsen der Cassel-Stiftung jährliche Zuschüsse für die Förderung der Fortbildungsbewegung aus. Die Carnegie-Stiftung für das Vereinigte Königreich, der auch meine Schwester angehörte, half uns sehr freigebig bei der Errichtung der erforderlichen Bibliotheken für die Studenten.

So wurde die Tätigkeit des Instituts allmählich auf eine feste Grundlage gestellt. Wir waren durchaus nicht die einzige Vereinigung, die auf diesem Gebiete arbeitete. Aber es befanden sich unter uns so viele kluge Köpfe, daß wir, wie ich glaube, das Niveau des von den Mitgliedern der Universitäten außerhalb erteilten Unterrichts wesentlich hoben. Das Britische Institut legte großen Wert auf regelmäßig stattfindende Konferenzen, bei denen die nächst Beteiligten sich treffen und ihre Ansichten austauschen konnten. Die Konferenzen wurden gewöhnlich in den Universitäten abgehalten. Die wichtigsten Zusammenkünfte dieser Art fanden im September statt, und die Teilnehmer wohnten dann zwei bis drei Tage in den Colleges. Auf diese Weise wollten wir alle Universitäten nacheinander aufsuchen, und einmal trafen wir uns in Manchester. Doch stellten wir fest, daß unsere Anhänger aus Arbeiterkreisen eine wirkliche Vorliebe dafür zeigten, sich in den ehrwürdigen und schönen Universitäten Oxford und Cambridge zu versammeln. So trafen wir uns dort wenigstens einmal im Jahr, hauptsächlich in den Colleges von Balliol (Oxford) und von Trinity (Cambridge). Dort und an anderen Universitäten wurden auch Sommerkurse für unsere Studenten eingerichtet.

Ich war mehrere Jahre hindurch geschäftsführender Präsident des Instituts, später, als ich den Reisestrapazen nicht mehr so gewachsen war, trat Richter Sankey[1] an meine Stelle, und ich wurde Ehrenpräsident. 1926 hielt ich meine letzte Ansprache bei einer Konferenz, die im September jenes Jahres in Trinity College (Cambridge) stattfand. Auf diese Konferenz, in der mir die Aufgabe gestellt war, unser Ziel zu bezeichnen und die Maßnahmen zu schildern, die wir zu seiner Erreichung getroffen hatten, will ich jetzt näher eingehen.

Der Wunsch vieler Männer und Frauen, die akademische Bildung, die für sie selbst unerreichbar geblieben war, ihren Kindern

[1] Sir John Sankey, 1919 Vorsitzender der Untersuchungskommission für die Kohlenindustrie.

zugänglich zu machen, war unverkennbar geworden. Immer mehr stellte sich ein großer Teil der öffentlichen Meinung hinter die Bewegung, und es galt, diese Anteilnahme auszunutzen. Wir wollten als Vermittler zwischen allen dienen, die sich für die Fortbildung interessierten, ihnen die bereits erzielten Ergebnisse bekanntgeben und überhaupt soviel Anregung wie möglich verbreiten. Für den Erfolg der Bewegung kam es besonders auf eine sorgfältige Auswahl der Lehrkräfte an. Nach der Gründung des Instituts im Jahre 1920 hatten viele Vertreter der Lokalbehörden, die sich auch jetzt unter der Zuhörerschaft befanden, an unserer Arbeit teilgenommen. Auch der geistige Zusammenhang zwischen den Lokalorganisationen und den Universitäten wurde immer fruchtbarer. Bei einer Besprechung, die ich in London mit den Vizekanzlern mehrerer Universitäten abgehalten hatte, wurde festgestellt, daß geeignete Lehrkräfte in genügender Anzahl vorhanden waren, aber die Mittel fehlten, um sie anzustellen. Die Universitäten halfen, soviel sie konnten, aber das genügte nicht. Wir mußten uns die Unterstützung der allmächtigen öffentlichen Meinung sichern und auf eine Erhöhung der Zuschüsse des Schatzamts hinarbeiten. Wir mußten die Vorurteile bekämpfen, durch die sich die öffentliche Meinung beeinflussen ließ. Es war zu begrüßen, daß die Gewerkschaften sich um die Bewegung zu kümmern begannen. Allmählich ging ihnen die Wahrheit von Spinozas Worten im vierten Teil seiner „Ethik" auf, dem Teil, der von der menschlichen Knechtschaft handelt: „Da es nichts Vorzüglicheres gibt als die Herrschaft der Vernunft, so kann ein Mensch seine Geschicklichkeit und Begabung am besten dadurch erweisen, daß er andere Menschen dazu erzieht, sich in ihrem Leben von den Geboten der Vernunft leiten zu lassen." Spinoza meinte, daß die höhere Erziehung die Menschen von Vorurteilen befreien und sie befähigen könnte, die Dinge so zu sehen, wie sie sind.

Erziehung und Unterricht waren nicht zweckgebunden. Sie hatten weder mit der Schaffung eines Klassenbewußtseins, noch mit seiner Beseitigung etwas zu tun. Mit ihrer Hilfe sollte erreicht werden,

daß der Staat allen Männern und Frauen das Recht einräumte, sich fortzubilden, um sich von der niederdrückenden Wirkung von Umständen zu befreien, für die sie nicht verantwortlich waren, und die sie hinderten, sich im Wettbewerb des Lebens durchzusetzen.

Dieses und manches andere führte ich bei der Konferenz aus. Nachdem der Fortschritt besprochen worden war, den der Schulunterricht seit 1870 trotz der geringen zur Verfügung gestellten Mittel gemacht hatte, beschäftigte sich die Debatte mit der zunehmenden Neigung, die Ziele dieses Unterrichts viel höher zu stecken, so daß sich aus ihm Spinozas „verstandesmäßige Liebe zu Gott" entwickeln könnte, die nicht antropomorphisch ist, sondern die Gegenwart Gottes überall erfaßt, auch in der menschlichen Seele. Einige von uns betonten, daß diese Lehre durchaus keinen Zwiespalt zwischen Wissenschaft und Religion oder zwischen Erziehung und Religion bedeutete. Mit den Vorurteilen würde auch die engherzige Auffassung, die überall die Möglichkeit von Konflikten witterte, allmählich verschwinden. Ein Mensch zeichnete sich als Maler aus, ein anderer als Musiker, ein dritter als Geschichtsforscher, ein vierter als Nationalökonom, ein fünfter als Philosoph, ein sechster als Naturwissenschaftler usw. Aber diese Einzelbegabungen zeigen nur, wo man einsetzen muß, wenn man jedem die größte Entfaltung seiner Fähigkeiten ermöglichen will. Das Wissen ist vielfältig, und wir müssen versuchen, bis zu einem Grundprinzip durchzudringen und es zu erfassen. Deshalb fordern uns die besten Prediger unserer Zeit auf, Gott lieber in uns als außer uns zu suchen. Die auf dieses Prinzip gegründete Fortbildung der Erwachsenen sollte es uns ermöglichen, Männer und Frauen ohne Rücksicht auf ihre soziale Stellung oder ihr Religionsbekenntnis zu veranlassen, die in ihnen schlummernden Fähigkeiten zu entwickeln.

Außer mir sprachen noch Tawney, Bischof Gore, mehrere Leiter von Universitätsseminaren für Unterrichtsfragen und die Vertreter der Lokalbehörden und der Gewerkschaften. Ich habe diese Konferenz etwas eingehender geschildert, weil ihr Ton typisch für unsere Bewegung war.

Das Britische Institut veröffentlichte einen Leitfaden und ein Adreßbuch für das Fortbildungswesen und gab auch eine Zeitung heraus, in der sich der Fortschritt unserer Arbeit widerspiegelte.

Sehr bemerkenswert ist in dieser Hinsicht das Universitätscollege in Nottingham. Schon 1927, in dem Jahr, in dem ich diese Erinnerungen aufzeichne, schuf das College eine Professur für Erwachsenenfortbildung mit einem ständigen Stab von zwölf nur mit dieser Aufgabe beschäftigten Lehrern, die mit den städtischen Instituten und anderen Organisationen zusammenarbeiten. In seinem Bericht darüber sagt Professor Peers, der sich in dem College an erster Stelle mit diesen Dingen befaßt: „Schon sind an größeren Orten, wie Nottingham, Leicester und Derby, im Zusammenhang mit unserem College Unterrichtsklassen für verschiedene Fächer gegründet worden, und in den Dörfern wird Fortbildungsunterricht in Klubs und an anderen Orten erteilt. Diese Entwicklung erfolgt im Zusammenhang mit den allgemeinen sozialen Bestrebungen. So werden an allen wichtigeren und auch an vielen kleinen Plätzen Sammelpunkte für intellektuelle Bestrebungen gegründet, die, mit der Universität verbunden, Bestandteile einer größeren und edleren Universität der Zukunft sein werden."

Nottinghams Bürger haben sich für die Entwicklung der Hochschulbildung sehr verdient gemacht. Eines Tages, als ich im Begriff war, von London nach Nottingham zu fahren, um den Grundstein für das neue Universitätsgebäude zu legen, wurde mir ein Brief einer der großen Londoner Banken überbracht. Er enthielt ein Akzept der Bank von England über 100000 £. Der unbekannte Spender hatte diese Summe für den Baufonds des neuen Universitätsgebäudes in Nottingham bestimmt und hoffte, daß das University College sich allmählich zu einer Volluniversität entwickeln würde. Später entdeckte ich, daß der Spender, der seither noch weitere Beiträge für den gleichen Zweck gestiftet hat, ein bekannter früherer Bürger jener Stadt war.

Er stand nicht allein mit seiner Freigebigkeit. Ein Fabrikant in Hull hat vor kurzem 300000 £ für die Errichtung eines Universitäts-College gegeben, und in jüngster Zeit sind in anderen Städten bedeutende Beträge gestiftet worden. Es gibt Idealisten auf dem Unterrichtsgebiet, und man kommt an sie heran, nicht, indem man sie mit Theorien abspeist, sondern indem man ihnen die schon geleistete Arbeit vor Augen führt.

Ich habe die Bewegung jetzt in großen Zügen geschildert. Sie war bereits im Gange, als wir an ihr teilnahmen. Aber sie wurde schlecht geleitet, und es gelang uns, sie in ein System zu bringen. Sehr weit ist sie noch nicht gelangt, und es bleibt noch ungeheuer viel zu tun. Aber ein Anfang ist gemacht, und es besteht Aussicht dafür, daß die Bewegung nicht wieder einschlafen wird. Denn jetzt interessiert sich das große Publikum für sie, und sie wird sowohl von der Regierung als von den lokalen Unterrichtsbehörden gefördert. Fast alles kommt, wie gesagt, auf die Mitwirkung der öffentlichen Meinung an, und ich hege die Hoffnung, daß das Unterrichtswesen des Landes immer mehr reale Ergebnisse zeitigen werde.

Ich bin jetzt zu alt geworden, um noch viel für diese große Sache zu vollbringen. Aber ich verfolge ihren Fortschritt mit Freude.

Ich wende mich jetzt anderen Angelegenheiten zu. Das Haus der Lords ist ein weniger wichtiges Betätigungsfeld als das Haus der Gemeinen, aber Debatten über Gegenstände von allgemeiner Bedeutung ereignen sich dort häufiger. Nach dem Jahre 1915 gelang es mir, im Hause der Lords ausgedehnte Debatten über das Unterrichtswesen hervorzurufen, die viele Seiten der Parlamentsberichte füllten, aber geringere Aufmerksamkeit erregten, als man bei der Lektüre der Zeitungen hätte annehmen können. Außer diesen allgemeinen Debatten fanden eingehende Verhandlungen über die Unterrichtsbill von 1918 statt. Ich nahm die Gelegenheit wahr, darauf hinzuweisen, wie leicht die kirchlichen Schwierigkeiten in Schottland durch die neue Akte hinweggeräumt werden konnten. Die Regierung übernahm alle Schulen, die presbyterianischen, die

katholischen und die episkopalen und sorgte für ihre volle Erhaltung unter der Bedingung, daß die Lehrer alle gleich ausgebildet sein sollten, in den Universitäten und sonst. Doch blieb es den Konfessionen überlassen, aus der Gesamtheit der so qualifizierten Lehrer die ihnen geeignet erscheinenden auszuwählen, und irgendeine Regierungseinmischung in den Religionsunterricht fand nicht statt. Das bemerkenswerte Ergebnis ist, wie es schon damals vorausgesagt wurde, daß die konfessionelle Frage in den schottischen Schulen ganz ihre Bedeutung verloren hat. Es gehörte meiner Ansicht nach nur ein wenig Mut dazu, um die Frage auch in England in der gleichen Weise zu erledigen. Fanatiker gab es natürlich, aber nicht allzu viele, und die in Schottland gemachte Erfahrung hatte gezeigt, daß sie nicht von der öffentlichen Meinung unterstützt wurden, da die Bevölkerung unter dem neuen System die Freiheit erlangte, die Schule für ihre Kinder auszusuchen, die ihr zusagte. Aber meine an England gerichtete Anregung ist bis jetzt auf taube Ohren gestoßen.

Armee- und Verteidigungsangelegenheiten, mit denen ich mehr oder weniger vertraut war, wurden damals im Hause der Lords besprochen. Aber eine Schwierigkeit gab es dort immer, nicht nur unter der Koalitionsregierung, sondern auch später. Der verantwortliche Minister befand sich nur selten im Hause der Lords und wurde dann während der Debatte gewöhnlich durch einen sehr jungen Regierungsvertreter ersetzt, der meistens nichts von der Angelegenheit verstand und nur eine Hofcharge bekleidete. Ein solcher Vertreter mußte sich darauf beschränken, das Schriftstück vorzulesen, das man ihm mitgegeben hatte, und war nicht in der Lage, irgendeine Erklärung für das Ministerium abzugeben, das er vertrat. Dadurch erhielten die Debatten einen etwas unwirklichen Charakter, was auch heute noch der Fall ist. Darauf ist es zum Teil zurückzuführen, daß die Stellung des Hauses der Lords nicht mit der des Hauses der Gemeinen verglichen werden kann. Wenn man dieser Tatsache einige Aufmerksamkeit widmen würde, und wenn es durch-

führbar wäre, verantwortliche Minister einfach zur Berichterstattung aufzufordern, auch wenn sie nicht Mitglieder des Hauses der Lords sind, könnte manches besser sein. Aber leider werden, wenn von Reformen des Hauses der Lords die Rede ist, solche Mängel nicht beachtet.

In der Zeit zwischen 1915 und 1924 stieß ich auf eine neue Schwierigkeit. Es ist schwer, etwas zu erreichen, wenn man nicht eine Partei hinter sich hat. Die liberale Partei fiel 1918 auseinander, und ich mußte mich entscheiden, ob ich mit ihr in dieser Verfassung weiterarbeiten sollte. Ich mußte daher prüfen, wie die Partei zu dem Unterrichtsproblem stand, das für mich jetzt auch politisch die Hauptrolle spielte.

Aber die liberale Partei hatte auf diesem Gebiete schon lange nur wenig geleistet. 1902 hatte sie dem Druck der Dissidenten in der Schulfrage nachgegeben. An der Bewegung für die Vermehrung der Universitäten hatte sie keinen Anteil genommen. Ebenso verhielt sie sich zur Fortbildung der Erwachsenen. Diese Frage mochte Provinzler interessieren, aber den liberalen Politikern im Parlament war sie gleichgültig. Ebensowenig fühlte sich die Partei zu den Fragen hingezogen, welche die Armee und Marine und die Landesverteidigung betrafen. Ich mußte sorgfältig erwägen, ob ich nicht mehr Unterstützung für meine Idee bei der Arbeiterpartei finden würde, die jetzt im Aufsteigen war. Ich übereilte nicht meinen Beschluß. Aber am Anfang des Jahres 1922 als Asquith unter dem Eindruck zunehmender öffentlicher Anteilnahme mich bat, einer Versammlung beizuwohnen, in der er und Grey über die Unterrichtsfrage sprechen wollten, erwiderte ich, daß es zu spät wäre. Sie könnten dieses Thema nicht wirksam behandeln, wenn sie nicht vorher den Stand der heutigen Entwicklung gründlich kennengelernt hätten. Vage, in Vorträgen erfolgende Hinweise auf die Wichtigkeit der Frage nützten gar nichts. Das Publikum verlangte ein ernstes, auf früheren Leistungen aufgebautes Programm. Ich hielt mich daher von dieser Versammlung fern. Wir hatten absichtlich im

Britischen Institut keine Politik getrieben und wollten dies auch weiter so halten, bis eine mit unseren Bestrebungen gut vertraute und uns günstig gesinnte Regierung ans Ruder kam.

In der geistigen Entwicklung der liberalen Partei schien ein Stillstand eingetreten zu sein. Sie war vor keine bestimmten Aufgaben gestellt wie im Jahre 1906, und es gebrach ihr an neuen Ideen. Die Lösung der sozialen Probleme gelang ihr nur in sehr geringem Maße. Heute, wo ich dies schreibe, stehen die Dinge besser. Es zeigt sich wieder Tatkraft und auch einmal ein neuer Gedanke. Aber die Partei ist sehr zusammengeschrumpft und leidet auch unter anderen Nachteilen. Lloyd Georges neueste Richtlinien scheinen mir zu hastig aufgestellt worden zu sein. Wer sich, wie ich, im Jahre 1920 nach Mitarbeitern für seine Pläne umsah, mußte Zweifel daran hegen, ob die Liberalen noch fähig wären, ihm bei der Verwirklichung seiner Ideen zu nützen.

Es erschien angezeigt, den Fortschritten der Arbeiterpartei Rechnung zu tragen, die immer mehr Sitze im Parlament eroberte. Die Partei verdankte ihren Erfolg weniger ihren offiziellen Führern, als den Männern und Frauen, denen, wie auch mir, das Ideal vorschwebte, allen Menschen gleiche Aussichten für den Lebenskampf zu verschaffen. Meine Arbeit auf dem Gebiete des Unterrichts fügte sich in das Programm dieser Partei ein. In den Fragen der nationalen Verteidigung und der Gestaltung des Britischen Weltreichs hatte sie keine ausgesprochene Haltung eingenommen, aber soviel wie die Liberalen leisteten, konnte man auch von ihr erwarten. Es schien mir daher ratsam, mich von den Liberalen eher fernzuhalten und durch engere Fühlungnahme mit der Arbeiterpartei zum besseren Verständnis ihrer Absichten zu gelangen. Ich hielt Vorträge in ihren Versammlungen und verkehrte viel mit ihren Abgeordneten. Mit meinem alten Freunde Asquith besprach ich nur noch sehr selten politische Fragen. Um so mehr unterhielt ich mich über diese Dinge mit der Arbeiterschaft und ihren Vertretern, nicht nur im Hause der Gemeinen, sondern auch im ganzen Lande. Bei den Versammlungen

spielten nicht nur politische, sondern auch andere Momente mit. Denn das Ideal, durch Fortbildung Gleichheit zu erreichen, genügte schon an und für sich, um einen engen Zusammenhang zwischen mir und der großen Masse herzustellen.

Immer mehr fühlte ich mich während der Jahre 1920—1924 zu der Arbeiterpartei hingezogen. Außer zu den Sidney Webbs und zu einigen meiner Mitarbeiter auf dem Fortbildungsgebiet, die sich zur Arbeiterpartei rechneten, unterhielt ich keine engen Beziehungen zu den Parteiführern und war auch keiner Gruppe beigetreten. Aber meine Zuversicht wuchs, daß endlich auf dem Gebiete der Volkserziehung ein wirklicher Fortschritt erzielt werden könnte.

Während dieser Zeit vernachlässigte ich nicht meine anderen Aufgaben. An vier Tagen der Woche arbeitete ich angestrengt in den Gerichten und nahm auf allgemeinen Wunsch an den Sitzungen des Verteidigungskomitees teil. Als Minister hatte ich so oft an ihnen teilgenommen und dabei so viele Erfahrungen gesammelt, daß ich mich verpflichtet fühlte, mich nicht von dieser Arbeit zurückzuziehen. Ich erklärte mich daher auch bereit, in einigen Unterausschüssen den Vorsitz zu führen und tue dies noch heute. Nur auf solche Weise kann die Stetigkeit bei der Behandlung von Staatsangelegenheiten gewahrt werden.

Ungefähr zur selben Zeit befaßte ich mich mit einer anderen recht schwierigen Angelegenheit. Nach dem großen Prozeß von 1904, den ich früher geschildert habe, und nach der dadurch erfolgten Regelung beschlossen die schottischen Kirchen, sich enger zu vereinigen. Durch eine Akte wurde es der Staatskirche ermöglicht, in eine Union mit der unierten freien Kirche einzutreten.[1] Die Mittel beider Kirchen sollten zusammengelegt und Eigentum der Union werden.

Diese Zusammenlegung mußte auf gesetzlichem Wege erfolgen, und die Regierung mußte die schwierige Frage lösen, wie der Besitz erfaßt werden könnte und welche Veränderungen der Titel für eine vollkommene Verschmelzung erforderlich wären. Es mußten nicht

[1] Die endgültige Union ist im Frühjahr 1929 erfolgt.

nur Verwaltungsmaßnahmen, sondern auch solche ergriffen werden, die die Kenntnis des schottischen Rechts für die Erhebung der Zehnten voraussetzten. Die Regierung lud mich 1922 ein, den Vorsitz des Sachverständigenkomitees zu übernehmen, das die ganze Angelegenheit prüfen sollte, und ausführlich Bericht zu erstatten. Ich folgte dem Ruf und fand in der Kommission einen theologischen Jugendfreund, Sir George Adam Smith, Rektor der Universität von Aberdeen. Unsere Arbeit währte über ein Jahr, zumeist in Edinburg, wo es am leichtesten war, die Aussagen der Vertreter der beiden Kirchen zu sammeln. Mein Gesundheitszustand ließ zu wünschen übrig, aber ich erlahmte nicht. Die Ergebnisse unseres gemeinsamen Berichts wurden unverzüglich in einer Satzung aufgenommen. So traf ich wieder viel mit den schottischen Theologen zusammen und hielt auch vor ihnen einen öffentlichen Vortrag über die Aussichten der vorgeschlagenen Union. Ich teilte nicht die Meinung von einigen Theologen, daß das Ergebnis nur Gewinn bringen könnte. Man würde sich nicht mehr soviel über Glaubensfragen streiten, aber gerade das hatte in Schottland so anregend gewirkt und hatte, weil dabei geistige Dinge mehr im Vordergrund standen als weltliche, in den Führern einen hohen Idealismus erzeugt.

So übte unsere Arbeit eine günstige Wirkung auf die Verhandlungen aus, die voraussichtlich zum Abschluß einer Union zwischen den beiden größten schottischen Kirchen führen werden. Später brachte ich im Hause der Lords die Bill durch, die sich auf unseren Bericht gründete. Die Arbeiterregierung, der ich damals angehörte, trat zurück, ehe sich das Haus der Gemeinen mit der Bill beschäftigen konnte; dann wurde sie von der Baldwin-Regierung wieder mit Erfolg vorgelegt und auch vom Hause der Gemeinen angenommen.

Ich habe bereits dargelegt, daß ich mich während der Jahre bis 1923 immer stärker zu der Arbeiterpartei hingezogen fühlte, weil ich, wie sie, dem Ideal zustrebte, für alle Menschen gleiche Lebensmöglichkeiten zu schaffen. Mit anderen, oft wechselnden Programmpunkten, die im Namen der Partei aufgestellt wurden, hatte ich

mich mit einer Ausnahme nie identifiziert. Ich war zu der Überzeugung gelangt, daß die Kohlengruben zu zahlreich und zu wichtig für das Allgemeinwohl wären, um jeder Staatskontrolle entzogen zu bleiben. Ich hatte mich darüber bereits vor der von Richter Sankey geleiteten Kommission geäußert, meine Aussage jedoch auf einen einzigen Punkt beschränkt. Der geistige Abgrund, hatte ich ausgeführt, der die Grubenarbeiter von ihren Arbeitgebern schiede, könnte nur überbrückt werden, wenn man die Methode anwendete, durch die zu meiner Zeit in der Armee bessere persönliche Beziehungen zwischen den Soldaten und den Offizieren hergestellt worden seien. Wir hätten die Offiziere dazu angehalten, nicht nur die ihnen anvertrauten Soldaten zu führen und zu erziehen, sondern ihnen auch ein Beispiel von Selbstaufopferung zu geben. Im allgemeinen wären die jungen Offiziere unserer Anregung gefolgt. Ein guter Offizier versuchte, der Freund seiner Leute zu werden, alle Gefahren und Strapazen mit ihnen zu teilen und danach zu sehen, daß ihre Bedürfnisse, in der Garnison und im Felde, vor seinen eigenen befriedigt würden. Die Wirkung wäre nicht ausgeblieben, und der Charakter und die Disziplin der Soldaten wäre merklich durch das ihnen gegebene Beispiel gehoben worden.

Vor der Sankey-Kommission schlug ich vor, das Grubenproblem auf diesem oder auf einem ähnlichen Wege anzupacken. Darüber, ob Reformen überhaupt einen Erfolg haben könnten, wenn nicht vorher die vollständige Staatsaufsicht über die Grubenindustrie durchgesetzt würde, verbreitete ich mich nicht. Doch bemerkte ich, auf Grund meiner in der Armee gesammelten Erfahrungen, daß die Vorgesetzten der Arbeiter im Falle der Einführung der Staatsaufsicht wie die Offiziere für ihren neuen Aufgabenkreis geschult werden müßten; andernfalls würden sie den Anforderungen nicht gewachsen sein. Zweifellos wäre, um Grubenarbeiter leiten zu können, eine technische Ausbildung erforderlich, aber die Vorgesetzten müßten auch die Grundprinzipien ihrer Industrie kennen und es insbesondere verstehen, das Vertrauen der Arbeiter zu gewinnen und zu erhalten.

Richter Sankey stimmte mir bei. In dem ausschließlich von ihm verfaßten Bericht schlug er nicht, wie so oft irrtümlich behauptet worden ist, die sofortige Verstaatlichung vor. An dieses Problem sollte erst nach Ablauf von drei Jahren herangegangen und inzwischen sollten aus der Armee und Marine und aus der Grubenindustrie selbst hinreichend ausgebildete Personen für die leitenden Stellen in den Gruben bestimmt werden.

Es schien mir, daß dadurch am besten friedliche Verhältnisse in der Kohlenindustrie geschaffen werden könnten. Aber die Regierung konnte sich nicht dazu entschließen, sich auf den Boden des Sankey-Berichts zu stellen, und so wurde ein Gesetzentwurf vorgelegt und angenommen, der nichts mit dem Berichte gemein hatte. Die Folge war der große Bergarbeiterausstand. Ich war immer der Ansicht, daß Sankeys Plan den einzigen Ausweg aus dieser schwierigen Lage darstellte. Richter Sankeys Leistungen und seine maßvolle Haltung hat das große Publikum nie genügend gewürdigt. Schließlich setzten die Grubenbesitzer ihren Willen durch, und es gibt immer wieder neue Störungen.

Zweifellos ist das Problem der Kohlenindustrie ein sehr schwieriges, und es ist durchaus nicht sicher, daß der ganze Plan Sankeys unverändert zur Ausführung hätte gelangen können. Aber die Krise griff so weit um sich, und die kleine Gruppe der Grubenbesitzer war anscheinend so wenig fähig, Ruhe und Fortschritt in ihrer Industrie herbeizuführen, daß ich mich verpflichtet fühlte, nach der Veröffentlichung des Berichts, und während das neue Grubengesetz beraten wurde, meine Ansicht im Hause der Lords kräftig zum Ausdruck zu bringen. Ich halte aufrecht, daß so wichtige und das Wohl der Allgemeinheit so tief berührende Unternehmungen nicht privaten Händen überlassen bleiben dürfen. Von der Wirkung der von der liberalen Partei vorgeschlagenen Heilmittel und von der des Samuel-[1]

[1] Sir Herbert Louis Samuel, Oberkommissar in Palästina 1920 bis 1925, Vorsitzender der Königlichen Kommission für die Kohlenindustrie 1925.

Berichts habe ich mir nie viel versprochen, und ich glaube noch, daß eine einigermaßen befriedigende Lösung nur auf dem Wege erreicht werden kann, den Sir John Sankey einschlagen wollte, oder wenigstens auf einem sehr ähnlichen.

Es kam mir damals ein Gedanke, dessen Durchführung eine Zeitlang möglich erschien. Es war der unionistischen Regierung 1919 nicht gelungen, mit den irischen Nationalisten in der Frage der Gestaltung des irischen Parlaments ins reine zu kommen. Die Opposition gegen jede Art von Homerule war sehr stark, und der irische Führer, De Valera, und einige seiner wichtigsten Berater saßen im Gefängnis. Mein Freund Lord French war, weil er General war, zum Vizekönig ernannt worden, und lud mich ein, bei ihm zu wohnen. Er wollte nicht nur die Ordnung erhalten, sondern auch aufbauen. Ich sagte, daß ich ihm gern helfen würde, wenn er mir eine nützliche Arbeit zuwiese, und setzte ihm meinen Plan auseinander. Die Reform sollte nicht auf gesetzgeberischem, sondern auf dem Verwaltungsgebiete beginnen. Ich kannte einige wichtige Nationalistenführer in Dublin persönlich und war bereit, mit ihnen festzustellen, ob es für mich Verhandlungsmöglichkeiten gäbe, denn ich vermutete, daß sie niedergeschlagen und daher zu einer Einigung geneigt wären. Ich wollte darauf hinweisen, daß eine vollkommen selbständige gesetzgebende Körperschaft in Irland geschaffen werden müßte, daß aber die Nationalisierung der Verwaltung nicht minder bedeutsam wäre. Warum sollten wir nicht die Einführung der Homerule vorbereiten, indem wir die irländische Verwaltung mit ihrem Geiste erfüllten? Wenn dies gut gelänge, würde später auch ein Homerule-Parlament entstehen. Ich hatte gerade den Bericht des Komitees für die Untersuchung der Regierungstätigkeit als sein Vorsitzender veröffentlicht und betrachtete eine solche Verwaltungsreform als eine sehr nützliche Übergangsmaßnahme. Wenn die Regierung ein Untersuchungskomitee in Dublin berief, war ich auf Einladung bereit, den Vorsitz zu führen, uud schlug auch vor, Männer, wie De Valera, der zu diesem Zweck aus dem Gefängnis

entlassen werden müßte, und Vertreter von Ulster in das Komitee aufzunehmen. Zum mindesten würde es uns gelingen, einen Bericht darüber abzufassen, wie die irländische Verwaltung weniger schädlich und einflußreicher gestaltet werden könnte. French gefiel mein Plan, da er sich sonst keinen Rat wußte, wie er die Beobachtung der Gesetze erzwingen könnte. Er ließ seine ersten Beamten ins Palais rufen, um die Sache mit mir zu besprechen, und auch sie beurteilten meinen Gedanken sehr günstig.

Ich stattete nunmehr als Privatmann Besuche in den nationalistischen Kreisen Dublins ab, und zwar bei den bekanntesten Nationalistenführern, soweit sie nicht im Gefängnis waren. Ich begegnete auch einigen noch lebenden alten Freunden, mit denen ich vor zwanzig Jahren über die Universitätsfrage verhandelt hatte. Sie waren mir freundlich gesonnen und zogen sich schließlich zurück, um über die ganze Sache im geheimen zu beraten. Darauf teilten sie mir ihren Entschluß mit, nicht mit Gewalt gegen mich vorzugehen, wenn ich einen Plan entwürfe. Dies genügte mir. Denn ich hoffte vor allem, einen persönlichen Meinungsaustausch zwischen ihnen und den britischen Behörden über den ganzen irländischen Regierungsapparat herbeizuführen, und ich glaubte, daß das Komitee, dank meiner Kenntnis der Verfassungsfragen, in dieser Hinsicht nützlich mitwirken könnte. Selbstverständlich würde man sich nicht mit einer Verwaltungsreform begnügen können, aber indem man damit den Anfang machte, schaffte man eine Entspannung und bereitete den Boden für weitere Verhandlungen vor, die allmählich zur vollständigen Verwirklichung der Homerule führen konnten.

French setzte sich für die Sache ein und fuhr nach London zu Lloyd George, der aber leider in Paris war. Anstatt ihm nachzureisen, besuchte French den Minister, der mit der Vertretung der irländischen Angelegenheiten betraut war. Dieser Minister war entsetzt und lehnte den Plan ab. Ein paar Jahre später mußte eine vollständige Homerule-Verfassung bewilligt werden. Wenn die Verhandlungen, die schon eine konkrete Form angenommen hatten,

weiter fortgeführt hätten werden dürfen, wäre die Veränderung vermutlich langsamer erfolgt und hätte Raum für eine Annäherung zwischen Ulster und Südirland gelassen. Ich vermag nicht genau zu sagen, ob es so gekommen wäre. Wahrscheinlich bin ich zu sanguinisch veranlagt. Aber ich habe beobachtet, daß Leute, wenn man sie erst einmal an den Verhandlungstisch gebracht hat, gewöhnlich nicht ohne ein Ergebnis auseinandergehen.

An den Debatten, die gegen Ende des Jahres 1923 im Hause der Lords stattfanden, beteiligte ich mich nicht mehr viel. Gerade zu jener Zeit unterlag die konservative Regierung bei den allgemeinen Wahlen. Sie wurde geschlagen, weil sie keine von der Unterstützung der Liberalen und der Arbeiterpartei unabhängige Mehrheit aufstellen konnte. Ihr Eintreten für das Schutzzollsystem hatte stark zu ihrer Niederlage beigetragen. Es war anzunehmen, daß die Arbeiterpartei, die große Gewinne bei den Wahlen erzielt, aber die Mehrheit im Hause der Gemeinen noch nicht errungen hatte, aufgefordert werden würde, die Regierung zu übernehmen. So kam es denn auch, und ich werde mich im nächsten Kapitel mit diesen Vorgängen beschäftigen.

Zehntes Kapitel

Während und nach der Arbeiter-Regierung

(1923—1928)

Ende des Jahres 1923 wurde es offenbar, daß Ramsay Macdonald wahrscheinlich ersucht werden würde, eine Regierung mit der Arbeiterpartei zu bilden. Er war bereit, einen Versuch zu machen, verkannte indes nicht die Schwierigkeiten. Im Hause der Gemeinen würde er nur eine ziemlich kleine Minorität hinter sich haben. Die Konservativen, die es nicht für möglich hielten, die Macht selbst zu übernehmen, würden ihn sicherlich unterstützen, aber wie lange und in welchem Ausmaß? Dann gab es noch eine andere Schwierigkeit. Endlich sollte eine Arbeiter-Regierung gebildet werden, und ihre begeisterten Anhänger auf der äußersten Linken glaubten, daß jetzt ein tausendjähriges Reich des Sozialismus bevorstände. Sie wollten nicht begreifen, daß ihre Partei nur geduldeterweise ihre Vorschläge im Parlament zur Annahme bringen könnte. Alle diese Hindernisse erkannte Macdonald klar. Er wünschte, ein Kabinett zu bilden, mit dem er in dieser ungewissen Lage die bestmöglichen Leistungen erzielen könnte. Ende Dezember schrieb er an mich, um zu erfahren, ob ich ihm bei der Regierungsbildung helfen wollte. Er fragte mich, ob ich geneigt wäre, das Unterrichtsamt zu übernehmen, wo viel zu erreichen wäre, obgleich keine großen Mittel zur Verfügung ständen. Sein Vorschlag reizte mich, aber ich verkannte nicht gewisse Schwierigkeiten. Die Grundsätze für die Reform des Schulwesens standen schon einigermaßen fest, und es kam gerade auf die Bewilligung größerer Mittel an. Dem stand im Wege, daß Zuschüsse für andere soziale Zwecke gefordert werden würden,

z. B. für Altersrenten und wirtschaftliche Verbesserungen. Ich glaubte nicht an die Möglichkeit, im Unterrichtsministerium die Fortbildung der Erwachsenen, für die ich mich besonders interessierte, nachdrücklich zu fördern. Wenn ich eine hinreichend starke Stellung in der Arbeiter-Regierung hätte, würde ich mich genau so gut der Unterrichtsfragen annehmen können, wie wenn ich an der Spitze des Unterrichtsamtes stände.

Ich schrieb daher an Macdonald einen Brief, den ich hier folgen lasse. Ich gebe ihn unverkürzt, weil er meine Haltung gegenüber der Arbeiterpartei und ihrem Programm erklärt. Auch an Asquith schrieb ich in herzlichem Ton und setzte ihm auseinander, wodurch ich mich veranlaßt sähe, mich der Arbeiterpartei anzuschließen, mit der er nicht harmonierte. Er antwortete mir sehr herzlich, mißbilligte jedoch meinen Entschluß.

Hier ist der Brief, den ich am 24. Dezember 1923 an Ramsay Macdonald schrieb. Ich bat ihn, von Lossiemouth über Cloan zu reisen und mir seine wohlüberlegte Antwort mündlich zu geben.

„28, Queen Anne's Gate, Westminster,
24. Dezember 1923.

Mein lieber Ramsay Macdonald!

Ich begreife, wie außerordentlich schwer Ihnen gerade jetzt die Lösung Ihrer an sich schon nicht leichten Aufgabe erscheinen muß. Alle, die an die ideale Forderung glauben, die der Arbeiterbewegung vorschwebt, müssen den Drang empfinden, Ihnen nach besten Kräften zu helfen.

Zunächst kommt es darauf an, einen Erfolg überhaupt zu ermöglichen. Bei Ihrer Kenntnis unserer vielseitigen und etwas konservativ veranlagten Demokratie werden Sie sich über die Voraussetzungen des Erfolges nicht im unklaren sein. Doch glaube ich nicht, daß alle Ihre Anhänger, nach ihren Reden zu urteilen, die zu überwindenden Schwierigkeiten richtig einschätzen.

Die Arbeiterpartei kann in etwa einem Monat von heute ab von ihren Gegnern gezwungen werden, eine Regierung zu bilden; sie erwarten, daß diese Regierung, die sich im Parlament nur auf eine Minderheit stützen kann, durch ihren Mangel an administrativer Erfahrung und durch künstliche Parteimanöver in wenigen Wochen diskreditiert werden könne. In Anbetracht der gegen Sie gerichteten starken Opposition gibt es meiner Ansicht nach nur einen Ausweg aus dieser Zwangslage. Wenn Sie mit gut durchdachten und vernünftigen Vorschlägen vor die Öffentlichkeit treten, und die Ansicht bei einer großen Anzahl gerecht denkender Leute sich durchsetzt, daß die Arbeiterpartei einmal ihr Heil versuchen solle, kann alles gut werden. Dann kann die Arbeiterpartei hoffen, die Berechtigung ihres Anspruchs zu erweisen. Aber wenn die neue Regierung kein Vertrauen gewinnt, wird die Arbeiterpartei für lange Zeit ausgeschaltet werden.

Die Lage ist also sehr heikel. Wie Sie wissen, hoffe ich, mit Ihnen gehen zu können, ob ich ein Amt übernehme oder nicht. Die Vermögensabgabe oder andere wenig wichtige Dinge machen mir keine Sorge. Das hohe Ziel ist es, worauf es im Grunde ankommt, und seinetwegen möchte ich mich in einem Amte nützlich erweisen, so gut ich es vermag. Persönlich reizt mich die Amtstätigkeit nicht mehr. Ich habe zehn Jahre lang Regierungen angehört und lege auf prunkvolle Zeremonien und hohes Gehalt keinen Wert mehr, aber an den Idealen, die mir vorschweben, ist mir gelegen, und zu ihrer Verwirklichung möchte ich noch beitragen. Wenn mir diese Möglichkeit nicht geboten werden könnte, hätte es keinen Zweck für mich, in Ihre Regierung einzutreten.

Die Landesverteidigung zum Beispiel ist eine lebenswichtige Frage. Ich möchte weder zur Armee zurückkehren noch mich mit der Marine oder der Luftflotte befassen. Mich reizt die umfassendere Behandlung des ganzen Problems, wie sie im Komitee für die Reichsverteidigung vorgenommen wird. Wir wollen unsere Rüstungen und unsere Ausgaben vermindern, aber durch diplomatisches Vorgehen, hinter

dem keine Macht steht, können wir nichts erreichen. Seit dem Kriege habe ich für mehrere Regierungen daran gearbeitet, die Leistungsfähigkeit des Komitees zu verbessern. Die Tätigkeit des Komitees wird dadurch sehr erschwert, daß ein Minister in Vertretung des Ministerpräsidenten den Vorsitz nur nebenamtlich führt. Er hat immer noch andere Verpflichtungen, aber man nimmt an, daß er auch für das Komitee Zeit hat und die nur durch jahrelanges Studium zu erwerbenden Kenntnisse besitzt. Noch ist der Wirkungskreis des Komitees beschränkt. Es wird von Lord Salisbury geleitet, der tut, was er kann. Aber die Handhabung des Komitees durch einen hinreichend unabhängigen Minister würde der Wehrmacht und dem ganzen Lande Vertrauen einflößen und die Stellung einer neuen Regierung stärken.

Dann erwähne ich das Unterrichtsgebiet. Auf diesem habe ich mich seit vielen Jahren betätigt, und es stehen endgültige Reformen in Aussicht, ohne die meine Lebensarbeit vergeudet wäre. Sie erfordern nicht die Leitung des Unterrichtsamtes durch mich, aber eine feste Stellungnahme der Regierung und gewisse, wenn auch nicht allzu große Geldmittel. Ferner ziehe ich die Justiz in Betracht, die viel reformbedürftiger ist, als im allgemeinen angenommen wird.

Alles Erforderliche hat die Kommission, in der Morand, Mrs. Webb und Sir George Murray mit mir saßen, in ihrem Bericht über die „Arbeitsmethode der Regierung" niedergelegt. Sie trugen alle zu dem Berichte bei, den ich als Vorsitzender selbst verfaßte. Der Bericht war das Ergebnis eingehenden Studiums und starker Überzeugung, denn es handelt sich um eine sehr subtile und schwierige Materie. In diesen Zusammenhang gehört auch der Rechtsausschuß des Kronrats, dessen Präsident ich fast zehn Jahre lang ununterbrochen gewesen bin. Einige der Dominions beschäftigen sich viel mit diesem Ausschuß, und man muß ihren Wünschen Rechnung tragen.

Es scheint mir, daß wir uns über diese und andere Punkte gründlich unterhalten müssen, ehe ich Ihnen eine Antwort auf die aus-

schlaggebende Frage in Ihrem Briefe gebe. Ich möchte nicht meine unabhängige Stellung außerhalb der Regierung aufgeben, wenn ich nicht die Aussicht habe, mich auch weiterhin nützlich zu machen.

Wenn Sie nach Cloan kommen, werden wir uns über das alles unterhalten können, und ich kann Ihnen daher jetzt noch nicht mein Jawort geben. Aber Sie besitzen meine volle Sympathie in Ihrer Lage, die ganz gewiß nicht leichter ist, als Sie es mir angedeutet haben.

Ich möchte noch hinzufügen, daß sehr viel auf die Führung des Hauses der Lords ankommt. Es kann zwar nicht die Regierung stürzen, aber es vermag eine ihr ungünstige Stimmung zu erzeugen. Denn es sitzen dort manche Persönlichkeiten, die alle Mittel, die die Verfassung bietet, auszunutzen verstehen, und sie werden dies nicht in freundlichem Sinne tun.

Ich fahre am Mittwoch morgen nach Cloan, Auchterarder, und bin Ihr aufrichtig ergebener

Haldane."

Das Ergebnis unserer Unterhaltung in Cloan war, daß ich mich bereit erklärte, unter gewissen Bedingungen in sein Kabinett einzutreten. Ich wollte wieder Lord-Großkanzler werden und die Partei im Hause der Lords führen. Ich nahm mir vor, mich von der Verpflichtung, jeden Tag zu Gericht zu sitzen, zu befreien und die Neuerungen durchzuführen, die ich in dem Bericht über die „Arbeitsmethode der Regierung" befürwortet hatte. In erster Linie würde ich den Vorsitz des Komitees für die Reichsverteidigung übernehmen, ein neues Amt, das die vorige Regierung geschaffen hatte, und würde außerdem ständig den Beratungen der Stabschefs der Marine, der Armee und der Luftflotte beiwohnen. Ferner würde ich die Justiz überwachen und die Beamtenschaft in England und Schottland reorganisieren. Denn trotz mancher Veränderungen lag die Ernennung der Gerichts- und Polizeibeamten und ihre numerische Verteilung noch zu sehr in den Händen der Grafschafts-Lords. Der Lord-Großkanzler, auf dem eigentlich die Verantwortung lag,

mußte von anderen Verpflichtungen entlastet werden, um sich mit diesen Dingen beschäftigen zu können. Außerdem wollte ich ein möglichst enges Zusammenwirken zwischen den Ressorts des Lord-Großkanzlers und des Staatssekretärs des Innern herbeiführen, damit die Justizangelegenheiten von beiden Ministerien gemeinsam und harmonisch behandelt werden könnten. Schließlich nahm ich mir auch vor, alle Gesetzentwürfe der Regierung beim Entstehen zu prüfen und in allen Verfassungsfragen das Kabinett zu beraten.

Es würde unmöglich sein, dieses umfangreiche Pensum zu erledigen, wenn ich mich nicht von den täglich von 10.30 Uhr bis 4 Uhr nachmittags währenden Gerichtssitzungen freimachen könnte. Ich sagte mir, daß sich dies einrichten ließe. Mein Vorgänger, Lord Cave, hing an dieser Arbeit und war mit mir befreundet. Er lebte in London in einer Amtswohnung im Victoria-Turm des Hauses der Lords. Er hatte seine Möbel hineingestellt und würde vermutlich nicht gern ausziehen. Ich beschloß, ihm die Amtswohnung weiter zu überlassen und selbst in Queen Anne's Gate 28 zu wohnen, wenn er an meiner Statt den Vorsitz bei den Gerichtsverhandlungen im Hause der Lords und im Kronrat übernähme, was ohnehin sein Wunsch war. Da ich beabsichtigte, in eine Arbeiter-Regierung einzutreten, hielt ich es nicht für korrekt, das volle Gehalt von 10000 £, das dem Lord-Großkanzler zustand, anzunehmen. Ich würde jährlich an das Schatzamt 4000 £ zurückzahlen und trotz des unvermeidlichen Aufwands versuchen, mit 6000 £ durchzukommen.

Nach unserer langen Unterhaltung in Cloan erklärte sich Macdonald mit meinen Vorschlägen einverstanden, und ich wurde sein Lord-Großkanzler. Alles, was ich mir vorgenommen hatte, führte ich aus. Jeden Morgen um 10 Uhr ging ich in das Haus der Lords und verbrachte, nachdem ich mich davon überzeugt hatte, daß die gerichtliche Tätigkeit des Tages im Gange war, anderthalb Stunden mit meinen Sekretären. Sir Claud Schuster, der erste ständige Sekretär,[1] arbeitete sehr flott und besaß große Erfahrung. Gegen Mittag

[1] Seit 1915.

waren wir fertig, und ich begab mich dann zu Fuß nach Whitehall Gardens, wo der Stab des Verteidigungskomitees versammelt war. Nachdem ich die Programmpunkte für den Tag mit dem Sekretär, Sir Maurice Hankey[1], der auch Sekretär der Regierung war, festgelegt hatte, übernahm ich oft auch noch den Vorsitz bei einer kurzen Zusammenkunft der drei Stabschefs. Wir gingen gründlich auf alle Möglichkeiten ein, gegen die wir gerüstet sein mußten. Die Chefs machten sich Notizen und stellten danach mit ihren Stäben Abwehrpläne auf, über die sie mir dann später Bericht erstatteten. Der Wahlspruch, den ich ihnen empfahl, war aus meinen im Kriegsamt gesammelten Erfahrungen hervorgegangen, und ich bot ihnen an, ihn in goldenen Lettern ausführen zu lassen. Er lautete: „Nachdenken kostet nichts." Wir verrichteten manche dauerhafte Verteidigungsarbeit in dieser Zeit.

Nach einem raschen Frühstück kehrte ich entweder nach Whitehall Gardens, oder, was meistens der Fall war, nach dem Hause der Lords zurück, um die vorliegenden Sachen zu erledigen. Ich ließ mir von jedem meiner Sekretäre Vortrag halten und besprach mit ihnen die ihnen anvertraute Arbeit, mochte sie Beamte oder Geistliche oder Mitteilungen des Ministeriums des Innern betreffen. Um 4.15 Uhr legte ich meine Amtstracht an und begab mich in das Haus der Lords, um an den Debatten teilzunehmen. Viele von den Entwürfen, die wir vorlegten, erforderten keine eingehende Diskussion. Andererseits wurden oft Fragen über die Absichten der Regierung an mich als Führer des Hauses gerichtet. Doch einigten wir uns darüber, daß Auskünfte über auswärtige Angelegenheiten hauptsächlich von dem Präsidenten des Kronrats, Lord Parmour, erteilt werden sollten, der unmittelbar an der Arbeit des Völkerbundes beteiligt war. Ich nahm mich persönlich mehrerer wichtiger Entwürfe an, wie der Wohnungs-Bill, der schottischen Kirchen-Bill und der Bodenrechtsreform-Bill. So ging es im Hause der Lords während dieser Sitzungsperiode zu.

[1] 1929 Generalsekretär der Haager Reparationskonferenz.

Es fand häufig Ministerrat statt und erfolgten auch einige Plenarsitzungen des Komitees für die Reichsverteidigung. Wir mußten uns z. B. über das Kanaltunnelprojekt schlüssig werden und taten dies auf sehr konservative Weise. Die Kabinettssitzungen fanden gewöhnlich vormittags um 11.30 Uhr statt, und wenn wir die vorliegenden Sachen nicht in zwei Stunden erledigen konnten, versammelten wir uns am Abend noch einmal. Diese abendlichen Sitzungen begannen oft zu einer Zeit, die uns, da unsere Gewohnheiten von denen des Durchschnittsarbeiters abwichen, nicht gerade bequem lag, z. B. um 8.45 Uhr, aber Einspruch wurde nicht erhoben, pünktliches Erscheinen war Ehrensache, und niemand blieb aus. Ramsay Macdonald leitete die Kabinettssitzungen sehr geschickt. Er hatte angenehme Formen und fiel seinen Kollegen nie vorzeitig ins Wort, sondern ließ sie ausreden. Er wurde dabei durch die sorgfältig aufgestellte Tagesordnung unterstützt, die der Kabinettssekretär Hankey für ihn vorbereitet hatte. Macdonald hatte immer seine Akten gelesen und wußte, worauf es ankam. Überhaupt waren alle Mitglieder des Kabinetts fleißig und kamen gut vorbereitet in die Sitzungen. Ihre Reden wurden dadurch nicht länger; was sie zu sagen hatten, trugen sie kurz und überzeugend vor. Wie Macdonald waren auch sie durch die strenge Rednerschule der Gewerkschaften gegangen. Wir ließen nie etwas unerledigt, und Macdonald verhinderte Abschweifungen mit großen Takt. Wir pflegten während der Sitzungen zu rauchen, was die Nerven beruhigt. Ich brachte immer eine Zigarre für meinen Kollegen zur Rechten, den Staatssekretär für die Kolonien, Thomas,[1] mit, der einen sehr scharfen Verstand und politisches Verständnis besaß.

Besonders am Anfang des Jahres 1924 konnte ich mich meinen Kollegen nützlich erweisen, da ich die Finessen der Verfassung gut kannte und wußte, wie Minister, die der Theorie nach sowohl Diener der Krone als ihre Berater sind, sich zu verhalten hatten. Obgleich er nicht darin geschult war, nahm Macdonald die Be-

[1] Arbeitsminister im Kabinett Ramsay Macdonald 1929.

ziehungen des Kabinetts zum König mit Takt und mit dem richtigen Verantwortungsgefühl wahr. Wir blieben nicht ganz ein Jahr im Amt und wurden während dieser Zeit nicht nur vom Hof, sondern im allgemeinen auch von unseren Gegnern gut behandelt, die unsere Bills durchgehen ließen. Diese Entwürfe waren, wie es die Lage gebot, ziemlich gemäßigt. Im Hause der Lords wurden zuweilen Drohungen gegen uns laut, aber Lord Curzon und Lord Salisbury, die Führer der Opposition, wirkten beschwichtigend und bewahrten uns vor zu schlechter Behandlung.

Aber im Herbst 1924 ereigneten sich zwei Vorfälle, deren Folgen uns schließlich vernichteten. Der eine wurde unter dem Namen Campbell-Fall bekannt, und ihm lag ein Verstoß gegen die Strafprozeßordnung zugrunde, der nicht sehr wichtig war, aber unserem Gegner eine Waffe in die Hand gab, mit der er uns hart zusetzen konnte. Die zweite Sache war ernster. Eines Nachmittags im Hause der Lords richtete Lord Curzon unvermittelt die Frage an mich, ob die Arbeiter-Regierung dem Vorschlag zugestimmt hätte, einen Vertrag mit Rußland abzuschließen und ihm eine Anleihe zu geben. Ich erwiderte, daß mir und unseren anderen Ministern im Hause der Lords nichts über die Angelegenheit bekannt wäre. Er sagte darauf, daß die Abendzeitungen das Bestehen des Vorschlags gemeldet hätten, und ich konnte nur antworten, daß ihre Informationen vermutlich ganz irrig wären.

Es stellte sich indes heraus, daß die Zeitungen recht hatten. Der Vertragsvorschlag war im Hause der Gemeinen bekannt geworden. Es hatte darüber kein Ministerrat stattgefunden, und nur ein oder zwei Mitglieder der Regierung waren befragt worden. Anscheinend hatten gewisse Anhänger Macdonalds im Hause der Gemeinen ihn plötzlich veranlaßt, sich für eine günstige Antwort an Rußland und für die Garantie einer Anleihe einzusetzen. Mißlich war dabei, daß die neue Entwicklung so überraschend stattgefunden und dadurch Bestürzung in der Öffentlichkeit hervorgerufen hatte. Es wurde sofort eine Kabinettssitzung einberufen. Wir konnten den Beschluß

nicht zurücknehmen, ohne das Ministerium aufs stärkste zu gefährden. Aber wir waren uns klar darüber, daß dieser Schritt und dazu der Campbell-Fall uns im Hause der Gemeinen und wahrscheinlich auch bei den nahe bevorstehenden Neuwahlen zum Nachteil gereichen würde.

So kam es denn auch. Wir waren hoffnungslos in der Minorität im Hause der Gemeinen und wurden bei den Wahlen gründlich geschlagen. Die Demokratie, die in mancher Beziehung merkwürdig konservativ ist, wandte sich gegen uns.

Auf meine Ministerzeit in der Arbeiter-Regierung blicke ich mit gemischten Gefühlen zurück. Das Kabinett scheute keine Mühe, und es befanden sich in ihm Persönlichkeiten, die ein starkes Verwaltungstalent besaßen. Bessere Minister als Snowden, Thomas, Wheatley und Sidney Webb konnte man sich nicht wünschen, und sie waren auch sehr tüchtig bei den Kabinettssitzungen. Im ganzen gelang es der Regierung, den Grundsatz: „Gleiche Möglichkeit für alle!" zu verbreiten, und das Publikum davon abzubringen, öffentliche Angelegenheiten vom Standpunkt des Klassenbewußtseins aus zu betrachten. Unterrichtsfragen wurden viel besprochen, und Trevelyan setzte sich sehr dafür ein. Aber die Bedeutung der Fortbildung der Erwachsenen wurde nicht hinreichend gewürdigt, obgleich man im Prinzip dafür war. Wenn sie bei den Kabinettssitzungen auch nur selten zur Sprache kam, wurde die Landesverteidigung dennoch sorgfältig überwacht.

In den auswärtigen Angelegenheiten stand Macdonald selbst an erster Stelle, da er Staatssekretär des Äußern und Erster Lord des Schatzamts war. Ich glaube, daß er die Arbeit beider Ämter leicht hätte erledigen können, wenn er es nicht für seine Pflicht gehalten hätte, in vielen Versammlungen zu sprechen und eine große Anzahl nicht sehr wichtiger Personen zu empfangen. Ich glaube, wie gesagt, daß er beide Tätigkeiten leicht hätte vereinigen können, aber er wollte ein Ministerpräsident sein, wie er im Buche steht, und Pracht und Ruhm seiner Stellung genießen. Bedauerlich war, daß er das

Wochenende leidenschaftlich gern in Chequers verbrachte, dem Landsitz, den Lord Lee of Fareham für diesen Zweck eingerichtet und zur Verfügung des jeweiligen Ministerpräsidenten gestellt hatte. Als diese großmütige Schenkung im Hause der Lords angekündigt wurde, erhob ich mich, schüttelte den Kopf und prophezeite, daß sie sich als eine gefährliche Versuchung erweisen würde. Aus dem Mittelstande hervorgegangene Ministerpräsidenten, die den ungewohnten Reiz des Lebens auf einem Landsitz empfinden, werden sich mehr als gut ist, dorthin gezogen fühlen. Es gehen dadurch in jeder Woche zwei Tage verloren, an denen der Ministerpräsident mit einigen seiner Kabinettskollegen zusammentreffen und sich unterhalten könnte, wenigstens am Sonnabend und Sonntag abend. So wird es für ein Mitglied der Regierung fast unmöglich, an seinen Chef in der einzigen Zeit heranzukommen, in der man ruhig mit ihm sprechen kann. Andere Ministerpräsidenten haben auch so gehandelt, nur wirkte es bei Ramsay Macdonald besonders schädlich. Es gelang fast niemals, ihn auch nur für eine Viertelstunde festzuhalten, und die Folgen waren zuweilen verderblich. Ich denke z. B. an eine geringfügige, aber doch nicht unwichtige Angelegenheit, nämlich an den Plan eines allgemeinen Untersuchungskomitees. Meine Erfahrungen mit dem Verteidigungskomitee hatten mir gezeigt, wie wertvoll es für den Ministerpräsidenten sein würde, eine Körperschaft zur Verfügung zu haben, an die er technische, die Zivilverwaltung betreffende Fragen verweisen könnte, wie er militärische Angelegenheiten dem Verteidigungskomitee übergab. Ich brachte die Sache bei einer Kabinettssitzung zur Sprache und erklärte mich bereit, einen Plan aufzustellen. Mein Vorschlag wurde genehmigt.

Ich versammelte die leitenden Beamten des Schatzamts und des Verteidigungskomitees. Wir stellten ein Protokoll auf, das nur vom Ministerpräsidenten paraphiert zu werden brauchte, um ausgeführt zu werden. Es war bis in alle Einzelheiten ausgearbeitet, sogar der Sekretär war bereits ernannt, und weitere Kosten sollten nicht entstehen. Aber den Ministerpräsidenten, der sich nie mit Ver-

waltungsfragen abgegeben hatte, interessierten solche Neuerungen nicht. Vergebens bat ich ihn, sich nur für wenige Minuten von seinen anderen, ziemlich verschieden gearteten Arbeiten freizumachen. Es glückte weder mir noch den beteiligten Beamten, seine Unterschrift zu erlangen. So blieb der ausgezeichnete Plan, als wir zurücktraten, vorläufig liegen. Die zuständigen Beamten empfahlen ihn sofort Mr. Baldwins Regierung, und die konservative Verwaltung erntete viel Lob für eine Errungenschaft, mit der sie sich nur oberflächlich vertraut gemacht hatte.

Wenn man ihm nicht hineinredete, bewies Macdonald ein ungewöhnlich feines Verständnis für die auswärtigen Angelegenheiten. Er war viel gereist und in persönlichen Verkehr mit einer Reihe von Politikern auf dem Kontinent getreten. Er hatte sich dadurch eine etwas weitherzigere Auffassung erworben. Er empfand in gewissem Sinne international, und dies ermöglichte es ihm, ausländische Staatsmänner zu verstehen und sich ihre Sympathie zu sichern. Er trat ohne Vorurteile an sie heran, und ich bewunderte stets die Art, wie er Schwierigkeiten bei den Verhandlungen überwand. Ich glaube, daß das Personal des Auswärtigen Amtes dies auch anerkannte, wenn es auch oft von Macdonalds ungezwungenem Wesen peinlich berührt sein mochte. Für die Staatsverwaltung war er nie geschult worden, und er besaß auch nicht jene höchste Art der Bildung, die zuweilen die Schulung ersetzt. So gelang es ihm auch nicht, die an ihn herantretenden Fragen von hoher Warte aus zu beherrschen. Er kümmerte sich nicht so viel um die Grundprinzipien, wie es Peel und Gladstone getan hatten, und er liebte es nicht, sich, wie sie, gründlich in sein Thema zu vertiefen. Aber als Regierungshaupt war er im persönlichen Verkehr eine anziehende Erscheinung, er drückte sich gewandt und anschaulich aus und besaß einen lebhaften, wenn auch nicht tiefgründigen Geist. Er war auch sehr mutig und unverändert höflich mit seinen Kollegen.

Alles in allem freue ich mich noch immer darüber, daß ich seiner Aufforderung, ihm amtlich zu dienen, gefolgt war, und ich glaube,

daß das große Publikum sich während seiner Regierungszeit von vielen Vorurteilen befreit hat und zu einem besseren Verständnis der Pflichten der Wohlhabenden gegenüber den weniger vom Glück Begünstigten gelangt ist. Diese Umwandlung offenbarte sich in großen Dingen und auch in kleinen. So beschloß die Regierung sofort nach der Machtübernahme, daß Droschken gerade so unbeschränkt wie Privatwagen in den Londoner Parks fahren dürften; eine an und für sich geringfügige Neuerung, die aber anzeigte, wie der Wind wehte.

Macdonald war ein gemäßigter Sozialist. Er erwärmte sich nicht für eine Revolution und billigte, soviel ich weiß, niemals revolutionäre Pläne, aber er tat viel, um das Verständnis für die sozialistischen Ideale zu verbreiten, und um sowohl Liberale als Konservative für seine Ansichten zu gewinnen. Sie mögen leugnen, daß sie heute starke sozialistische Neigungen besitzen. Aber ein Studium der Gesetzsammlung, der Parlamentsdebatten und der öffentlichen Reden seit 1924 gibt ihnen unrecht. Zweifellos werden in zwanzig Jahren die Konservativen auf genau dieselbe Weise idealistisch denken wie Ramsay Macdonald heute.

Die Arbeiter-Regierung griff gewisse Fragen auf, die seitdem viel eingehender, aber nach denselben Grundsätzen von Baldwins Regierung behandelt worden sind. Eine dieser Angelegenheiten war die Elektrizität. Die Arbeiterminister erkannten die Notwendigkeit, die Produktion und durch sie die Arbeitsgelegenheit zu steigern. Wir wußten, daß unser Land in dieser Hinsicht noch sehr im Rückstande war. Die Schaffung elektrischer Kraft und ihre Verteilung im ganzen Lande würde die industrielle Entwicklung der kleinen Städte beleben und die der großen noch weiter steigern. Wir waren überzeugt, daß nur der Staat diese ungeheure Aufgabe übernehmen und ein System schaffen könnte, das sich aus seinen eigenen Einnahmen erhalten würde. Das Kabinett beauftragte einen kleinen Ausschuß mit der genauen Prüfung der Frage. Snowden präsidierte, und Sidney Webb und ich gehörten ebenfalls dem Ausschuß

an. Ich drang darauf, die besten Sachverständigen auf dem Gebiete der Elektrotechnik zuzuziehen. Dies geschah, und wir stellten schließlich gewisse Richtlinien auf. Stromerzeugung, Zuführung und Verteilung an den Verbrauchsorten waren drei Vorgänge, die getrennt behandelt, aber der Oberaufsicht der staatlichen Elektrizitätskommissare unterstellt werden sollten, die dafür mit großen Vollmachten auszustatten wären.

Seit mehr als dreißig Jahren hatte ich mich lebhaft für die Sache interessiert, und ich verstand auch etwas von den wissenschaftlichen Einzelheiten. Ich war viel mit den Sachverständigen zusammen, sowohl in unserem Ausschuß als auch außerhalb. Schließlich stellten wir einen Plan auf, der sich nicht bedeutend von dem unterschied, den unsere Nachfolger in die Elektrizitätsbill von 1926 aufnahmen. Wir traten zurück, ehe wir unseren Plan vor dem Parlament begründen konnten, aber Baldwins Regierung nahm ihn mit voller Unterstützung der Arbeiterpartei, die ihn in ihr Programm eingefügt hatte, wieder auf. Die neue Regierung handelte weise, indem sie den Plan zur nochmaligen Prüfung einem zweiten Ausschuß übergab, in dem Lord Weir, ein sehr tüchtiger und aufgeklärter Geschäftsmann den Vorsitz führte. In dem Ausschuß saß auch Lord Forres, der 7 Jahre vorher Vorsitzender eines vom Handelsamt eingesetzten Komitees gewesen war, das den Bericht des Komitees für Erhaltung der Kohlenschätze begutachten sollte. Letzteres Komitee hatte ich selbst geleitet und unter meinen Beisitzern hatte sich als Vertreter der Grubenarbeiter der Abgeordnete Smillie[1] befunden. Wir hatten einmütig, nicht nur im allgemeinen Interesse, sondern in dem besonderen der Kohlenindustrie, die Durchführung eines großen Elektrifizierungsprojektes empfohlen. Lord Forres' Ausschuß schloß sich unseren Vorschlägen an.

Ehe die Vorlage der Regierungs-Bill von 1926 stattfand, veröffentlichte Lord Weirs neuer Ausschuß seinen wertvollen Bericht.

[1] Präsident des Grubenarbeiterverbandes. 1923 zum erstenmal im Unterhaus.

Dieser billigte die Gedanken unseres Ausschusses, schlug aber in einzelnen Punkten noch einige Erweiterungen vor. Auf dieser Grundlage entstand die große Elektrizitäts-Bill, die Mr. Baldwins Regierung im Frühjahr 1926 dem Hause der Gemeinen vorlegte. Die Bill war ganz vorzüglich. Natürlich griff sie sehr in den Bereich der Privatgesellschaften ein, die Strom erzeugten. Sie erregte daher heftigen Widerspruch im Hause, aber fast ausschließlich auf konservativer Seite. Die Arbeiterpartei trat geschlossen für sie ein, und sie kam zur Herbsttagung vor die Lords. Natürlich kämpfte ich mit meiner ganzen Kraft für die Bill, und dasselbe tat die Gruppe, deren Führer ich war. Die Bill ging schließlich mit einer starken Majorität durch. Man schuldet der konservativen Regierung und insbesondere Sir Douglas Hogg, der die Bill durch das Haus der Gemeinen hindurchsteuerte, großen Dank für die Art, wie sie der Bill, trotz starker Opposition von seiten ihrer eigenen Anhänger, zum Erfolge verhalfen. Sie ist jetzt Gesetz geworden, und ich hoffe, daß ich noch ihre weitgehende Wirkung auf unsere Industrie erleben werde. Die Bill verdankte ihre Entstehung der konservativen und der Arbeiterpartei. Die Liberalen traten später in der Öffentlichkeit für sie ein, aber an den schwierigen technischen Vorarbeiten hatten sie sich nicht beteiligt. Wenn ich in diesem Zusammenhang die Liberalen erwähne, nehme ich natürlich Lord Forres[1] aus.

Es wird Jahre dauern, bis das neue System der Stromerzeugung und -verteilung in vollem Ausmaße wirksam wird, aber die Verzögerung hat auch ihren Nutzen. Denn der schließlich angenommene Plan enthielt die Erfahrungsergebnisse der anderen Länder, und wir sollten durch unsere bewährte und zweckmäßige Organisation allmählich an die erste Stelle rücken. Die Arbeiter-Regierung hätte noch manches andere vollbringen und sich gutschreiben können, wenn sie die öffentliche Meinung richtiger beurteilt hätte. Aber es ist ihr wenigstens gelungen, eine günstigere Atmosphäre für

[1] Wie Lord Weir war auch Forres aus der schottischen Industrie hervorgegangen und nach dem Kriege zum Pair ernannt.

die Behandlung sozialer Fragen zu schaffen, und sie kann mit Befriedigung auf ihre kurze Amtszeit zurückblicken. Macdonald hat nicht alles erreicht, was er erhoffte, aber sowohl in der inneren wie in der auswärtigen Politik ist seine Spur erhalten geblieben.

Als Macdonald am Anfang des Jahres 1925 in die Opposition ging, forderte er mich auf, seine Partei im Hause der Lords zu führen. Ich war nicht geneigt, im Amt zu bleiben, doch bestanden gewisse Gründe, aus denen meine Unterstützung erwünscht war. Obgleich wir die zweitgrößte Partei im Parlament und infolgedessen berechtigt waren, als offizielle Opposition im Hause der Gemeinen zu gelten, war unsere Lage im Hause der Lords eine andere. Denn dort waren die Liberalen viel zahlreicher vertreten. Sie beanspruchten, als offizielle Opposition im Oberhause anerkannt zu werden, und Lord Beauchamp verlangte sehr bestimmt, mit den Seinen auf der ersten Oppositionsbank zu sitzen. Ich bekämpfte heftig diesen Anspruch und sagte, daß das Haus über ihn entscheiden müßte. Das bedeutete, daß der neue Führer, Lord Curzon, und seine Kollegen das Haus bei der Beschlußfassung beraten müßten. Die Beratung fand statt, und Lord Beauchamp und ich erschienen vor Lord Curzon und legten unsere Auffassung dar. Ich äußerte mich mit Absicht kurz und zurückhaltend. Ich sagte, daß wir die Opposition im Hause der Gemeinen anführten, und daß es doch unmöglich zwei Oppositionen geben könnte. Ich wäre indessen bereit, Lord Beauchamp und die seiner Kollegen, die es wünschten, neben uns auf der ersten Bank sitzen zu lassen. Lord Beauchamp trat viel entschiedener auf. Er stützte sich auf seine zahlenmäßige Überlegenheit, aber Lord Curzon bedeutete ihm, daß seine Partei anscheinend gespalten wäre, da Beauchamp Lloyd George als seinen Führer betrachtete, während Lord Grey und andere Abgeordnete dies nicht täten. Schließlich entschied Lord Curzon, wie ich vorausgesehen hatte, für uns. Lord Beauchamp nahm dies ein wenig übel, aber wir hatten nicht anders handeln können.

Ich war nunmehr verpflichtet, die Leitung der Opposition im Oberhause zu übernehmen. Wir waren nur etwa zehn Mann stark, aber wir waren bei allen Verhandlungen, besonders bei denen über die Gesetzentwürfe, zur Stelle und traten auf, als wenn wir eine viel größere Gruppe bildeten. Im allgemeinen ging alles ruhig ab, aber nicht immer, und ich stellte den Grundsatz auf, daß wir Sensationen vermeiden müßten und daß, obgleich wir im Oberhause als treue Anhänger der Arbeiterpartei säßen, wir uns doch nicht für jede beliebige Äußerung einsetzen müßten, die von irgendeiner Seite, angeblich im Namen der Arbeiterpartei, erfolgte. Insbesondere müßten wir uns an Ramsay Macdonalds Richtlinien halten und uns nicht durch die Beschlüsse der sogenannten Exekutive der Partei gebunden fühlen. Dies war eine kleine Gruppe, die in Nachahmung des in Australien mißglückten Experiments radikaler vorgehen wollte, als es die verantwortlichen Parteiführer wünschten. Ferner müßten wir uns in den Fragen der auswärtigen Politik nicht festlegen, besonders nicht auf das Protokoll, obgleich es in einigen Parteiversammlungen gebilligt worden war. Nach meiner Auffassung mußte die Opposition gut achtgeben und sich gegen Gesetzentwürfe und Beschlüsse wenden, die vom Standpunkt unserer Partei aus schädlich waren. Andererseits durften wir nicht vergessen, daß wir eine Partei des Fortschritts waren, und mußten daher die konservative oder irgendeine andere Regierung unterstützen, wenn sie mit guten Gesetzentwürfen oder Beschlüssen hervortrat.

Nach diesen Gesichtspunkten richteten wir unser Vorgehen ein, was natürlich zuweilen zu Meinungsverschiedenheiten über innere und auswärtige Fragen führte. Einmal kam es soweit, daß ich erklärte, nicht länger Parteiführer im Oberhause sein zu wollen, wenn die von mir aufgestellten Grundsätze erschüttert würden. Ich glaube, daß die Befürchtung, die Vorzugssitze auf der ersten Oppositionsbank zu verlieren, meine zweifelnden Kollegen umstimmte und sie und Macdonald veranlaßte, mich von meinen Rücktrittsgedanken

abzubringen. Eigentlich war mir dies nicht zuträglich, denn die nach angestrengter gerichtlicher Arbeit um 4 Uhr nachmittags beginnenden Sitzungen waren für mich bei meinem Alter und bei meiner schwankenden Gesundheit ermüdend. Trotzdem habe ich mir bis 1928, dem Jahre, in dem ich dies schreibe, meine politische Freiheit gewahrt, ohne daß die Natur oder meine Kollegen von der Arbeiterpartei mir Halt geboten hätten.

Im Hause der Lords herrscht ein sehr höflicher Ton, was die Verhandlungen weniger anstrengend gestaltet. Im Gegensatz dazu stellt das Unterhaus große Anforderungen an die körperliche Leistungsfähigkeit, und ich bezweifle, daß Abgeordnete, die das 60. Jahr schon lange überschritten haben, sich dort sehr wohl fühlen. Weniger groß sind die Anforderungen, wenn die Regierung über eine starke Majorität verfügt, und die Minister sowie andere wichtige Parteimitglieder nicht immer anwesend zu sein brauchen. Jedenfalls möchte ich in meinem Alter nicht noch einmal dorthin zurückkehren. Von einigen Ausnahmen abgesehen, gehören nur jüngere Männer hinein.

Dasselbe gilt von den zahlreichen Komitees und anderen freiwilligen Organismen, an denen man im Laufe eines langen, im Dienste des Staates verbrachten Lebens beteiligt wird. Sie stellen mehr Ansprüche an den Körper als an den Geist, und ich habe mich während der letzten Jahre aus möglichst vielen zurückgezogen. Die täglichen Gerichtssitzungen, die politische Arbeit im Hause der Lords und die gelegentlichen öffentlichen Verpflichtungen, denen man sich nicht entziehen kann, genügen vollkommen, um das Leben eines älteren Mannes auszufüllen, soweit es sich um äußere Dinge handelt. Wichtig ist auch die Muße, um ruhig denken und lesen zu können. Vor allem braucht man ein friedliches, mit Büchern angefülltes Heim. Viele Gäste und viele Einladungen hindern uns mehr, als sie uns fördern.

Trotzdem sah ich damals noch viele Leute und darunter zahlreiche Ausländer. Einstein wohnte in Queen Anne's Gate 28, als er

London besuchte. Rathenau, eine sehr wertvolle Persönlichkeit von hoher Bedeutung für sein Land und für ganz Europa, pflegte mich in Queen Anne's Gate zu besuchen und auch an mich zu schreiben. Von Gwinner, der Präsident der Deutschen Bank, Professor L. Brentano und andere bekannte deutsche Publizisten erschienen oft in meinem Arbeitszimmer. Es kamen auch Franzosen und Italiener, wenn auch nicht so zahlreich wie die Deutschen. Viele Amerikaner, Kanadier und Australier besuchten mich, und auch aus Indien kamen viele Hindus und Mohammedaner. Zu meinen indischen Freunden zählten bekannte Methapysiker, wie die Professoren Radhakrishnan und Dasgupta. Auch Vertreter der englischen philosophischen und wissenschaftlichen Kreise suchten mich auf und ebenso führende Geistliche und selbstverständlich zahlreiche Politiker und Anwälte. Meine Schwester pflegte zu sagen, daß ich mich aus einem „praktischen" in einen „konsultierenden" Arzt verwandelt hätte. Jedenfalls habe ich während aller dieser Jahre ein reiches und interessantes Leben geführt. Ich neige zu der Ansicht, daß das Alter, trotz der ihm anhaftenden Nachteile, der Jugend vorzuziehen ist. Freundschaften gehen in einer dem Alter der Freunde angepaßten Weise weiter. Ich persönlich sehne mich jetzt weder nach öffentlicher Anerkennung noch nach Ausdehnung meines Bekannten- und Freundeskreises. Die angenehmen Beziehungen, die ich besitze, genügen mir.

Seit dem Kriege habe ich meine Freundschaften im Auslande wieder gepflegt. Ich habe meiner alten Universität Göttingen zwei Besuche abgestattet, und einige Professoren haben mich wiederbesucht. In den Vereinigten Staaten bin ich mit Männern, wie den Richtern Taft, Wendell Holmes und Brandeis und mit den Juristen der Harvard-Universität, Dekan Pound und Frankfurter, in Verbindung geblieben.

Ich stehe auch in sehr angenehmem Verkehr mit unseren kirchlichen Kreisen, obwohl ich mich von den Kirchen losgesagt habe. Die beiden Erzbischöfe haben uns seit Jahren im September in Cloan besucht,

und das gleiche haben andere Freunde, wie der Dekan von St. Paul's, und einige Bischöfe getan. So ist mein Lebensabend bis jetzt im allgemeinen ruhig verlaufen. So groß ist die Macht „zufälliger Umstände" auf die Existenz des Individuums, daß man niemals wissen kann, wie sich die Dinge gestalten werden. Man muß versuchen, sich von ihnen freizumachen und der Zukunft mutig entgegensehen.

Elftes Kapitel

Rückblick

In den hier vorliegenden Kapiteln habe ich die Erinnerungen aufgezeichnet, die ich erhalten sehen möchte. Sie geben in Umrissen die wichtigsten Ereignisse meines Lebenslaufes wieder. Eine Richtung geht durch sie hindurch, die immer zu erkennen ist, obgleich auch Abweichungen vorgekommen sind. Wäre ich eine stärkere Persönlichkeit im landläufigen Sinne dieses Wortes gewesen, hätte ich gewisse mir versagt gebliebene körperliche und gesellschaftliche Fähigkeiten besessen, so hätte ich wahrscheinlich viel mehr erreicht. Zum Beispiel wäre es mir wahrscheinlich gelungen, einen Zusammenschluß der liberalen und der Arbeiterpartei herzustellen, der in der Natur der Dinge lag, den die beiden Parteien aber bis jetzt noch nicht erreicht haben. Aber es war mir nicht gegeben, das dafür erforderliche Vertrauen großer Massen von Männern und Frauen zu gewinnen, und ich habe mich auch nicht darum bemüht, noch versucht, die Presse günstig zu stimmen. So kam es, daß die Öffentlichkeit nur wenig von meiner Arbeit erfuhr. Das eine darf ich wohl von mir sagen, daß ich im Denken und Handeln niemals träge gewesen bin und dadurch hin und wieder Bemerkenswertes erreicht habe.

Man sollte sich niemals darüber aufhalten, welche Verdienste man uns zuschreibt und wie hoch uns das Publikum einschätzt. Denn auch die Errungenschaften derer, die in den Augen der Welt als die erfolgreichsten gelten, sind nur relativ. Und es gibt keine Wahrheit, die man als endgültig bezeichnen dürfte. Es sind uns allen Grenzen gezogen, die wir selbst nur selten erkennen. Unsere Pflicht ist es, zu arbeiten und den Blick fest auf die Ideale zu richten, denn nur sie

können uns auf dem Wege voranleuchten. Wir können niemals ein letztes Ziel erreichen, sondern nur unsere ganze Kraft einsetzen, um ihm näherzukommen, und wir müssen täglich von neuem mit dieser Anstrengung beginnen. Wir müssen wissen, wie wir leben sollen, ehe wir mit gutem Gewissen sterben können. Gott ist nicht außer uns, sondern in uns, „eine allmächtige, allgegenwärtige Gottheit". Mit diesem Grundsatz sollten wir uns so früh wie möglich vertraut machen und ihn uns immer vor Augen halten.

Ich glaube, daß ich in allen Lebenslagen danach gehandelt habe. Der starke Einfluß, den Hermann Lotze in Göttingen auf mich ausübte, als ich noch nicht 18 Jahre alt war, und das Studium der Werke der großen deutschen und britischen Denker, das diesen Einfluß vertiefte, wirkten ausschlaggebend auf mich ein. Ich bezweifle, daß es seitdem einen einzigen Tag in meinem Leben gegeben hat, an dem mir dieser Grundsatz nicht in gewissem Maße gegenwärtig gewesen wäre. Ich glaube nicht, daß ich hierdurch ein im gewöhnlichen Sinne religiöser Mensch geworden bin; denn der Einfluß meiner philosophischen Lehrer wandte sich in erster Linie an den Verstand, während Religion im hergebrachten Sinne nicht eine Angelegenheit des Verstandes, sondern des Willens und des Gefühls ist, die sich auf ein außerhalb des Gläubigen befindliches Objekt richten. Bei mir jedoch übte die Religion auf meine Verstandestätigkeit und meine geistigen Interessen überhaupt eine tiefe Wirkung aus. Im allgemeinen besteht die religiöse Überzeugung unabhängig von gelehrter Arbeit und von verstandesmäßiger Erkenntnis und ist daher leichter begreiflich. Dies traf aber für mich nicht zu. Im strengen evangelischen Glauben erzogen, gab ich die Form dieses Glaubens vor meinem 18. Lebensjahr auf, aber später nahm er wieder von meinem ganzen geistigen Wesen in einer viel weitergehenden Weise Besitz und drückte meinem Denkprozeß seinen Stempel auf. Die Entstehung und Entwicklung dieses Vorgangs habe ich zuerst in dem „Weg zur Wirklichkeit" (Gifford-Vorlesungen an der St. Andrew's Universität, 1903/04) und später in „Das Reich der Relativität"

(Reign of Relativity) 1921 und in anderen Aufsätzen geschildert. Diese Schriften befassen sich mit den letzten und wichtigsten Ergebnissen der menschlichen Erfahrung. Sie geben einen Ausblick, zu dem ich durch mehr als fünfzigjähriges Nachsinnen gelangt war, und den ich wohl jetzt nicht mehr grundlegend abändern werde.

Demgegenüber mag der Physiker glauben, daß er das Universum in eine Sammlung von materiellen und geistigen Spitzenvorgängen zerlegen könne, deren Beziehungen zueinander zweckmäßig durch quantitative Gleichungen auszudrücken wären. Manche, die diese Auffassung des Physikers kritisch untersuchen, werden sofort fragen, wo der Physiker, aus dessen Betrachtung diese Sammlung entstanden ist, selbst bleibt. Denn sein Verstand scheint doch der tatsächlichen oder möglichen Erfahrung zugrunde zu liegen, um die es sich handelt.

Nachdenken in dieser Richtung zog mich fort von den oberflächlichen Postulaten der wissenschaftlichen Methode der victorianischen Aera. Diese Methode, die in England und auf dem Kontinent angewandt wurde, scheint nicht durch die jüngsten Umwälzungen erleichtert zu werden, die mit solcher Wucht in der Physik und der Biologie des 20. Jahrhunderts eingetreten sind. Wenn man das Denken als Grundlage aller Erfahrung erkannt hat, steht man sofort vor der zwingenden Frage, was das Wesen des Denkens sei, und wie es sich zur Wirklichkeit verhalte. Inwiefern ist das Wesen des Verstandes mehr als eine Tätigkeit des Individuums, und wie wirkt es in uns selbst? Wenn wir den Verstand in dieser hohen Auffassung mit Gott gleichsetzen, müssen wir die Metaphern umgestalten, deren sich die Religion bedient, um den Schöpfer darzustellen. Wie mir scheint, kann Gott das Universum nicht nur von außen lenken. Das ist eine Redensart, die vom philosophischen und wissenschaftlichen Standpunkt aus nur wenig bedeutet. Er kann nicht nur ein wirkliches oder denkbares Objekt der Erfahrung sein, denn Gott ist die Bedingung und die Grundlage aller Erfahrung.

In allen volkstümlichen Religionen, im Okzident sowohl wie im Orient, wird Gott allerdings bis zu einem gewissen Grade als mög-

liches Objekt der Wahrnehmung bezeichnet. Aber diese Beschreibungen, welchen tieferen Sinn sie auch haben mögen, bleiben doch nur metaphorisch, was auch durch den höchsten Ausdruck der Kunst und der Religion bestätigt wird. Die Metaphern mögen Symbole einer tieferen Wirklichkeit sein, aber sie reichen selbst nicht an diese Wirklichkeit heran. Diese Bemerkung bezieht sich sowohl auf den Gott der Psalmen als auf den Gott des Neuen Testaments.

Wenn wir uns nun dem anderen Extrem, dem Gotte der Metaphysiker, dem Gotte Spinozas und auch Kants, zuwenden, so entdecken wir an ihm andere Mängel. Er ist zu abstrakt, um die lebendige Kraft, die in unserer Seele lebt, auszudrücken. Wenn alles in und außer uns auf dem Gott der Metaphysiker beruhen soll, müßte er nicht nur in unserer Logik, sondern auch in unserem Gefühl gegenwärtig sein. Denn die Logik kann ihn wohl auf den höchsten Platz stellen, aber ihn uns nicht näherbringen. Erlesene Geister können, wie Spinoza selbst, „gotttrunken" werden, aber der Durchschnittsmensch kann zu solcher Tiefe des Gefühls nicht gelangen. Deshalb ging Hegel auf der Suche nach dem Wesen der Wirklichkeit nicht, wie allgemein angenommen wird, von logischen Begriffen, sondern von der menschlichen Erfahrung aus. Daher kommt es, daß Kunst und Religion niemals von der Metaphysik verdrängt werden können.

Und doch erfüllt die Metaphysik eine wichtige Aufgabe. Sie faßt die Ergebnisse der Erfahrung in Grundsätzen zusammen. Zu einem endgültigen Ergebnis scheint diese Art der Untersuchung nicht führen zu können. Seit vielen Jahrhunderten werden philosophische Forschungen angestellt und haben sich vom Orient nach dem Westen verbreitet. Die verschiedenen Systeme haben in mancher Beziehung unsere Lebensanschauung erweitert und bereichert. Aber wie jeder die religiöse und künstlerische Form wählt, die ihm am meisten zusagt, so steht es auch mit der Philosophie. Maßgebende philosophische Systeme gibt es nicht. Wir müssen diese Systeme studieren, die kritische Wirkung ihrer Geschichte würdigen und uns damit zu-

frieden geben, wenn uns dieses Studium ein gewisses harmonisches Verständnis bringt. Endlichkeit und Unendlichkeit scheinen sich schließlich zu verschmelzen. Diese Erkenntnis finden wir in der Lehre der Hindus wie bei Plato und den Führern der modernen westlichen Philosophie. Am höchsten steht die Wirklichkeit des Geistes, und daher kann die Theorie der Spitzenvorfälle, deren quantitative äußerliche Beziehungen durch Gleichungen ausgedrückt werden, den Verstand nicht dauernd befriedigen.

Aus diesem Grunde bin ich der Überzeugung, daß eine Erfahrung um so wirklicher ist, je geistiger sie ist, während mehr als fünfzig Jahren meines Lebens gefolgt. Ich habe deutlich genug gesagt, daß die einzelnen Bekenntnisse mir nicht genügten. Bestenfalls sind sie mir als Symbole des Höheren erschienen, und ich führe es darauf zurück, daß ich niemals im gewöhnlichen Sinn als „religiöser Mensch" gegolten habe. Diese Bezeichnung verträgt sich im allgemeinen nur mit einem Glaubensbekenntnis. Andernfalls besagt sie, daß man wie ein Heiliger gelebt habe. Niemand weiß besser als ich, daß ich diesen Namen nicht verdiene. Die letzte Probe darauf, ob mein Leben erfolgreich gewesen ist oder nicht, liegt in der von mir dargelegten Weltanschauung, die mein amtliches und persönliches Auftreten bestimmt und alles, was mir widerfuhr, glücklich gestaltet und erleichtert hat. Es kann einem bis zu einem gewissen Grade gelingen, sich über Krankheit, Schmerz und Niedergeschlagenheit und sogar über die Furcht vor dem Tode zu erheben. Wenige Dinge können uns etwas anhaben, wenn wir in uns selbst gefestigt sind: anstatt unsicher und unglücklich zu sein, werden wir ruhig leben, weil wir uns von den Wechselfällen des Daseins unabhängig gemacht haben.

Ich glaube, wie gesagt, nicht, daß man mein Leben ein religiöses nennen konnte, denn ich beschäftigte mich, jedenfalls in jüngeren Jahren, mindestens ebenso stark mit den täglichen Aufgaben des Lebens wie mit seiner unendlichen Bedeutung. Auch war mein Leben einsam in dem Sinne, daß es mich von den festen Glaubensbekenntnissen der Kirchen und von den religiösen Ansichten der Menschen

fortzog, mit denen ich verkehrte. Diese Bekenntnisse und Ansichten habe ich stets hoch geachtet, aber niemals als dauerhafte Grundlage des Glaubens angesehen. Sie sind für mich Symbole und weiter nichts und kommen mir daher unzulänglich und oft unwahr vor, wenn der Glaube durch sie ausgedrückt werden soll. Meine weiterreichende Anschauung befriedigt mich, da ich ihr eine genügende Erklärung der Daseinsprobleme verdanke, und da sie mich gelehrt hat, mein Augenmerk nicht auf den Tod, sondern auf das Leben zu richten. In diesem Zusammenhang ist der Tod nur ein unabwendbares Ereignis, das im Laufe des organischen Lebens erfolgt. Er steht außerhalb des innersten Wesens des Geistes. Wenn wir sterben, verlassen wir nicht eine unabhängig existierende Welt, sondern diese verläßt uns; wir können uns davon Rechenschaft geben und stehen deshalb über dem Ereignis. Dies bedeutet nicht persönliche oder individuelle Weiterexistenz, sondern besagt, daß unser Geist Eigenschaften besitzt, die wir im Drange des täglichen Lebens nicht zu erkennen vermögen. Das Endliche läßt sich nicht vom Unendlichen trennen; allerdings wird es uns nicht gelingen, uns diese Einheit so vorzustellen wie die Erscheinungen der uns umgebenden Natur. John Henry Newman[1] scheint ähnliches im Sinne gehabt zu haben, als er im „Traum des Gerontius" den Tod des Heiligen beschrieb.

Dieser Standpunkt ist selten, häufiger ist der Versuch, Unfaßbares auszudrücken, was natürlich nur mit Hilfe von Symbolen möglich ist. Aber die symbolische Form ist für viele von uns ungenießbar, während das idealistische Prinzip, das zu ihr führt, anscheinend unangreifbar ist. Ich wenigstens habe in ihm Hilfe und Beruhigung gefunden.

Ich habe oft gedacht, daß wir westlichen Menschen unseren Ausblick verengerten, indem wir die Bedeutung, die das Nachdenken über die letzten Dinge für Indien hat, nicht in vollem Maße erkannten. Die Gedankengänge mögen dort zu bildlich gewesen sein,

[1] Ursprünglich anglikanischer Geistlicher, trat 1845 zum Katholizismus über und wurde Kardinal (1801—1890).

um den Aussprüchen der exakten Wissenschaft, selbst auf rein spekulativem Gebiet, zu genügen. Aber jetzt treten in der orientalischen Entwicklung Elemente hervor, die nicht mehr rein bildlich sind. Ich bin nie in Indien gewesen und werde wohl nicht mehr hingelangen. Doch habe ich in höherem Alter seine philosophische Literatur studiert und besitze dort viele Freunde, darunter belesene Männer, die unsere Lehren ebensogut kennen wie die indischen. In Bengalen besteht eine philosophische Richtung, die sogar die politischen Bestrebungen Indiens unter den Mohammedanern und des Hindus beeinflußt. Ihre Vertreter haben mich seit Jahren in London und in Schottland aufgesucht. Wir scheinen kaum zu begreifen, wie anregend und originell ihre Ideen sind. Sie mögen nicht immer in praktisch ausmünzbarer Form dargeboten werden, sollten aber dennoch stets bei denen Berücksichtigung finden, die beauftragt sind, Reformen des indischen Regierungssystems ausfindig zu machen. Denn der Mangel an Wissen hat Sympathiemangel nach sich gezogen. Ohne Mitgefühl mag es uns gelingen, die öffentliche Ordnung in Indien zu wahren, aber es wird uns schwerfallen, das Vertrauen des indischen Volkes zu gewinnen. Es ist leichter zum Verständnis der höchsten Offenbarungen des indischen Verstandes durchzudringen, als die realen Wünsche der Bevölkerung zu erfassen. Denn ihr Verhalten wird seelisch bestimmt. Das erforderliche vorbereitende Studium wird von der großen Mehrzahl derer, die Reformen einführen möchten, vernachlässigt, hauptsächlich weil die geistigen Voraussetzungen im fernen Osten ganz andere sind als im Westen.

Ich will hier nicht weiter auf die mir eigentümliche Form des Idealismus eingehen. Es genügt zu sagen, daß dieser Idealismus mich veranlaßte, besonders in meiner öffentlichen Tätigkeit, stets nach den meiner Überzeugung nach jeder Erfahrung zugrunde liegenden rationellen Grundsätzen zu suchen. Dieser Überzeugung bin ich als Advokat, als Heeresreformator, als Lord-Großkanzler und im Komitee für Reichsverteidigung gefolgt. Sie ist mir auch heute

noch treu geblieben und hilft mir, wenn es sich darum handelt, anscheinend unversöhnliche Meinungen einander anzunähern. Diese Methode hat mich in Heeres- und Verwaltungsangelegenheiten wie im Rechtsleben niemals enttäuscht.

Ich stehe jetzt, während ich dies schreibe, im 72. Jahr. Mein Leben wird bald zu Ende sein, aber ich glaube nicht, daß meine Anschauung sich ändern wird, ehe die Welt mich verläßt. Für uns alle ist diese Welt durch die Vorstellung entstanden, die wir uns von ihr gemacht haben, und es kommt darauf an, ob die Grundlage dieser Vorstellung echt ist.

Niemand, der sich ernstlich die Aufgabe gestellt hat, den wahren Sinn des Lebens zu entdecken, darf es wagen, seine Lösung als ganz richtig zu bezeichnen. Wie dürften wir uns so vermessen, wenn sogar Plato, Aristoteles und Kant ihres Wissens nicht sicher sind? Aber wir leben nicht in der Welt, um die endgültige Wahrheit zu entdecken. Denn eine solche Wahrheit gibt es nicht. Alles entwickelt sich zu größerer Vollkommenheit. Aber wir können die Beschaffenheit der Dinge erkennen. Unsere Kritik des Lebens, wenn auch nicht unsere Lehre von seinem Wesen, gewinnt durch die Vermehrung unseres Wissens und die damit verbundene bessere Verwertung der Erfahrung. Unser Wissen wird immer Stückwerk bleiben, aber es kommt nicht auf das Quantum an, sondern auf die leidenschaftliche Bemühung, durch die es erlangt wird. Diese Bemühung schafft ein Qualitätsgefühl und wird dadurch für uns wahr, wenn es auch sonst keine Wahrheit geben mag. So haben wir nicht vergebens gelebt, mag unser Ziel erreicht worden sein oder nicht.

Ich habe nicht die Empfindung, sehr erfolgreich gewesen zu sein, aber ich habe gearbeitet und mein Glück in der Arbeit gefunden. Das ist besser als mehr Auszeichnungen, mehr Geld und mehr Anerkennung von seiten der Mitmenschen. Nichts kann dieses Glück ersetzen. Soweit äußere Umstände in Betracht kommen, möchte ich mein Leben nicht wiederholen. Ein bekannter, welterfahrener Staatsmann fragte mich, ob ich mein Leben, ausgerüstet mit dem durch

Erfahrung erworbenen Wissen, noch einmal beginnen möchte. Ich verneinte die Frage und fügte hinzu: „Wir neigen sehr dazu, den Anteil zu unterschätzen, den Zufälligkeiten und Glück an der Gestaltung unserer Laufbahn und an unseren sogenannten Erfolgen gehabt haben." Er äußerte sich ähnlich, indem er sagte: „Auch ich möchte nicht noch einmal mein Glück versuchen, denn es hat sich so irrationell gebärdet, daß ich nicht weiß, ob es mir wieder treu bleiben würde." In jedes Leben, sei es noch so wohl geordnet, greift der Zufall ein, und wir tun gut daran, bei der Philosophie Rat zu suchen, wie wir uns vom Glück und vom Unglück unabhängig machen können. Durchschnittsmenschen werden das beste Ergebnis durch angestrengte, überlegte Arbeit erzielen. Dieses Ergebnis kann durch Krankheit, Unglück oder durch den Tod gestört werden. Doch wenn wir stets bestrebt waren, nachzudenken und auf dieser Grundlage unsere Arbeit zu verrichten, werden wir wenigstens empfinden, daß wir alle unsere Fähigkeiten ausgenutzt haben. Und das ist schon an und für sich ein größeres Glück als irgendeine Errungenschaft.

Dies erkannte Faust am Ende seines Lebens, das er törichterweise fast ganz bei der Jagd nach persönlichen Genüssen vergeudet hatte. Endlich begriff er, daß die Befriedigung, nach der er strebte, nicht in selbstsüchtigem Tun, sondern in der Arbeit für andere lag. Damals konnte er zum erstenmal in einem anderen Sinn als früher bei dem Vertrage mit Mephistopheles zum Augenblicke sagen: „Verweile doch, du bist so schön!" Seine Seele wurde aus den Krallen des Teufels gerettet, der, trotz der Warnung des Herrn im Prolog, die höhere Entwicklung des Menschen mißverstanden und sein Glücksbedürfnis unterschätzt hatte.

So kann es in höherem oder geringerem Maße jedem von uns ergehen, wie auch die Umstände und unsere Fähigkeiten sein mögen. Dieser Glaube verträgt sich mit der tiefsten Bedeutung aller Religionsformen. Wir können alle zu ihm gelangen, wenn wir demütig im Geiste sind und uns von Eigennutz und Eitelkeit fernhalten.

WERKE VON VISCOUNT HALDANE

Essays in Philosophical Criticism (mit Professor Seth). 1883. Longmans, Green & Co. Ltd.

Translation of Schopenhauer's World as Will and Idea (mit Mr. Kemp). 3 Bände. 1883. Trübner & Co.

Life of Adam Smith. 1887. Walter Scott.

Education and Empire. 1902. John Murray.

The Pathway to Reality. 2 Bände. 1903. John Murray.

The Conduct of Life. 1904. John Murray.

Army Reform and other Addresses. 1907. T. Fisher Unwin Ltd.

Universities and National Life. 1912. John Murray.

Higher Nationality. 1913. John Murray.

Before the War. 1920. Cassell & Co. Ltd.

The Reign of Relativity. 1921. John Murray.

The Philosophy of Humanism. 1922. John Murray.

Human Experience. 1926. John Murray.

Affirmation. 1928. Ernest Benn Ltd.

Selected Essays and Addresses. 1928. John Murray.

Register

„Achtzig Klub", seine Gründung 78 f., eine Parnellepisode 80 f.
Acland, A. H. D. 88, 97, 100, 107, 154, 159
Admiralität und der Transport der Expeditionsarmee 198 ff., Reformbedürftigkeit 199 ff., Kriegspläne 199, Churchill, erster Lord 202 ff., die englischen Zeppeline 205, die deutsche Flottennovelle 215 f.
Advokatur, Praxis und Honorare 55 f., die Psychologie der Advokatur 56 f.
Agadirkrise 197 f.
Amerikanischer Advokatenverein, Haldanes Besuch 226—229
Amtssiegel, ein Zwischenfall 162 f.
Anderson, Mrs. Elizabeth Garrett 40
Arbeiterbildungsbund 134 f., 257
Arbeiterpartei s. u. Labour
Armee, unvorbereitet für den Südafrikanischen Krieg 125, 164, Reformen von 1906 166 f., die Expeditionsarmee 174, vgl. Kriegsamt
Armeerat und die errötende Jungfrau 163, kurz vor dem großen Kriege 240
Arnold, Matthew 20, 127
„Articles Club" 98
Asquith s. Oxford
Australien, die Commonwealth von 135

Bagdad-Bahn 193 f., 217
Baggallay 46
Balfour, Lord 80, 111, 114, 155, 258, die Londoner Universitätsakte 115, 117—21, städtische Universitäten 126—129, seine Unterrichts-Bill 133 ff., Schutzzoll 140, und Haldanes Territorialtruppen-Bill 171 f., Komitee für die Reichsverteidigung 206
Balfour of Burleigh, Lord 75, 128
Ballin, Herr, sein Brief an Haldane 235 ff., was daraus entstand 245 f.
Balmoral 145
Barber, William 39 f., 41
Barbour, Robert 19, 30
Battenberg, Prinz Louis 204
Beauchamp, Earl 244, 289
Beit, Alfred 130 f.
Berkeley, Bischof 28 f.
Berlin, Haldane beim Kaiser 80, die Unterhaltungen im Jahre 1912 179—182
Berufungsgericht und Haldane 45 ff., 53 f., 58 f.
Bethmann Hollweg 210—215, 228, 238

Birkenhead, Lord 68, 220
Birmingham 132 f.
Birrell, Auguſtine 121 f.
Blackburn, Lord 223
Blackie, Prof. 19, 24
Borden, Sir Robert 226, 229
Boſanquet, Bernard 139 f.
Botha, General 176
Bowen, Lord 223 ff.
Bradley, F. H. 75
Brandeis, L. D. 392
Brentano, Prof. L. 392
Bright, John 97
Briſtol, Univerſität 87, 132 f.
Britiſches Inſtitut für die Fortbildung der Erwachſenen 134 f., Gründung 257 ff., Haldanes Anſprache 259 f., Veröffentlichungen 262, unpolitiſcher Charakter 265 f.
Brownlow, Lady 111
Bruce, J. A. B. 79
Bryce, Lord 121, 127
Buchanan, T. R. 165
Bülow, Fürſt 179, 193, 195
Burenkrieg 123—127
Burne-Jones, Sir Edward 82
Burns, John 188, 244
Buxton, Earl 89
Byrne 61

Caird, Edward 20
Cairns, Lord 219, 223, 225
Campbellfall 282
Campbell-Bannerman, Lady 152
Campbell-Bannerman, Sir Henry 92, 141, und Südafrika 123, 125 f., das Relugas-Abkommen 141—145, bildet ſein Kabinett 150—161, 188, 190 f., 201 f., ſein Brief an und ſeine Beziehungen zu Haldane 151 f., 161 f., 165, 168 f., 178, von König Eduard geſchätzt 145, 184
Canterbury, Erzbiſchof von 75
Carnegie-Truſt 254, 258
Caſſel, Sir Erneſt 130 f., 210, ſeine auf Haldanes Betreiben entſtandene Stiftung 258 f.
Cave, Lord 68, 220, 279
Challis 67
Chamberlain, Joſeph 81, in den „Blauen Pfoſten“ 83, über Irland 90, über Morley 92, über Haldanes Rede über die Londoner Univerſitäts-Bill 116, Univerſität Birmingham 127, 133, Kolonialſekretär 123, 135, 148, Vorzugszölle im britiſchen Reiche 136, 140, 142
Charlottenburg 87
Chequers, eine zweifelhafte Wohltat 284
Cherry, Sir Benjamin 220
Choate, J. H. 229
Churchill, Lord Randolph 82
Churchill, Winſton 191, ſein Wunſch, die Admiralität zu leiten 202—205, der große Krieg 342, 344
Clemenceau 172 f.
Clifford, Dr. 192
Cloan 17 ff., 21 ff., 138, 275, 278
Cloſe Plymouth-Brüder, der Fall der 64 ff.
Clyde, Dr., ſein Einfluß auf den jungen Haldane 18
Clyde, Lord 18
Cole, G. D. H. 257

Connaught, Herzog von 226
Cowper, Lady 111, 149
Crawshay, Mrs. 158
Creighton, Mrs. 87
Crewe, Lord 191 f., 201, 207, und der große Krieg 236, 240
Crookes, Sir William 148
Curragh-Zwischenfall 232 ff.
Currie, Sir Donald 52
Curzon, Lord 111, 197, 282, eine Vortrittsfrage 289 f.
Cust, Harry 111

Dalhousie, Lord 79
Dasgupta, Prof. 292
Davey, Lord, ein großer Advokat 42—47, 55, 67, wie seine Rede „wirkte" 104 f.
Davies, E. Salter 257
Desborough, Lady 111
Deutsche Bank 60 f.
De Valera 271
Devonshire, Herzog von 128
Dilke, Sir Charles 116, 172
Disraeli, Benjamin 103 f., 189
Dominions, Konferenz von 1900 mit den, und der Generalstab 176
Donaldson 139
Douglas, General 168, 234
Drummond, Prof. Henry 38
Drummond & Reid, W. S. 35
Dufferin, Lord 82
Duncan, Patrick 148
Dunedin, Lord 75
Durham, Universität 127, 132
Deutschland, Einfluß seiner Literatur 82 f., sein höherer Unterricht 84, Haldanes Reisen in 83—86, 177—184, eine Bedrohung 166, 169, 198, verbesserte Beziehungen zu Großbritannien nach dem Besuch in Windsor 193—198, Die Spannung im Jahre 1912 209—216, seine Admiralität bleibt fest 216 f., Verhandlungen mit Großbritannien 217, und die Unruhen in Irland 234 f.
Dissidenten (Dissenters) und Homerule 99, und Unterrichtswesen 134, 192

East Lothian 52 f., 124 f.
Edinburg, 1875 in 34
Edinburg, Akademie 18
Edinburg, Universität 19 ff., 30, wählt Haldane zum Lord-Rektor 138
Eduard VII. und Haldane 60, 129 f., 146, 162, 178, 183 f., 218, das Relugas-Abkommen 142 ff., in Marienbad 178, 183 f., seine Kenntnis der deutschen Sprache 183 f., und die sonderbaren Sitten in Windsor 193—196
Einem, General von 193, 195 f.
Einstein, Prof. A. 291
Elcho, Lord 52, Lady 111
Eldon, Lord 18, 34
Elektrizitäts-Bill von 1926, ihre Geschichte 286 f.
Elgin-Kommission 74
Elgin, Lord 157
Ellison, General 163—167, 177 f., 182, 208
Entente, die, und der Deutsche Kaiser 180 f.

Erbschaftssteuer-Komitee 148
Esher-Kommission 163 ff.
Esher, Lord 70
Ewart, General Spencer 167,177
Expeditionsarmee, kriegsbereit 197 f., ihr Transport 198 ff., 240 f.

Fabian Society 89
Fawcett, Miß Philippa 258
Ferdinand von Bulgarien, seine Begegnung mit Haldane 183
Ferguson, Betsy, und der Wollsack 34 f.
Fichte, J. G. 25, 29
Fisher, Herbert 258
Fisher, Lord 163, 199 f.
Flugwesen, Anfänge des 204 f.
Forres, Lord 287
Fortbildung der Erwachsenen, Haldanes Kampf für 253 bis 263
Fowler, Sir Henry 162
Foxwell u. Van Grutten 54
Frankfurter, F. 292
Frankreich, seine Beziehungen zu Großbritannien 166, die deutsche Bedrohung 168, die Generalstabs-Unterhaltungen mit Großbritannien 168 ff., beunruhigt durch Haldanes Besuch in Berlin 178 f., beim Ausbruch des großen Krieges 235
Fraser, Prof. 30
Freihandel 136 f., 142
French, Lord 174, 208, 234, 241 f., 252 f., 271 f.
Freshfield 44 ff., 60
Froude, J. A. 80
Fry, Sir Edward 46

Generalstab, wird gebildet 176 f., seine Arbeit 199 f., der deutsche 181 f.
Genf, die religiöse Haldaneschule in 35 f.
George V. 197, 250
Gewerbestreitigkeitenakte von 1906 186 f., von 1927 188
Gewerkschaften und Fortbildung der Erwachsenen 260
Gladstone 78, 88 f., ein Führer 90, 98, 101, und Asquith 98, und Morley 90, 92, 152, Haldane über 102—104, sein Brief an Haldane 104
Goethe, Haldanes Bewunderung für 83—85, 110, 253, zitiert 147, 302
Göttingen, Haldane in 23—31, 85 f.
Gore, Bischof
Gorst, Sir John 115
Goschen, Sir W. E. 210
Gosse, Sir Edmund 77, 197, 226
Green, T. H. 20, 29, 189
Gregory, Sir Philip 220
Grey, Earl (Albert) 78 f.
Grey, Lady 138, 160, 217
Grey, Lord, of Fallodon 88 f., 104, 265, und Rosebery 94, der südafrikanische Krieg 123, 125, Mitglied des Kronrats 129, das Relugas-Abkommen 141—145, 150 f., 155 bis 161, Staatssekretär des Äußern 153 ff., 161 f., 168, sein Mangel an Sympathie für Deutschland 189, 194, 196, die deutsche Krise 210, der große Krieg 235 f., 238 ff., 243 f., die An-

griffe auf Haldane 248, Haldane über 95 f.
Grierson, General 169
Großbritannien, Beziehungen zu andern Mächten 166, Mißtrauen gegen Deutschland 177, 180, Besserung der Beziehungen 196 f., Spannung im Jahre 1912 210—217, der Vorabend des Krieges 235 bis 245
Grotius, Hugo 228
Guisachan 87, 113
Gwinner, von 292

Hadow, Miß 257
Hadow, Sir Henry 257
Haig, Earl 167, 176, 208, siegreicher Oberbefehlshaber 250, sein Besuch bei Haldane und sein Zeugnis für ihn 250 f.
Haldane, Elisabeth, ihr Interesse für Philosophie 36 f., 138, die Wahlkampagne 230, Carnegie Trust 258, und „der praktische Arzt" 292
Haldane, Georg, sein Tod 33 f.
Haldane, John, seine Leidenschaft für biologische Untersuchungen 36, mit seinem Bruder in Berlin 211
Haldane, Mrs. 18, 22, ihre Trauer und Erkrankung 34, ihre bemerkenswerte Persönlichkeit 33
Haldane, Robert, Anwalt, (Vater) 17 f., sein Leben in Cloan 21 f., ein überzeugter Baptist 31 f., seine religiösen Überzeugungen 32 f., sein Tod und seine Persönlichkeit 35 f., 230
Haldane, Sir William, Anwalt 36 f., 138
Halsbury, Lord 53 f., 72, 75 f.
Hamilton, Sir Ian 174, 208
Hamilton, Sir William 24
Hankey, Sir Maurice 191, 207, 280 f.
Harcourt, Sir William 95, 98, 100 f., 122, 201, 244
Hardie, Keir 187
Hardinge, Lord 194 ff.
Harris, Sir Charles 165
Haswell, Prof. W. A. 20, 30
Haus der Gemeinen 70, 85, 103 f., und die Londoner Universitäts-Bill 115 ff., der Südafrikanische Krieg 125, der große Krieg 244
Haus, der Lords, und die Gewerkschaftenfrage 187 f., Reform 231, 264 f., und die Arbeiterregierung 278, eine sehr höfliche Versammlung. 291
Healy, T. M. 117 f.
Herschell, Lord 40, 69, 107, 129
Hill, Mr. 54
Hogg, Sir Douglas 288
Holloway Gaol 149
Holmes, Oliver Wendell 292
Home Office 222 f., 279
Homerule, Parnell über 80 f., 103 ff., Trennung über 98 ff., Bill vom Oberhause verworfen 101, keine praktische Möglichkeit 142, Unruhen wegen 232 f., vgl. Irland
Hope, Mrs. 158
Horner, Lady 110 f., 140, 146, 153, 155 ff., 165 230
Horner, Sir John 110 f., 146, 230

Howe, Lord 111, Lady 111 f.
Huguet, Oberst 169
Hull, und die Fortbildung der Erwachsenen 263
Hume Brown, Prof. P. 83 ff., 138

Ilbert, Sir Courtney 119
Immobilienrecht 67 f., Reform 219 ff.
Imperial College of Science and Technology 88, 129 ff.
Imperial Institute 129 f.
Inchcape, Lord 93
Inglis, Lord President 35
Irland, die Homerulefrage 80 f., 89 f., 270 ff., die irländische Universität 118—122, die Unruhen 1914 232 f., vgl. Homerule

Jackson, Sir Percy 257
James, Lord, of Hereford 38, 63, 72, 76 f., 128
Jameson 123
Jersey 61—64
Jessel, Lord 39, 46
Ihering, Prof. von 31
Jowett, Benjamin 20

Kabinett, das liberale 190 f., und die deutsche Krise 209 f., Erhöhung des Marineetats 216 f., Curragh-Fall 232 f., kurz vor dem Kriege 243 f.
Kanadischer Advokatenverein, und Haldanes Besuch 226—229
Kanaltunnel-Projekt 281
Katholiken, Fragen betreffend die 68 f.
Kay, Richter 45 f., 53
Kellogg, F. B. 227
Kemp, John 37, 131, 171
Keogh, Sir Alfred 175
Kinnear, Lord 72
Kinroß, Lord (J. B. Balfour) 75
Kitchener, Lord 122, 126, 197, 342 ff., 253
Knollys, Viscount 130, 143 ff.
Koalitionsregierung, Bildung der 248
Kohlenkommission 287
Kohlenkrise, die 269—271
Kolonialinstitut, Ansprache Haldanes an 136
Komitee für Reichsverteidigung 163 f., 166, 232, 267, mangelhafte Zusammenarbeit zwischen Kriegsamt und Admiralität 198 ff., das Problem des Vorsitzes 205 ff., 276, 278 ff., „Nachdenken kostet nichts" 280
Konservative Partei 185, 192, Landbills 220, Irland 102, 271, Schutzzoll 273, Elektrizitätsbill 286 ff., Haldanes Prophezeiung 286
Krieg, am Vorabend des Krieges 235, 238 f., Ballins Brief 237, Mobilmachung 239—243, wie der Krieg hätte vermieden werden können 246 f.
Kriegsamt, Organisation: der Generalstab 163 f., 167 f., 174 bis 177, 182 f., die Expeditionsarmee 166 ff., 170, 173, 197 f., die Territorialtruppen 170, 174 f., das Flugwesen 204 f., die drei Verwaltungsressorts 182, Unterhaltungen

mit dem französischen Generalstab 168—170, 172 f., Wehrpflicht 172 f., Komitee für die Reichsverteidigung 198 f., der Curragh-Fall 232 f., Kitchener und der Generalstab 242 f.
Kronrat, die Rechtsabteilung des 44, 48 f., 62 ff., 131 f., 217, 221, 277
Krüger, Präsident 123 f.

Labour- (Arbeiter-) Partei, ihre Ideale 187 f., 266 f., zur Macht gelangt 273, 286, Vorzügliche Organisation der Kabinettsversammlungen 281, Nationale Verteidigung 265, 276 f., 283, der Vertrag mit Rußland 282 f., Elektrizitätsbill im Hause der Lords 286 ff.
Lansdowne, Lord 147, 170 f.
Laski, Harold 254, 257
Laurier, Sir Wilfrid 176
Lawrie, Mr., of Monkrigg 52
Leeds 128, 132
Liberale Imperialisten, Aufstieg dieser Gruppe 78 f., 88 f., 94, 96, 98, 126, 134, ihre Politik 134—137
Liberale Partei, im Jahre 1888 98 f., im Jahre 1892 88 f., 101, Homerule-Bill 99 ff., Südafrikanischer Krieg 123, 125, 140, Bildung des Kabinetts von 1905 150—161, 165, Territorial- und Reservetruppen-Bill 171 f., Versagen des alten Liberalismus 106, 185 f., 265 f., 288
Liberale Vereinigung 141 f.
Liddell, Sir F. 171
Lincoln's Inn 35, 40 f., 209
Lindley 46, 54, 73, 223, 225
Lister, Lord 35
Liverpool 88 f., 127 ff., 131 f.
Lloyd George, David, und der Südafrikanische Krieg 123, 125, Handelsamt 190 f., der große Krieg 201, 244
Lockwood, Frank 98
Loder, J. V. 257
Logue, Kardinal 119 f.
London, Universität 86 f., 114 ff.
Loreburn, Lord (Sir Robert Reid) 63, 141, 151, 157, 208
Lotze, Prof. 24 f., 28, 30, 38
Lowell, James Russell 82
Lubbock, Sir John 116
Lyall, Sir Alfred 82, 111
Lyttelton, Alfred 111, 131, 148

M'Cormick, Sir William 87, 127
Macdonald, Duncan 19
Macdonald, Ramsay 191, 197, seine Arbeiterregierung 274 bis 285, eine anziehende Persönlichkeit 286
Macdonell, Lord 121.
M'Ewan, Robert 102 f.
M'Kenna, Reginald 202
Macnaghten, Lord 54, 73, 225
Makgill, George, of Kemback 32
Manchester, Universität 128, 132
Mansbridge, Albert 134, 254, 257
Marienbad 183 f.
Masson, Prof. 19
Meredith, George 79, 92 f.
Metternich, Graf 178, 194
Milner, Lord 81, 87, 123 f., 148

Moltke 180, 182
Moncreiff, Lord 72.
Montreal, die Versammlung der Advokatenvereine 227
Morant, Sir Robert 87, 192, 277
Morley, der Fall 64 ff.
Morley, Lord 88, 98, 101, 118, 123, Haldane über 90—95, 105, 111 f., 142, 152 f., und der große Krieg 200 f., 235 f., 243 f.
Moulton, Lord 197, 226
Mowatt, Sir F. 88, 118, 131
Muir-Mackenzie, Lord 226, 228
Murray, Sir George 258, 277

Neville, Sir Reginald 53
Newcastle 133
Nicholson, Lord 93, 167, 175 f., 199 f., 207
Noble, Sir Andrew 148
Northbrook, Lord 78
Nottingham 262

O'Gorman, Mervyn 205
Oliphant, General „Bully" 112 f.
Ostertag, Major 178, 198
Ottley, Admiral 207
Oxford, Lord, und Asquith 81 f., 89, 95, 98, 190, 258, Haldane über 95—98, 101, und Haldane 117, 137, 234, 248 f., 265 f., 275, Südafrikanischer Krieg 123 ff., Relugas-Abkommen 141 bis 145, 150 f., 154—157, Ministerpräsident 191, 200 bis 203, 206, 208, 210, 221 f., Curragh-Fall 233 f., der große Krieg 239, 241, 243 f., 249
Oxford, Lady 111, 113, 138

Parmoor, Lord 221, 280
Parnell, Charles Stewart 79 bis 81, 98 f.
Peers, Prof. 257, 262
Pembroke, Lord 111, Lady 111
Perks, Sir Robert 126
Phillimore, Lord 221
Plymouth, Brüder, siehe Close Plymouth Brüder
Pound 292
Pringle-Pattison, Prof. (Andrew Seth) 19 f., 30

Quebeck, Prozeß der Regierung von 43 ff.
Queen Anne's Gate, der Kaiser beim Frühstück in 197, der Vorabend des Krieges 235, 238, einige Besucher in 291 f.

Radhakrisnan, Prof. 292
Rainy 75 f.
Rathenau, Walther 292
Rayleigh, Lord 147, 204 f.
Reading, Universität 133
Redington, C. T. 118
Reid, Sir Robert, siehe Lord Loreburn
Religion, Haldanes religiöse Überzeugung 37 f., Prädestination und freier Wille 71 ff.
Relugas-Abkommen 141—145, 150 f., 154—161
Rendel, Lady 103
Rhodes, Cecil 131
Ribblesdale, Lady 111.
Rigby 70
Ripon, Lord 132, 169, 231
Ritschl, Prof. 31
Roberts, Lord 126, 173 f. 342

Roberts-Austen, Sir W. 148
Robson, Lord 186
Rogers 24
Romer, Sir Robert 53, 87
Rosebery, Lord 63, 79, 90, 92, 128, in den „Blauen Pfosten" 82, Haldane über 94 f., 98 bis 101, 107, 135, 140, 142, Südafrikanischer Krieg 123 ff.
Rothschild, Baron 131, 145 f.
Rothschild, Baroneß James de 146
Russell, Lord, of Killowen 42, 63 ff., 79
Rußland 282

St. Aldwyn, Earl 118
Sanderson, Richard Burdon 34
Sanderson, Sir J. B. 40
Sanderson, Lady Burdon 40
Sankey 259, 269 f.
Sankey-Kommission 269 ff.
Salisbury, Lord 277, 282
Salisbury, Marquis of 120, 129
Seely, General 205, 234
Schellendorff, Bronsart von 164, 179
Schlote, Fräulein 25, 28 f.
Schottischer Erdölprozeß 45 ff.
Schottland, Freie Kirche von 71 bis 77, Kirchenunion 267 ff.
Schoen, von 193 f.
Schuster, Sir Claud 279
Schutzzoll, Gegnerschaft gegen 140
Sclater, Sir Henry 234
Searls, T. H. 257
Seebach, Prof. von 26
Selborne, Lord 55, 67, 107
Sellar, Prof. 19 f.
Shaw, George Bernard 89
Sheffield, Universität 132
Sheldon 41
Siemens, Dr. 60 f.
Simon, Sir John 244
Smillie, Robert 287
Smith, A. L. 257
Smith, Prof. G. A. 38, 268
Smith, Lumley 40
Snagge 79
Snowden, Philip 283, 286
Sorley, W. R. 20, 30
Spencer, Lord 79, 132, 155
Spender, J. A. 197
Spinoza 260 f.
Sprengstoffkommission, die 147 f.
Stanley, Oliver 257
Stevenson, R. L. 35
Stirling, James Hutchison 20, 29
Stowell, Lord 18, 34
Strathcona, Lord 229
Südafrikanischer Krieg 123—127
Sumner, Lord 221
Sydenham, Lord 163

Taft, W. H. 229, 292
Tait, Prof. P. G. 20
Tawney, R. J. 254, 257, 261
Teddington 204
Tennant, Sir Charles 113
Territorialstreitkräfte, Bildung d. 170, 174 f., die Bill 171 f., und Kitchener 243
Thomas, J. H. 281, 283
Tirpitz, Admiral von 27, 211 bis 215
Tods, Murray & Jamieson, W. S. 35
Trevelyan, Sir George 81
Tschirschky, Graf 179

Tweedmouth, Lady 87, 111, eine edle Frau 113
Tweedmouth, Lord 87

Ulster, und die Homerule-Bill 232—234
Universitätsbewegung, die 86 bis 88, die irländische Universität 118—122, Erteilung vieler Statuten 131 ff.
Unierte Freie Kirche, die 71—77, und die Union 267 ff.
Unterrichts-Bill von 1902 133, von 1918 263
Unterricht, höherer 131 ff., Reform 192 f., für Arbeiter 253 bis 257, das Britische Institut für die Fortbildung der Erwachsenen 257 ff., die Konferenz von 1926 259 ff.

Victoria-Universität 127 f. 132
Völkerbund 216

Wagram, Prinz und Prinzessin 146
Wales, Universität 87
Walsh, Erzbischof 119
Walton, Sir John Lawson 186
Warr, A. F. 86, 128
Watson, Lord 54, 223, 225
Webb, Mrs. Sidney 105 ff.
Webb, Sidney 88 f., 93, 96, 105 ff., Fortbildung der Erwachsenen 114, 131, 134, 258, in der Arbeiterregierung 277
Wehrpflicht, allgemeine 172 f.
Weimar 84
Weir, Lord 237
Wernher, Sir J. C. 130
Wheatley, John 283
White, Douglas 229
Wilde, Oscar 148 f.
Wilhelm II., Kaiser, und Haldane 86, 169, 177, 179 ff., 189, seine Besuche in Windsor 193—196, und London 197, das „Puppenhaus" 197, 226, Unterhaltungen in Berlin mit Haldane 210, 212 ff., der große Krieg 245 f.
Williams, Mrs. Hwfa 112
Wilson, Admiral 197, 199 f.
Wilson, Hugh 19.
Wilson, Präsident 226
Windsor, der deutsche Besuch 194 f.
Wiseman, Mr. 44 f.
Witt, Geheimrat 87
Wöhler, Prof. 31.
Wolstenholme 220
Wootton, Mrs. Barbara 257
Wrenbury, Lord 221
Wright 63
Wright, Brüder 204
Wright, Whittaker 57 f.
Wyndham, George 111

Yeaxlee, B. A. 257
Yeomanry 170
York, Erzbischof 257

Zeppeline, englische 205

R00204 86420

CENTRAL LIBRARY

B
HALDANE

Haldane, Richard Burdon Haldane, 1st viscount, 1856-1928.

Richard Burdon Haldane : -- Stuttgart : Deutsche Verlags-Anstalt, 1930.

314 p. : front. ; 22 cm.

1. Great Britain--Politics and government--20th century. I. Title.

2378831

03/24/87